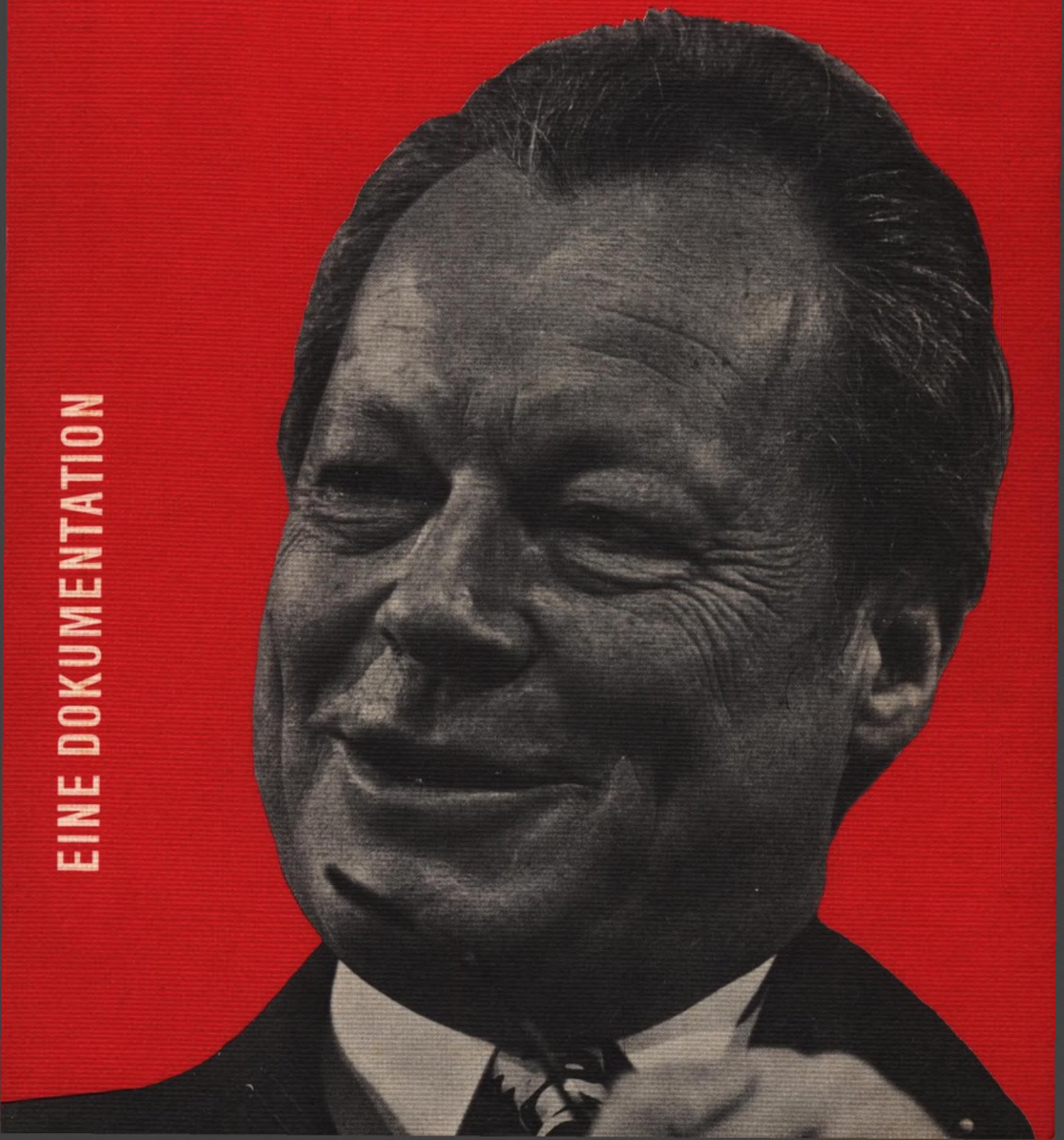
***

WILLY BRANDT ohne Heiligenschein



EINE DOKUMENTATION

WILLY BRANDT OHNE HEILIGENSCHEIN

* * *

Willy Brandt ohne Heiligenschein

MUT-VERLAG · 3091 ASENDORF

Lizenzausgabe für den MUT-Verlag
D-3091 Asendorf, Postfach 20
Gesamtherstellung: C. F. H., B. G.

VORWORT

Willy Brandt will und wird noch lange, trotz der einst widerwillig vollzogenen und teils erzwungenen Bundeskanzler-Abdankung in der deutschen Politik eine Rolle spielen, um dem in seinem gesamten politischen Leben erkennbaren Volksfrontstreben zum Durchbruch zu verhelfen.

Diese Tatsache löst die Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit aus, den Mann Brandt in seiner Gesamtheit so zu beleuchten, daß eine zusammenhängende Beurteilung seiner Person möglich ist. Bei einer Betrachtung des Brandtschen Lebens ist erkennbar, daß der politische Weg dieses Mannes fast immer eng verwoben ist mit seiner persönlichen, privaten Sphäre, die manches politische Handeln beeinflußte. Ein Grund, in dieser Schrift Teilberichte seines persönlichen Lebens darzustellen, soweit das notwendig ist, um den Menschen Brandt so erkennen zu können, wie er wirklich ist.

Damit ergibt sich ein Bild, das nicht in Einklang zu bringen ist mit jenem, das er selbst der Öffentlichkeit von sich in der Vergangenheit je nach politischer Wetterlage zu unterbreiten versuchte. Es ist bedauerlich, daß Brandt sich auf Aufforderung nicht bereit fand für eine Neuveröffentlichung seiner einst in Skandinavien vor und nach 1945 herausgegebenen Bücher seine Zustimmung zu geben. Wer den Inhalt dieser Bücher kennt, weiß natürlich, daß der Verfasser dieser Titel für manche Niederschrift in der Vergangenheit keine Erklärung abgeben kann, ohne sein heutiges Gesicht zu verlieren.

Mit diesem Buch werden nunmehr auch private Lebensdetails von Willy Brandt der Öffentlichkeit übergeben. Nicht festgehalten, um einen Menschen bloßzustellen oder gar zu diskriminieren. Es ist einfach die Pflicht jener Stellen, die sich publizistisch mit der Problematik der Politik im allgemeinen befassen, jene Menschen, die im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehen, vollends zu beleuchten, um den Bürgern die Möglichkeit zu geben, sich für oder gegen bestimmte politische Persönlichkeiten entscheiden zu können.

Willy Brandt gehört nicht zu den Unumstrittenen: wie der Inhalt dieses Buches offenbart, nicht zu Unrecht. Denn das hier vorgelegte tatsächliche Lebensbild ist nicht in Einklang zu bringen mit manchen eigenen Darstellungen, die mit dem Geruch von »Zweckmemoiren« belastet sind.

Das Lebensbild eines Mannes indessen, der sich für höchste Staatsämter geeignet hält, dessen vielschichtiges Privatleben berechtigten Anlaß zum Nachdenken gibt, darf daher der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Auch die sittlichen Qualitäten eines im öffentlichen Leben stehenden Menschen müssen zur Diskussion gestellt werden. Sie sind letztlich die entscheidende Grundlage für eine Bewertung in der Politik.

DER VERLAG

Als die »unbewältigte Vergangenheit« Willy Brandt zu stark bedrückte und über ihn hereinzubrechen drohte, entschloß er sich, mit Hilfe der Feder Leo Lanias seine Memoiren zu veröffentlichen.

Sein Buch »Mein Weg nach Berlin« will kundtun, wie sich in Wahrheit sein Leben in der Vergangenheit abgespielt hat. Leo Lania hat es vortrefflich verstanden, in dem Buch wirksame Pointen herauszumeistern. Sie halten jedoch einer genauen Prüfung nicht stand. Seine eigenen Erinnerungen genügten Willy Brandt scheinbar nicht, um offenstehende Fragen zum Schweigen zu bringen. Seine jetzige Frau Rut mußte sich mit Hilfe von Ursula Monsen und Eva Stolze in deutscher und norwegischer Sprache unter dem Titel »Rut Brandt erzählt ihr Leben« ebenfalls der Öffentlichkeit offenbaren.

Beide Lebensskizzen sind in der Auslegung von Ereignissen, Begegnungen und Ansichten sehr gegensätzlich abgefaßt und werden deshalb nachfolgend zum wiederholten Mal zitiert, weil sie eine Fundgrube für jeden sind, der Freude am »Nachblättern in der Vergangenheit« hat. Frauen haben in dem Leben von Willy Brandt immer eine große Rolle gespielt. Seine eigenen, jedoch unvollständigen, Memoiren weisen deutlich darauf hin.

Vielleicht ist es deshalb auch nur einer Frau möglich, das Zwiegesichtige seines Wesens aufzuzeichnen.

FLUCHT ODER ABENTEUER

Es fiel dem damals 19jährigen Karl Herbert Frahm nicht leicht, sich im Frühjahr 1933 von seiner Freundin Gertrud zu trennen. Aber das große Abenteuer Norwegen lockte ihn und er verließ dennoch seine Vaterstadt Lübeck.

So ungefähr schildert Willy Brandt einst – und zwar 26 Jahre später – die Erinnerung aus dem »Damals«.

Es ist heute längst bekannt, daß für Willy Brandt nicht unbedingt »Zwang« zur Flucht bestand, denn Karl Herbert Frahm gehörte bei Gott nicht mit seinen 19 Jahren zu den gefährlichen Männern, die von Hitler gesucht und deren Leben durch die Nazis bedroht wurde.

Vielleicht . . . aber auch nur vielleicht, wäre er, wie Hunderte seiner politischen Freunde, auf ein paar Wochen oder Monate inhaftiert worden.

Der Akzent seiner »Flucht« muß also auf das »Große Abenteuer« – das ihn lockte – gelegt werden.

Hat er dies selbst erkannt? Bei manchen »Interviews« meinte er: ». . . er selbst wisse heute nicht, ob seine Flucht aus Lübeck unbedingt nötig war oder nicht.«

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß sein »Fluchtmotiv« ihm später dazu diente, als Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses einen Antrag auf Schadenersatz für verlorengegangenes Studium einzureichen. Die besondere Würze liegt vielleicht darin, daß dieser Antrag erst im Jahre 1957 beim Innensenator Lippstitz – ein Freund aus der SPD – eingereicht und auch großzügig honoriert wurde.

Es ist außerordentlich interessant, festzustellen, wie der heute im reifen Mannesalter stehende Willy Brandt seine Fahrt von Travemünde nach der dänischen Insel Lolland gesehen haben will. Ist es sein jungenhaftes Naturell, das ihn veranlaßt, im Wildweststil von einer stürmischen Seefahrt zu erzählen, die er – hinter Kisten und Tauwerk versteckt – auf dem Kutter erleben mußte?

Er erinnert sich noch, daß das Schiff gegen hohen Seegang kämpfte und ihn die Seekrankheit quälte. Zitternd verbarg er sich vor den prompt auftauchenden Zollbeamten . . . Doch sie finden ihn nicht. Endlich in der Freiheit gelandet, zittern ihm die Beine infolge der überstandenen Strapazen und er vermochte fast nicht zu stehen.

Aber sein Freund, der Fischer, gibt ihm eine gehörige Portion Aquavit zu trinken, der ihm wieder neuen Lebensmut gibt.

Hatte Herbert Frahm, der glücklich Entflohene, plötzlich Angst vor seiner eigenen Courage bekommen?

»So landete ich in der Freiheit, mit einer Aktentasche und hundert Mark.« Heute wissen wir längst, wer dieser Fischer war, der 1933 den »blinden Passagier« an Bord hatte. Er heißt Paul Stoß und gab – zwei Jahre nach Erscheinen des Buches »Mein Weg nach Berlin« – den »Lübecker Nachrichten« – ein Interview: »Ich hatte Willy Brandt an Bord«.

Allerdings klingt die Schilderung der damaligen »Flucht« wesentlich anders. Paul Stoß verwendet viel weniger Pfeffer, weniger Wildwest . . . dafür aber viel mehr Gemütlichkeit bei seiner Schilderung.

Als man ihm ein Bild des Herbert Frahm, mit Pullover und Windjacke angetan, zeigte, war er der festen Meinung, ». . . das ist er! Genau so sah er aus! Ich glaube, er hatte 'nen Koffer mit.«

Dann erzählte Paul Stoß den Journalisten von einer ruhigen Nacht ohne Seegang. Alles ging glatt. Keine Zollkontrolle war zu sehen und die Wasserschutzpolizei belästigte ebenfalls den kleinen Kutter nicht. Im April 1933 war von seiten der Wasserschutzpolizei ein »Emigrantenfang« noch nicht vorgesehen.

Paul Stoß erzählte noch, daß sein junger Passagier in der Kajüte schlief.

Seinetwegen – damit der Kutter noch ruhiger lag und der Junge besser schlafen konnte – setzte er zwischendurch auch mal die Segel. »Und morgens, gegen 7 Uhr, lief der Kutter in die Bucht von Rödby ein. Da öffnete sich das Kajütenkap und der junge Mensch aus Lübeck sprang frohgemut ans Land.«

So berichtet uns also Paul Stoß die Geschichte von der »gefahrvollen« Fahrt von Travemünde nach Dänemark.

Er brachte Herbert Frahm, dessen Name er aber nicht kannte, zum Bahnhof. Sie saßen gemütlich zusammen im Bahnhofsrestaurant und tranken Kaffeepunsch mit Aquavit und warteten in Ruhe auf den Zug, der Willy Brandt nach Kopenhagen bringen sollte.

Der Reiz dieser kleinen Geschichte liegt gerade darin, daß eigentlich nur der Schluck »Aquavit« bei beiden stimmte. Ansonsten weisen beide Erzählungen ganz verschiedene Pointen auf.

Man wird dem »Kind« im Manne Willy Brandt bei seiner romanhaften Form der Schilderung Rechnung tragen und über ihn lächeln. Seine »Erinnerung«, die dann aber folgt, wirft doch ein bedenkliches Licht auf seinen Charakter.

Willy Brandt schildert in seinem Buch, daß er von dem Fischer, dem er zu großem Dank verpflichtet ist, im Jahre 1946 begrüßt wurde.

Paul Stoß wurde im Jahre 1961 darüber befragt und stellt betrübt fest: »Gesehen habe ich ihn schon, aber nicht gesprochen, als Willy Brandt 1947 bei einer Versammlung in ›Stadt Kiel‹ in Lübeck eine Rede hielt. Später habe man ihm gesagt: ›Das war der, den du 1933 nach Rödby gefahren hast, weißt du das nicht?‹« Paul Stoß wußte das. Aber er mußte die Feststellung machen, daß ihn Willy Brandt bis heute weder besuchte noch die Hand gereicht hat, um seinen Dank für die damalige Überfahrt auszusprechen. Erwartete der Fischer Paul Stoß von dem »blinden Passagier« kein Treuebekenntnis und auch keinen besonderen Dank für eine Fahrt, die eigentlich gar nicht so gefährlich war?

Hauptsache war für ihn damals, daß der Junge in einem Land gelandet war, in dem die uneingeschränkte Freiheit versprach, so leben zu können, wie er es sich wünschte; in seinem und im Interesse seiner politischen Freunde.

Seine »Freunde« hatten ihm eine politische Sonderaufgabe anvertraut, die eigentlich einem älteren Genossen zugedacht war.

Diesen Auftrag anzunehmen, war dem 19jährigen Herbert Frahm nicht schwergefallen. Das ihm so bewiesene Vertrauen seiner Freunde ehrte und schmeichelte ihn. Oslo, das er schon früher kennengelernt hatte, ge-

fiel ihm sehr gut. Er würde sich dort gut zurechtfinden und sich dort wohl fühlen. Karl Herbert Frahm dachte auch an Gertrud, die ihm folgen wollte und mit der er im freien Oslo weitaus unauffälliger und bequemer zusammenleben könnte, als das in der sehr konservativen Stadt Lübeck der Fall gewesen wäre. Bedenken, seine Mutter in einem Lande zurückzulassen, in dem nach seinen heutigen Worten: »Hitler als Totengräber der Nation« galt, hatte er nicht. Der Stiefvater war ja da. Er fühlte sich auch nicht sonderlich zu ihr hingezogen. Das Gefühl, Sohn zu sein, war ihm fremd; in seinem Buch »Mein Weg nach Berlin« schildert Willy Brandt seine Mutter als eine »kleine Verkäuferin in einem Konsumgeschäft«. Gewiß wird sie mit einem unehelich geborenen Sohn – der nicht einmal seinen eigenen Vater kannte – kein einfaches Leben gehabt haben.

Die alte Hansestadt Lübeck kann in den strengen Bräuchen – die auch im Arbeiterviertel respektiert wurden – keine Ausnahme gebildet haben. Wenngleich schon Frau Frahm, die erst viele Jahre später eine Ehe einging, in ihrer unmittelbaren Umgebung und nicht zuletzt bei ihren Genossen – sie war mehr als nur ein nominelles Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und Anhängerin der »Naturfreunde« –, Toleranz und Verständnis gefunden haben mag.

Es mußte sie aber in jedem Falle schwer treffen, als sich ihr Sohn, Jahre später, durch krasse Schilderung seiner Jugend, sich auch öffentlich von ihr distanzierte. Man muß die Memoiren Willy Brandts gelesen haben, wie er mutig und in der Erwägung der politischen Notwendigkeit seine Jugend einerseits und seine familiäre Existenz andererseits schildert. Der Hinweis, sein Vater sei ihm noch nicht einmal namentlich und schon gar nicht persönlich ein Begriff, bietet alle Möglichkeiten dafür, daß alle Türen und Tore für die pointiertesten Auslegungen geöffnet wurden.

Die Tatsache, daß Willy Brandt seinen Vater nicht gekannt hat, kann ihm niemals zum Vorwurf gemacht werden. Ein Mann aber, der nach 28 Jahren in dieser Form publiziert, nur weil er der Meinung ist, damit seine Namensänderung von Herbert Frahm auf Willy Brandt glaubhaft vertreten zu können und dabei seine noch lebende Mutter mit ihren 65 Jahren der öffentlichen Diskussion freigibt, hat bewiesen, daß ihm die Gabe, die wir Würde nennen, fehlt. Wozu derartige diskrete Hinweise führen können, verraten die vielfältigen kleinen Histörchen, die in unzähligen Zeitungen publiziert und in Journalistenkreisen verdaut werden mußten.

Leo Lania hat es zum Beispiel verstanden, durch seinen fragwürdigen Hinweis, daß der später einmal »aufgefangene« Name des Vaters auf den skandinavischen Norden hingedeutet habe, hat in der Öffentlichkeit die Vermutung lanciert, Willy Brandts Vater sei ein norwegischer Seemann

gewesen. Dies wäre auch der Grund, weshalb sich Willy Brandt so stark nach Norwegen hingezogen fühle und so rasch seine zweite Heimatsprache erlernen konnte.

Seine Scheu von der eigenen, »verschleierten Vergangenheit« mag vielleicht auch der Grund dafür sein, daß der ehemalige Herbert Frahm und auch der spätere Willy Brandt sich in seinem vielseitigen und vielfältigen Leben in einer oft brutalen und rücksichtslosen Art von Menschen distanzierte, ohne nur das leiseste innerliche Bedauern zu empfinden.

»Schattenhaft sind Gestalten und Gesichter, sie tauchen auf, um gleich wieder zu verschwinden, wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See.« – So schilderte er selbst einmal sein Inneres, das ihn mit den übrigen Menschen verband. Seine Umwelt wird für ihn nur existent, wenn er aus Impulsen saugen kann. Auf seine Jugend zurückblickend, erinnert sich Willy Brandt, daß Dr. Julius Leber für ihn das Beispiel eines aufrechten Mannes war.

»Er war kein Lehrer, sondern ein Mann außerhalb der Schule, dessen Beispiel und Wirken für ihn richtunggebend wurde«, erzählt Willy Brandt durch Leo Lania.

»Dr. Julius Leber wurde für mich zum Vorbild eines militanten Demokraten freiheitlich sozialistischer Prägung.« Willy Brandt behauptet, daß Julius Leber sein Fürsprecher wurde und er ihm die Möglichkeit verschaffte, bereits mit 17 Jahren einige Aufsätze im »Volksboten« unterzubringen. In Wirklichkeit ist es aber zu Genüge bekannt, daß der damalige Herbert Frahm in der Redaktionsstube des »Volksboten« wirklich nicht zuhause war. Seine Artikel bedurften nicht der Förderung. Denn in diesen Jahren, als Herbert Frahm tatsächlich einige Aufsätze schrieb, gehörte er längst nicht mehr den »Kreisen Julius Lebers« an, sondern war bereits von der Sozialistischen Arbeiterjugend abgesprungen und zur Jugendgruppe der linksorientierten SAP übergesiedelt. Brandt, der seit seiner frühesten Jugend sich in der sozialistischen Jugendbewegung »Die Falken« bestens bewährt hatte, schildert sich selbst: »Ich bewies eine gewisse Begabung für Organisation, das Reden fiel mir leicht.« Schon dem Sechzehnjährigen wurden verantwortliche Aufgaben von der Jugendführung gestellt. Er gehörte zu den aktivsten Vertretern der Jugendgruppe, die später eine Absplitterung erreichte. Julius Leber, der die revolutionäre Haltung der Jugendlichen in der sozialistischen Jugendbewegung besorgt betrachtete, warf der Führung seiner Partei vor, »daß sie die schöpferischen Kräfte der Jugend nicht zur Entfaltung kommen lasse«. Aber gerade diese schöpferischen Kräfte der Jugend waren es, die am meisten zur damaligen Zersplitterung der SAJ beitrugen. Julius Leber geriet damals in das Parteigezerre

von links und rechts. Willy Brandt skizzierte uns Leber folgendermaßen: »Weil er die Republik bejahte, den Gedanken der demokratischen Wehrhaftigkeit vertrat, sich gegen jene wandte, die einem blutleeren Idealismus von der Hand in den Mund leben, wurde er als Rechtssozialist bezeichnet. Die Linken warfen ihm dagegen vor, er verrate die Prinzipien des Klassenkampfes.« Die Einstellung der Jugendlichen innerhalb der sozialistischen Jugendbewegung kommentiert Brandt: »Wir im Jugendverband waren . . . natürlich . . . linksradikal. Die fortschreitende Radikalisierung der Linken, gefördert durch die Provokationen der Nazis und die Verschärfung der wirtschaftlichen Krise erweiterte die Kluft zwischen uns Jungen und der Führung der Partei. Im Herbst 1931 kam es dann zum Bruch. Als Ergebnis organisatorisch disziplinarischer Maßnahmen der Parteiführung kam es zur Abspaltung des linken Flügels der Sozialdemokratie. Einige wenige Reichstagsabgeordnete, eine Reihe aktiver Parteigruppen – vor allem in Sachsen –, nicht aber zuletzt ein großer Teil der sozialistischen Jugend folgte denen, die zur Gründung einer sozialistischen Arbeiterpartei – SAP – aufriefen.«

So schildert uns Willy Brandt die damalige politische Absplitterung von der SPD zur SAP. In einer lebhaften Darstellung schildert uns Willy Brandt, wie Leber seinerzeit versuchte, ihn vom Austritt aus der gemeinsamen Partei zurückzuhalten. »Ob ich denn von allen guten Geistern verlassen sei?« Diesmal verlor Leber die überlegene Ruhe, die er sonst in seinen persönlichen Aussprachen zeigte. »Die SAP sei doch nur ein halber Krüppelverein. Revolutionäre wollten sie sein? Impotente waren sie, die aus der Erkenntnis ihrer physischen oder sonstigen Unzulänglichkeit in den Radikalismus flüchteten.« Diese Pointe, wahrscheinlich von Leo Lania mit viel Routine eingebaut, erinnert sehr stark an eine Äußerung Dr. Schumachers von 1946, wo er die SAP die »Leichtmatrosen von Panzerkreuzer Impotent« betitelte. Doch Willy Brandt fand damals Julius Leber sehr ungerecht und protestierte gegen dessen Auffassung sehr scharf. »Wir trennten uns in Bitterkeit und sahen uns nicht mehr wieder.« Wer Julius Leber gekannt hat, weiß, daß er mit der Jugend sehr viel Geduld hatte und noch mehr Verständnis bewies. Niemand aber wird behaupten wollen, daß ein Julius Leber mit Sechzehnjährigen in der von Leo Lania so plastisch geschilderten Ausdrucksart hätte sprechen können. Es wird Willy Brandt kaum möglich sein, einen Zeugen anführen zu können, der dieses Erlebnis mit Julius Leber in nur irgendeiner Weise bestätigen könnte. Aber Willy Brandt ist ein Künstler, wenn es gilt, für sich und seine Laufbahn einen Gönner oder ein Vorbild aufzubauen. Julius Leber mußte danach als die »wirkungsvollste« Persönlichkeit seiner Jugendjahre her-

halten, trotzdem ihr Nebeneinandergehen nur von kurzer Dauer war und auch nicht so innig, wie Willy Brandt es schildert. Wenn ihm Julius Leber wirklich das gewesen wäre, was er in den späteren Memoiren als wahr hinstellt, nämlich: »Freund und Gönner« . . . dem er viel zu verdanken hatte . . . »dessen Beispiel und Wirken für ihn richtunggebend wurde« . . . »Wegbereiter und Leumund für seinen politischen Weg«, dann hätte er, der sich von Julius Leber 1931 im Bösen trennte, während der folgenden zwei Jahre, die er noch in Lübeck lebte, nach Möglichkeiten zu einer neuen Kontaktaufnahme mit Leber suchen müssen. In Wirklichkeit sprachen sie aber »bis zum Tode Lebers nicht mehr« und eine nachweisbare Neuaufnahme der vormaligen Beziehungen zu Julius Leber ist von seiner Seite aus nicht zu erbringen.

Doch frappierend ist bei dieser Skizzierung nicht so sehr die Tatsache, daß, ob die Geschichte, die journalistisch so sehr gut ausgefüllt wurde, wahr ist oder nicht. Wiederum kommt es nur auf den Kern an, wie Willy Brandt die innere Bindung zu einem anderen menschlich darzustellen vermag, indem er als damals sechzehnjähriger junger Mann sein »selbstgezimmertes Vorbild« abkanzelte, und später zu schreiben weiß: »Ich fand Leber ungerecht und protestierte sehr scharf. Wir trennten uns in Bitterkeit und sahen uns nicht mehr wieder.« Bereits als Sechzehnjähriger verließ er einen Menschen, der ihm nach seinen eigenen Worten Freund und Gönner gewesen war. Er empfand kein Bedauern, sondern sah nur das Neue auf sich zukommen und die hierbei gebotenen Chancen. Er schildert seine Tätigkeit nach dem Austritt aus der SAJ wie folgt: »Ich hatte mehr als genug zu tun im Dienste der neuen politischen Gruppe, die mich trotz meiner jungen Jahre zum politischen Leiter machte. Tag und Nacht war ich auf den Beinen, als Organisator und Versammlungsredner, für die SAP und ihrem Jugendverband.« Das Mädchen Gertrud, von dem sich Willy Brandt, »nur schwer trennen konnte«, als er später Lübeck verließ, lernte er in der sozialistischen Jugendbewegung kennen. Die Gemeinschaft der Heimabende und die Romantik der Fahrten und Lagerfeuer mögen mit dazu beigetragen haben, in ihnen die ersten Liebesempfindungen zu wecken. Willy hat schon manches Mädchen kennengelernt, aber mit keiner fühlte er sich so eng verbunden, wie mit Gertrud Grewe. Wenn ihm Julius Leber nach seinen eigenen Aussagen im 17. Lebensjahr bescheinigte, daß er trotz seiner Jugend einen »guten Tropfen« und die »Gunst eines schönen Mädchens« zu schätzen wisse, war damals vielleicht schon der Akzent für sein ganzes Leben gesetzt. Wenn Leo Lania auch zu erzählen weiß, daß der kleine, achtjährige Herbert Frahm bereits einen Unterschied zwischen arm und reich erkannte und einsah, daß

er in die Abteilung der »Armen« gehörte und es Dinge gab, die für seinesgleichen unerreichbar waren, so gelang es doch dem jungen Herbert Frahm und dem Mann Willy Brandt vieles zu erreichen; zumindest hat er zu jeder Zeit gewußt, wie man was bei hübschen Mädchen erreicht. Gertrud Grewe war vielleicht das erste intelligente und hübsche Mädchen, dem Herbert Frahm sich enger verbunden fühlte. Sie spielte eine gewisse Rolle – die bis heute noch nicht ganz zu durchschauen ist – in seinem Leben.

Blond, mit lachenden Augen und einer bemerkenswerten Figur hatte sie Willy Brandt zuerst rein äußerlich gefesselt. Dann spielten sich politische Gemeinsamkeiten heraus und ihre Verbindung erhielt über die physischen Interessen hinaus auch in der politischen Zusammenarbeit einen ganz bestimmten Schwerpunkt.

Gertrud war begeistert über die Rolle, die Willy Brandt bei der Absplitterung von der SPD und bei der Gründung der SAP spielte. Sie war voller Stolz, als Willy Brandt der politische Leiter der neuen Gruppe wurde. Auch wenn diese Aktivität – »Tag und Nacht war ich auf den Beinen – als Organisator und Versammlungsredner für die SAP und ihrem Jugendverband« – ihr manche Stunde engen Beisammenseins mit Willy Brandt raubte. Beider Ehrgeiz war wohl auch größer, als der Trieb ihrer menschlichen Beziehungen, und nach der Erfüllung ihrer Wünsche stürzten sie sich um so mehr in die politische Aktivität.

Brandt, der sich in diesen jungen Jahren nur ungern einem seiner Freunde anvertraute, teilte mit Gertrud seine heimlichsten Gedanken, seine Wünsche und Pläne. Sie wurde ein Teil seiner selbst.

Bei ihr konnte er rückhaltlos offen und »ganz sich selbst sein«, ohne die Furcht zu empfinden, verraten zu werden. Sein Einfluß auf Gertrud war groß. Sie war ihm treu und ergeben. Zärtlich nahmen sie im April 1933 Abschied voneinander und gaben sich das Versprechen alles zu tun, um bald in Oslo zusammenleben zu können.

Gertrud war nicht nur ein hübsches, sondern auch ein sehr gescheites und energisches Mädchen. Sie fand deshalb auch bald die Gelegenheit, sich von Deutschland abzusetzen und war schon einen Monat nach Willy in Oslo. Auch ihre »Flucht« war eine gefahrlose, wenngleich sie seinetwegen auch alles gewagt hätte. Die kurze Unterbrechung ihrer intimen Kontakte hatte eigentlich ihre Verbindung noch mehr gefestigt. Beide waren jung, sie wußten, daß das norwegische Exil ihnen nicht nur Sicherheit, sondern auch die Möglichkeit gab, trotz ihrer Jugend bedenkenlos zusammenleben zu können.

Bei ihrem Eintreffen in Oslo fand Gertrud einen jungen Mann vor, der

schon in den kurzen Wochen seines Junggesellenlebens ziemlich unregelmäßig und – zwanglos gelebt hatte. Nach der eigenen Erzählung Willy Brandts »schafften die Hände und die Gegenwart dieses Mädchens Ordnung in mein aus den Fugen geratenes Junggesellenleben.«

Aber die schon äußerliche Umwandlung des Lübecker Jungen in den politischen Funktionär war nicht mehr aufzuhalten. Brandts Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Umstände war bemerkenswert. Die von ihm bereits früh entwickelte taktische Geschmeidigkeit, so zu sein, wie man ihn brauchte und wünschte, veranlaßten ihn, Pullover und Windjacke in eine Ecke zu werfen, um sich mit etwas »flotterer« Kleidung selbstsicher und »emigrationsfremd« geben zu können.

In Oslo sah man ihn als einen großen, zwar schlaksig und betont leger sich gebenden, aber gut aussehenden Burschen.

Ein bestimmter Typ von Jugendlichen trug damals schief über das Auge gezogene Schlägermützen und einen Trenchcoat, der eng um die Taille geschnürt war. Herbert Frahm bediente sich mit großem Vergnügen dieser Kleidung. Mit der Pfeife, die ihn lange begleiten sollte, kam auch die Nuance des etwas Abenteuerlichen in diesen ganzen Aufzug.

Wenn er zu der Zeit auch noch nicht ganz den Typ des späteren »Frauenlieblings« darstellte (»wenn ich ihn sehe, wird mir immer ganz heiß«, laut STERN), so waren die Ansatzpunkte bereits dafür gegeben. Vor allem aber war sich Willy Brandt seiner Waffe gegenüber weiblicher Schwäche bewußt. Er hat sie oft einzusetzen gewußt.

Zum Beispiel zum »bel ami«, den er heute verkörpert, mit dem er und seine Freunde spekulierten, muß man geboren sein. Diese Veranlagung kann nur noch unterstrichen oder hervorgehoben werden. Und das verstand Willy Brandt zur gegebenen Zeit sehr geschickt.

Gertrud wurde in Oslo bald Frau Frahm genannt und war als solche bei den Freunden in politischen Kreisen sehr beliebt. Sie half ihm bei der Arbeit und wurde ihm so eine große Hilfe. Sie berücksichtigte immer seinen, ihr so bekannten Ehrgeiz und wußte ihn in den Stunden, wo er vermeinte, nicht weiterzukommen, aufzumuntern und zu trösten. Sie gab ihm den nötigen Halt, wenn er an sich selbst verzweifelte.

Aber auch in Oslo flirtete er bereits mit »kleinen Gelegenheiten« und konnte nur schlecht widerstehen, wenn lachende Augen – oder mehr – lockten. Doch es blieben Episoden, die immer ständige Begleiterinnen in seinem Leben waren. Gertrud kannte seine Schwächen und Fehler. Sie nahm ihn so, wie er war und vermied es, ihn an die Fesseln zu erinnern, die er sich selbst angelegt hatte. Sie liebte ihn und vertraute ihm bedingungslos.

Über die Dauer ihrer Gemeinschaft wird sich Gertrud zu der Zeit wohl kaum Sorgen gemacht haben. Ein Mädchen, das die Heimat verläßt und einem Mann folgt, der sie dazu aufgefordert hat, das sich dem Mann nicht nur körperlich, sondern auch politisch eng verbunden fühlt, ist sicherlich davon überzeugt, daß Liebe ewig währt. Aus ihrer sozialistischen Denkungsart und der eigenen sauberen Einstellung heraus bedurfte Gertrud nicht noch eines kirchlichen Segens, um glücklich zu sein.

Beide standen zudem den religiösen Empfindungen verständnislos gegenüber. Der »organisierte Religionsbetrieb« war zumindest für Willy Brandt ein Greuel.

Der Knabe Herbert Frahm wurde beim Großvater erzogen, der ihn rügte, wenn er mit der Schule in die Kirche gegangen war. Der Großvater war ein Parteigänger August Bebels, »einer der ersten Roten im Dorf« . . . Sozialismus war ihm mehr als ein politisches Programm, es war ihm eine Art Religion. Herbert wurde nie müde, seinen Prophezeiungen zu lauschen. Er bekennt in seinen Memoiren: »Wenn ich eben sagte, daß ich nicht religiös war, so meinte ich, daß ich dem organisierten Religionsbetrieb fernstand. Frömmelei war mir zuwider . . .« ». . . und hielt mich für einen Freidenker. Als Knabe war ich nie wachgelegen, ohne der Frage nach dem Schöpfer nachzugrübeln – ich sagte mir, daß es immer noch eine letzte Frage hinter allen Fragen gibt . . .«

Daß diese von Willy Brandt auch heute noch gezeigte Auffassung natürlich nicht mit einer sogenannten Religionsgemeinschaft zu tun hat, ist wohl jedem erklärlich, der einer solchen angehört. Jeder Anarchist ist bereit und genötigt, nach dieser »letzten Frage hinter allen Fragen« zu forschen. Jeder Atheist sucht nach dem Hohen Gesetz. Nur – es ist ihnen fremd, sich einer Gemeinschaft im Sinne einer christlichen Anschauung unterzuordnen – denn diese christliche Gemeinschaft, oder jede andere Religionsgemeinschaft, verpflichtet zu einer bestimmten Grundhaltung, die wiederum im Widerspruch zu einer freien – allzufreien – Lebensauffassung stehen würde.

Aber diese Fragen haben wohl Gertrud und Herbert Frahm niemals besondere Kopfzerbrechen gemacht.

Die ersten Schatten fielen auf die enge Verbundenheit zwischen den beiden, als der politische Funktionär der SAP, mit konspirativen Aufgaben bedacht, seine ersten Auslandsreisen antrat. Die Zentrale der SAP befand sich in Paris. Dorthin führten die meisten Reisen. Und auch hier war ihm eine Frau durch die Arbeit eng verbunden . . . Hilde Walter.

Aber auch nach Prag fuhr Willy Brandt. Dort hatte er deutsche Freunde sitzen, die ihn über die politischen Ereignisse in Deutschland informier-

ten, ihn aber auch auf dem laufenden hielten, was der emigrierte Exilvorstand der SPD beabsichtigte und welche Pläne ausgearbeitet wurden. Aber Prag war auch sonst noch ein schönes und lebenslustiges Pflaster und es war bekannt, daß es sich dort für »muntere« Leute sehr lustig und gut leben ließ.

Auch Gertrud wurde mit Sonderaufgaben bedacht und führte sie durch. Ihr Bestreben galt allein, Willy Brandt nutzbringend zu unterstützen. Auch als die ersten Spannungen zwischen ihm und norwegischen Funktionären und deutschen Emigranten auftauchten, wußte Gertrud vermittelnd einzugreifen. Ja, oft war sie in der Lage, ihren Lebensgefährten rechtzeitig vor unterschwelligen Angriffen zu warnen, die gegen ihn gestartet wurden.

Immer ist die Emigration und die konspirative Tätigkeit Willy Brandts der Grund aller Gerüchte, Anfeindungen und Kritiken gegen ihn gewesen, die später in Deutschland aufgegriffen und vielleicht ergänzt worden sind.

Seine Mitarbeit in der norwegischen Jugendbewegung verlief natürlich auch nicht ganz reibungslos. Nachdem Willy Brandt festgestellt hatte, daß er kein Emigrant mehr sein wollte, bemühte er sich zwar ernsthaft, seine Beziehungen zu Deutschland aufrechtzuerhalten, gleichzeitig sah er es aber als ebenso wichtig an, so schnell wie möglich den Anschluß an das politische Leben in Norwegen zu finden. Er wurde aktiv.

Doch bereits 1934 schloß er sich – genau wie seinerzeit in Lübeck – einer oppositionellen Gruppe an. Ohne mit den Verhältnissen des Landes genügend vertraut zu sein, machte er sich zu dessen Fürsprecher und stand bald im heftigsten Widerspruch zu den Führern der norwegischen Arbeiterpartei, der Partei eines Landes, das ihm Exil gewährt hatte. Willy Brandt schmeckte es nicht, daß die norwegische Arbeiterpartei – die als sehr links orientiert galt – sich ebenso »rechts« orientieren wollte, wie die Bruderparteien in Schweden und Dänemark. Der 21jährige deutsche SAP-Emigrant stellte fest: »Mit den Maßstäben einer reinen Lehre war hier nicht viel anzufangen.« Die Möglichkeit, in Norwegen so aktiv sein zu können, verschaffte ihm Jacob Walcher, und er verstand es besonders, seine Freundschaft mit dem ehemaligen Kommunisten und späteren Vorsitzenden der SAP auszubauen. Schon als dieser im Sommer 1933 von Prag nach Oslo kam, berieten sie darüber, wie die Untergrundarbeit in Deutschland von norwegischer Seite finanziert werden könnte. Walcher, der auch Gertrud besonders gewogen war, wurde für Willy Brandt der Lehrmeister und Gönner. Er wurde aber auch sein Manager, um durch ihn in jene Kreise zu kommen, auf deren Verbindung er Wert legen muß-

te, um sich ein warmes Nest in der Exilheimat bauen zu können.

Walcher brachte Herbert und Gertrud Frahm in die Gruppe norwegischer sozialistisch-kommunistischer Intellektueller, »MOT DAG« (Dem Tag entgegen), die er aus der Zusammenarbeit mit den von Moskau losgelösten kommunistischen Oppositionsgruppen kannte. Im Frühsommer 1933 nahmen auch Herbert und Gertrud als »Genosse und Genossin Frahm« mit Jacob Walcher das erstemal an einer Tagung des »MOT DAG« teil. Nicht ohne Grund wurde Gertrud als Frau Frahm offiziell registriert. Die »lose Lebensgemeinschaft« gab genügend Anlaß zu dieser, wenn auch unwahren Konvention. Bei der »losen« Gestaltung ihrer »freigewählten Lebensgemeinschaft« blieb es denn auch bis 1939. Dann ging nämlich Gertrud nicht ohne Grund und Gram nach Amerika.

Über Willy Brandts konspirativen Ausflug von Oslo nach Amsterdam brachte Susanne Sievers die nachstehende Skizze: »Diese ›lose‹ Lebensgewohnheit paßte auch zu seiner ›konspirativen‹ Tätigkeit, die er nun insbesondere im Auftrage Jacob Walchers ausführte.

Er hatte seine Freude daran, unter allen möglichen Namen durch die Welt zu gondeln und war stolz darauf, wenn er seine gefälschten Papiere, die er in der Tasche trug, glaubwürdig an den Grenzstationen anzubringen wußte. Im Jahre 1934 fuhr er zu einer geplanten Tagung der politischen Emigranten in Laar nach Holland. Er überschritt die holländische Grenze mit schwedischen Papieren, die auf den Namen ›Willy Flamme‹ ausgestellt waren.

Die Tagung wurde aus unvorhergesehenen Gründen abgesagt. Aber ›Willy Flamme‹ = Herbert Frahm = Willy Brandt kam in jenem Lokal, wo das Treffen geplant war, mit vier anderen Deutschen – in Holland lebenden Emigranten – zusammen.«

Damals wurde er das erste Mal verhaftet. Aber er hatte riesiges Glück, denn seine Inhaftierung dauerte nur einen Tag. Im Gegensatz zu den vier anderen deutschen Emigranten, die verhaftet und in Emmerich gefesselt der Gestapo übergeben wurden, konnte der deutsche Schwede »Willy Flamme« ungeschoren am nächsten Tag Holland verlassen.

Während der Olympiade 1936, so erzählt uns Willy Brandt, tauchte er – diesmal unter dem Decknamen »Martin« – in Berlin auf, um neue Kontakte zu suchen und alte politische Bindungen zu pflegen. Er sei als Student getarnt, illegal tätig gewesen.

Jedenfalls hat er damit bewiesen, daß seine »Flucht« 1933 alles eher als eine notwendige »Flucht« war, und er sich in Deutschland sehr sicher gefühlt haben muß.

Längst war in Gertrud die Gewißheit wachgeworden, daß sie in Willy

Brandt nicht den Mann fürs Leben gefunden hatte. Sie mußte erkennen – was nach ihr auch noch andere einsehen mußten – daß das, was der Achtzehnjährige schon zu schätzen wußte, dem heranreifenden Mann zur Gewohnheit und bei seiner konspirativen Arbeit beinahe schon zur Notwendigkeit geworden war: – Frauen – und der gute Tropfen – oder besser, der gute Tropfen und dann die schöne Frau.

Gertrud kannte aus eigener Erfahrung, daß jede »enge« Zusammenarbeit mit ihm in einer intimen Atmosphäre enden würde, weil er sie anstrebte, wenn nicht gar gebrauchte.

Sie hatte Angst, ihn zu verlieren. Vor allem dann, wenn er auf einer seiner Reisen war und sie ihn nicht zum »Durchhalten« beeinflussen konnte. Man muß wiederum bei ihm selbst nachlesen, wie er seine Pariser Tage schildert: »Paris im Sommer 1937, schöner, fröhlicher, als ich es je gesehen hatte, überschäumend von Lebenslust.« Es gibt aus dieser Zeit noch manchen Kumpan, der mit Willy Brandt eine schöne Zeit verlebte und daraus zu berichten weiß. Männer, die ihn politisch zwar nicht verstanden, aber der Meinung waren, daß er als »Mann« bei Frauen nie versagte.

Nach seinen eigenen Schilderungen trafen Gertrud und er sich mit ihrer und seiner Mutter in Kopenhagen. »Mutter hatte kein Wort der Klage. Ich sollte mir ja keine Sorgen um sie machen.« – »Ich handelte, wie ich handeln mußte.« So seine eigene Auffassung über die damalige Begegnung.

Seine Fahrten ins Ausland waren zwar immer sehr abenteuerlich, aber nie sonderlich gefährlich, da er immer mit »guten«, wenn auch nicht echten Papieren eingedeckt war. Und wenn ihn schon einmal das »Los des Emigranten« traf, so dauerte dies nie lange, immer nur Tage. Dies zeigt ja auch, wie schnell er seine erste Panne in Holland als »Willy Flamme« überstand. Für die anderen vier Genossen folgten damals harte und lange Zuchthausjahre.

Eine Reihe von Episoden, Abenteuern und zufälligen Bekanntschaften liegen am Rande dieser Jahre. Sie gaben neben den politischen Aufgaben dem jungen Willy Brandt die Bestätigung, daß er auch sonst ein ganz »brauchbarer« Kerl sei. Sie drückten ihm aber auch den Stempel auf, der ihn in den Augen der Frauen interessanter und in ihrer Hingabe willfähriger machte.

Viele Moritaten sind im Umlauf über diese Zeit. Viele Gerüchte drangen auch zu Gertrud und dehnten sich bis zu den delikatesten und ehrenrührigsten Verleumdungen aus. Aber Gertrud wußte: »Das kann doch nicht wahr sein!« Nur einmal wurde sie unruhig, als man ihr erzählte, er, Willy, habe unter anderem Namen in Spanien geheiratet, weil die Spanie-

rin »anders nicht zu haben war«. (Ein Gerücht, das sich heute, wenn auch in anderer Form, noch erhalten hat. Danach soll die spanische Frau Frahm »ihren« Mann durch eine Bildreportage in einer illustrierten Zeitung erkannt haben.)

Aber Gertrud glaubte nicht daran. Er wußte sie zu überzeugen, daß er vor Arbeit, zwischen diversen Sondereinsätzen, mit seinen eigenen Feinden kämpfend und der von ihm geleisteten humanitären Hilfe keine Zeit gefunden hätte, in »Amour« zu machen.

Glaubten ihm auch die Menschen, die ihm vorwarfen, die humanitäre Hilfe, die das kleine Land Norwegen gewillt war, den um Freiheit kämpfenden Menschen – jeder Couleur zu geben – in eine Quelle politischer Korruption verwandelt zu haben?

Gertrud konnte nicht alle Gerüchte, die von Spanien nach Oslo kamen – die ihn bis zum heutigen Tag verfolgen – bereinigen. Man warf ihm vor, seine Haltung wäre nicht einwandfrei gewesen, zumindest aber fragwürdig.

Seine angeblichen oder tatsächlichen Querverbindungen zu deutschen KP-Leuten wurden anders ausgelegt. Seine Beziehungen zum bolschewistischen Hauptquartier, der »Casa Carola Marx«, seien verdächtig gewesen. Später soll sogar die illegale POUM-Führung = (Arbeiterpartei für marxistische Einheit) jeden gewarnt haben, daß die Berührung mit Willy Brandt schwerwiegende Folgen haben könnte. Eine Fülle von Verdächtigungen, deren Ursprung wohl nicht allein im Samariterdienst für die Kämpfenden zu suchen ist.

Willy Brandt berichtet selbst: ». . . Ich war nach Spanien gereist als Korrespondent für skandinavische Blätter und als Vertrauensmann meiner politischen Freunde in der Emigration, in ihrem Auftrag sollte ich beobachten und berichten.«

Ist hier die wahre Ursache aller dieser Verdächtigungen zu suchen? War seine Sucht zu berichten und beobachten so groß, daß er sich verdientermaßen diese Vorwürfe zuzog? Irgendwo ist etwas dunkel in dieser Sache, denn seine als Journalist verfaßten, von ihm so oft zitierten Berichte oder Artikel in skandinavischen Periodicas sind zumindest nicht unter seinem Namen oder einem der bekannten Decknamen veröffentlicht worden.

Wie aber konnte es zu dem Verdacht kommen, daß er die Schuld an der Ermordung Landaus trüge? Landau, der ehemalige Sekretär von Trotzki, war einflußreichster »POUM-Führer« und verfaßte seinerzeit ein Memorandum, welches die Schuld der Bolschewisten an der Provokation zugunsten Francos unter Beweis stellen sollte.

Es gab fünf Original-Exemplare. Eines geriet in die Hände der Bolschewisten. Landau wurde ermordet. Man war sicher, daß dieses Memorandum die Ursache zur Liquidierung Landaus gab. Um die Täter zu ermitteln, wurden die Original-Exemplare zurückgefordert. Vier kamen zurück, das von Willy Brandt fehlte. So erzählte man.

Die Witwe Landaus verklagte beim Londoner Büro der II½ Internationale Willy Brandt wegen Anstiftung und Beihilfe zum Mord an ihrem Mann. Aber das für diese Anschuldigung zuständige und angerufene Internationale Parteigericht sah sich aus verschiedenen Gründen veranlaßt festzustellen, »daß dies noch kein Beweis sei«, und sprach ihn wegen unzureichender Beweise frei. Jacob Walcher und Paul Fröhlich, die wie Löwen um ihn kämpften, waren seine Zeugen, die noch andere Schwergewichte in diese Verhandlung zu bringen wußten.

Gegen Frau Landau, die ihre Anklage aufrechterhielt, unternahm dann auch Willy Brandt nichts mehr. Vielleicht deshalb, weil er Frauen gegenüber immer ein weiches Herz hatte?

Willy Brandt hatte viele Weggefährten, die nach anfänglichem Wohlwollen ihm skeptisch, wenn nicht gar feindselig gegenüberstanden.

Ein Gefährte Willy Brandts gibt folgenden Kommentar zu den Spanien-Ereignissen: »Willy Brandt deklarierte sich in Spanien als Journalist. Mit den Kämpfen hatte er dort an sich nichts zu tun. Wenn ihn die Stalinisten besser behandelt haben als etwa den ebenfalls in Spanien weilenden SAP-Mann Peter Blachstein (einst SPD-MdB für Hamburg), dann lag das sicher daran, daß Brandt mit seinem Herrn und Meister Jacob Walcher auf der Volksfrontlinie lag, die auf dem 6. Weltkongreß proklamiert worden war.«

Willy Brandt behauptet zu alledem: »Eine Kette von tragischen Zufällen war immer die Ursache aller dieser Verleumdungen.« Manche waren der Meinung, daß es denn doch zuviele der »Zufälle« gab, um noch an »Zufälle« glauben zu können. Andere gibt es, die sagen wiederum: »Um diesen Menschen herum waren ständig Skandale. Einen weniger Kaltschnäuzigen hätten sie politisch längst schon erledigt.«

Gertrud, zu der Zeit ihm immer noch treu verbunden, war erst dann wieder glücklich, wenn er von seinen Reisen in fremde Länder zurückkommend, wieder gut in Oslo gelandet war. Für sie wurden diese Zeiten immer schwerer. Sie war nicht imstande, Willy länger zu halten. Das Band war zwar noch nicht völlig zerrissen, aber die einstmals enge Verbundenheit war eine sehr lose geworden. Willy sah in der »deutschen Jugendgenossin« längst nicht mehr die Brücke, die zu seinen persönlichen Wünschen führte. Er war ihrer etwas müde geworden. Hatte er das Gefühl,

Fesseln zu tragen? Störten sie ihn? Er wollte längst nicht mehr »Emigrant« sein. Wurde ihm der »deutsche« Umgang langsam zur Fessel?

Noch oft sollte er den Versuch unternehmen, Fesseln, die ihm lästig wurden, einfach abzustreifen. Gertrud spürte es zuerst. Wohl war sie ihm im Überschwang des jugendlichen Gefühls nach Norwegen gefolgt und hatte ihre eigene Heimat aufgegeben. Aber was half dies alles?

Der 25jährige Willy Brandt war der bereits um 9 Jahre älteren Carlota begegnet und von ihr beeindruckt. So mußte sich Gertrud anderen Dingen zuwenden, die ihr Ablenkung schenkten und den Abschied leichterfallen ließen.

CARLOTA THORKILDSEN

Carlota Thorkildsen war ungefähr 35 Jahre alt, als sie Herbert Frahm in Oslo kennenlernte. Sie war 1904 in Köln am Rhein geboren. Ihr Vater, Ingenieur, war Norweger, ihre Mutter Amerikanerin. Sie hatte lange Jahre in Paris Sprachen und Soziologie studiert. Später einige Semester Volkswirtschaft an der Universität in Oslo. Jetzt war sie Sekretärin im »Institut für vergleichende Kulturforschung«. Klein, zierlich, dunkel, entsprach sie eigentlich gar nicht dem Typ, der sonst von Willy Brandt vorgezogenen Frauen.

Eine Frau mit hohem Intellekt, besaß sie – die erste Jugend hinter sich – eine Reife, die den so viele Jahre jüngeren Willy Brandt wohl angezogen haben mag.

Aber, da war noch mehr . . .!

Carlota, von frühester Jugend an sozialistisch gesinnt, aber immer mit dem Drang nach der extremen politischen Linie, besaß eine große Freundesschar, die überwiegend in kommunistischen oder linksstehenden Lagern standen. Sie war in bestimmten Kreisen Oslos sehr geschätzt und geachtet. Sie besaß viele Verbindungen. Durch sie kam Willy Brandt erst an jene Kreise heran, die seine »politischen Fähigkeiten« in Anspruch nahmen.

Willy Brandt weiß sehr plastisch zu berichten, daß er in den ersten Monaten des Krieges mit großer Zuversicht der Zukunft entgegensah. Er hatte Carlota getroffen, »die meine Frau werden sollte«. »Die Gründung einer Familie – das war ein Stück Wirklichkeit, ein gewisser Halt in der Flut der sich überstürzenden Ereignisse.« So erzählte es uns Willy Brandt heute!!

Aber wie stellte sich der damals 26jährige Willy Brandt die Gründung seiner ersten Ehe wirklich vor? Vorerst sah es nach seinen eigenen Schilderungen so aus: »Unwirklich war die Begegnung auf einer Skihütte Weihnachten 1939 mit norwegischen Freunden aus dem Lager der radikalen Intelligenz, unwirklich ihre pazifistischen Ideen, die sie vortrugen – wenig später wurden sie aber die Männer des Widerstandes.«

Er verbrachte den Urlaub zusammen mit Carlota! »Wirklich war die Harmonie, die große Ruhe des Friedens, die wir während des Osterurlaubs 1940 oben in den Bergen erlebten, zwischen Eis und Schnee. Wie fern schien hier – im Gebirgshaus der Familie Lange – der Krieg, wie nichtig das menschliche Getue und Gezänk.«

Inzwischen hat sich Willy Brandt – als Herbert Frahm – längst schon in der elterlichen Wohnung Carlotas heimisch einquartiert.

Dann brach der 8. April 1940 über Oslo herein. Freunde warnten ihn: Oslo müsse mit einem Angriff rechnen. Er reagierte optimistisch. Darüber schreibt er wieder in seinen Memoiren: »Doch ich zog für mich selbst keine Forderung aus meiner Voraussicht, traf keine Maßnahmen gegen die uns bedrohenden Gefahren.«

». . . Es gab einen Fliegeralarm in dieser Nacht des 8. April. Auch er beunruhigte uns nicht übermäßig.«

»Carlota erwartete ein Kind!«

War das die Wirklichkeit – die Sehnsucht zur Gründung einer Familie, von der er heute so plastisch zu erzählen weiß?

Sicher, die »Lebensgefährtin« bekam ein Kind! – Doch dies war noch lange für Willy Brandt kein Grund, deshalb Carlota zu heiraten und dem Kind einen legalen Namen zu geben. Warum auch!!

Es mag sein, daß Willy Brandt – nicht aufgewachsen in der Nestwärme eines geordneten Familienlebens – von seiner Gefährtin die gleiche Tapferkeit und Selbstlosigkeit erwartete, die er bei der Mutter durch seine eigene vaterlose Existenz kennengelernt hatte. Jedenfalls fand er keine Zeit und hatte möglicherweise auch keine Neigung, die ledige Mutter und das kommende Kind durch einen konventionellen Rahmen zu schützen. Zuvor mußte er jetzt vor allem sich selbst in Sicherheit bringen. Die Deutschen waren im Anmarsch – er befand sich in Gefahr!

Wieder kam ein Abschied, denn Carlota mußte in Oslo zurückbleiben. In einer Stadt, die für Mutter und Kind eigentlich doppelt gefährlich werden mußte, denn sie war als Gefährtin Willy Brandts bekannt und als Intellektuelle aus linken, radikalen Kreisen bestimmt der Gefahr einer Verfolgung zumindest ebenso ausgesetzt wie ihr »Lebensgefährte« Herbert Frahm bzw. Willy Brandt.

Die Gefahr konnte also für Carlota keinesfalls geringer sein. Aber Willy Brandt setzt sich immer dann ab, wenn er vermeintliche oder wirkliche Gefahr im Anzug sieht und läßt immer erst später seine jeweils mit ihm »verbundenen Lebensgefährtinnen« nachkommen.

Brandt trifft sich mit politischen Freunden der Arbeiterpartei und setzt sich in Richtung Hamar ab.

Er berichtet darüber: »Gleich uns verließen Tausende die Stadt – vor der rauhen Wirklichkeit in eine ungewisse Zukunft flüchtend.«

Mit welchen Gefühlen mag Carlota zurückgeblieben sein?

Sie wußte, daß das Kind im Herbst zur Welt kommen würde – wenn alles gut ging. Jetzt war Mai! Aber, wenn Willy Brandt auch nicht in der schweren Stunde, in der ihr Kind zur Welt kommen sollte, bei ihr sein konnte – so tat er doch alles –, um dem Kind zumindest den Vater zu erhalten.

Er zog aus Sicherheitsgründen – wenn auch zu Unrecht und gegen jedes Völkerrecht verstoßend – die norwegische Uniform an und ließ sich in ein deutsches Gefangenenlager treiben. Er erlebte »niederdrückende Tage und Wochen«; in einer bald vorübergehenden Depression stellte er sogar fest, »daß sein Leben gescheitert ist« – aber: – »Nein, ich durfte mich nicht unterkriegen lassen. Und selbst wenn ich nicht durchkommen sollte – mein Kind würde dasein.« Allerdings ist seine Stimmung nicht immer so »depressiv«.

An anderer Stelle erzählt er: »Um sein Wohlwollen zu bekunden, gewährte uns der Kommandant des Lagers allerlei Vergünstigungen, die für gewöhnlich Kriegsgefangenen nicht zugebilligt werden. So durften wir in Begleitung von Wachsoldaten die umliegenden Bauerngehöfte besuchen, um Lebensmittel einzuhandeln. Und während wir in der Bauernstube den Londoner Rundfunk abhörten und uns freundlich bewirten ließen, saß unser Wächter brav auf der Türschwelle des Hauses und ließ sich die Milch oder das Butterbrot schmecken, das ihm die Bäuerin auf unsere Bitte hin brachte.«

Wahrscheinlich bereut Willy Brandt dieses »Memoiren-Geständnis« über die gute Behandlung durch die deutsche Besatzungsarmee heute schon längst. Denn damals, als sein Buch »Mein Weg nach Berlin« erschien, waren seine »Widerstandsbücher«, die gerade über diese Zeit natürlich eine ganz andere Milieuschilderung geben, noch nicht bekannt.

Nach vier Wochen Gefangenschaft, in dem ihm alles eher als ein Haar gekrümmt wurde, kehrte Willy Brandt nach Oslo zurück. Aber auch darüber weiß er uns heute »harte Geschichten« zu schildern. »Natürlich konnte ich nicht mehr nach Hause gehen. Ich konnte mich auch in der

Stadt nicht sehen lassen, denn die Gestapo hätte mich nur zu gerne in die Finger bekommen.«

Wie gefährdet sein Aufenthalt in Oslo damals wirklich war, geht aus der Tatsache hervor, daß er sich nach fünfmonatigem Aufenthalt in Stockholm später wieder vorübergehend nach Oslo begibt und sich nach seinen eigenen Aussagen in der Stadt frei bewegen konnte. Hatte die Gestapo inzwischen das Interesse an Willy Brandt oder Karl Herbert Frahm verloren?

Jetzt aber, im Mai 1940, kommt er erst einmal aus der Gefangenschaft zurück. Auch darüber erzählt er in seinen Memoiren: »Bei Freunden erwartete ihn Carlota. Nach einigen Tagen muß er weiter, um die Freunde nicht länger zu gefährden. In einem abgeschlossenen Sommerhäuschen am Oslo-Fjord lebt er als ›Einsiedler‹. Geldsorgen hatte er keine, aber die Sorge um seine Zukunft scheint nicht gering gewesen zu sein. Carlota lebte weiter in Oslo und besuchte ihn gelegentlich.« Carlota war hochschwanger und konnte deshalb wahrscheinlich nicht oft zu ihm kommen. Doch ihm scheint nach kurzer Zeit das eintönige Leben als »Einsiedler im Oslo-Fjord« nicht mehr geschmeckt zu haben. Er lechzte nach neuen Taten, er brauchte die Aufregung, das Abenteuer. Vielleicht hatte er aber auch Angst, Chancen, die einem in der konspirativen Arbeit großgewordenen und bewährten Mann sicher in Schweden geboten wurden, zu verpassen. Willy Brandt weiß darüber selbst zu berichten: »Untätig in einem Versteck zu sitzen, war gewiß nicht nach meinem Geschmack. Meine Freunde rieten, daß ich nach Schweden gehen sollte, wo ich publizistisch wirken konnte – auch im Interesse ihrer Sache.«

Auch hier trifft uns wieder eine jener Parallelen, die in Willy Brandts Leben fast immer zu finden sind. Wie seinerzeit 1933 ihn »seine Freunde« mit einem Auftrage betrauten und ihn nach Oslo schickten, so waren es hier wieder »seine Freunde«, die ihn nach Schweden schickten.

Willy Brandt vermeidet es tunlichst, eigene Entschlüsse in den Vordergrund zu stellen, denn, dies ist seine große persönliche Erfahrung geworden . . . »erfüllt man seine Tätigkeit im Auftrage seiner Freunde, so finden sie in den Augen der Öffentlichkeit eben eine ganz andere Wertung.«

So geht er dann im Juli wirklich auf Fahrt nach Schweden . . . ohne sich jedoch die Zeit genommen zu haben, Carlota zu heiraten. Aber Carlota liebte ihn trotzdem. Sie ebnete ihm sogar den Weg nach Schweden. Durch ihre Hilfe fand er Menschen, die es ermöglichten, daß er ohne Gefahr sein Ziel erreichen konnte.

Anfangs hatte er in Stockholm gewisse Schwierigkeiten mit seinen Papieren, bzw. mit seinen nicht vorhandenen Papieren. Er wußte nun, daß

die norwegische Staatsangehörigkeit für ihn eine Lebensexistenz wurde. Überhastet und in Übereile beschritt er nun alle möglichen Wege, von der norwegischen Exilregierung in London »echte« norwegische Papiere zu bekommen. Er wartete monatelang sehnsüchtig auf die Bestätigung seiner norwegischen Staatsbürgerschaft. Zum größten Erstaunen von Carlota, die nie recht verstand, weshalb eigentlich Willy Brandt Norweger werden wollte! Carlota kannte Willy Brandts Zuversicht, für den der Zerfall des Hitler-Deutschland nicht mehr lange aufzuhalten war; dieser Meinung waren ja auch viele andere, und vor allem die deutschen Emigranten. Kein Wunder, daß um seine Anerkennung als Norweger viele Gerüchte verbreitet wurden . . . angefangen mit der Beschaffung der dazu notwendigen Unterlagen, die er sich durch Haakon Meyer während der Okkupationszeit besorgen ließ, bis zur Tatsache seiner Verleugnung deutscher Existenz.

Diesem Haakon Meyer, einem engen Gönner Willy Brandts, wurden erstklassige Verbindungen zur deutschen Besatzungsbehörde nachgesagt. Er wurde auch nach Rückkehr der norwegischen Exil-Regierung von dieser wegen Landesverrat zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Norwegische Zeitungen warfen Willy Brandt vor, er sei um materieller Vorteile willen zu diesem Zeitpunkt Norweger geworden. Um die »Staatsangehörigkeit« beschleunigen zu können, kehrte er Ende Dezember 1940 nach Oslo zurück, um sich mit Haakon Meyer ins Einvernehmen zu setzen. Er hielt also – 5 Monate nach seiner Flucht aus Oslo – nun auf einmal einen vorübergehenden Aufenthalt dort nicht mehr für gefährlich.

Aber seine 1958 gegebene Schilderung über die »Gefahr« ist heute sehr bemerkenswert. Er schreibt: »Illegale Grenzübertritte waren nichts Neues für mich. Ich war auch nicht mehr der konspirative Amateur, der ich zu Beginn der Naziherrschaft gewesen war. Vor allem aber konnte ich mich in Norwegen viel leichter bewegen als seinerzeit in Deutschland. Dort hatte ich mich bei jedem Schritt wie im Feindesland (1933) fühlen müssen.«

Sollten sich also in Oslo seit Juni 1940 die Verhältnisse dort so geändert haben!? Auch darüber weiß er zu berichten: »Doch es waren nicht politische Erwägungen allein, die mich zu dieser Reise veranlaßten. Mich trieb auch der Wunsch, meine Tochter Ninja zu sehen, die im Oktober geboren war.« Carlota war am 30. Oktober 1940 Mutter geworden. Sie nannte ihre Tochter Ninja. Der Vater, Herbert Frahm, erhielt die Nachricht natürlich in Stockholm; sie wurde gebührend gefeiert. Carlota hatte also mit ihren Befürchtungen, allein sein zu müssen, wenn es soweit war, recht behalten. Aber Carlota hatte auch Verständnis für seine . . . Ambitionen.

Auch als Willy Brandt Oslo verlassen hatte, hörten die Gerüchte über ihn nicht auf. Freunde informierten Carlota darüber. Doch sie, die respektierte und geachtete Norwegerin, fand immer wieder Erklärungen, die ihn rehabilitieren sollten. Aber es gelang ihr nicht immer und sie verlor selbst dadurch manchen guten Freund. Ein von Willy Brandt im Jahre 1934 aus Berlin geholter »politischer Emigrant«, Adam Hart, wurde zum Gegenstand vieler Skandale in Oslo. »Addi« erhielt als »Emigrant« sogar seine Invalidenrente von den deutschen Behörden nach Oslo nachgesandt. Er war außerdem Mitglied des »Deutschen Clubs« der Nazigesandtschaft in Oslo. Er wurde in kriminelle Skandale verwickelt und wegen Betrugs angeklagt. Er brauchte auch nicht zu fliehen, als die Deutschen einmarschierten. Er machte im Gegenteil profitable Geschäfte mit den Okkupationsbehörden. Viele der Norweger haßten ihn und schwuren ihm Vergeltung für später. Kein Wunder also, daß Willy Brandt mit derartigen »politischen Emigranten« nicht nur in ein schiefes Licht gestellt wurde, sondern auch, berechtigt oder unberechtigt, genug Gelegenheit bot, verleumdet zu werden. Als noch dazu nach Kriegsende Willy Brandt aber gerade diesen »Addi« als SPD-Repräsentanten in Norwegen empfahl, war natürlich allen Gerüchten Tür und Tor geöffnet. Alle von Einsichtigen vorgebrachten Vorwände gegen Hart wurden bagatellisiert mit dem Hinweis auf die Empfehlung von Willy Brandt. Dies war natürlich nicht nur ein Grund, die Gerüchte um ihn selbst zu fördern, sondern auch die politischen und persönlichen Empfehlungen Willy Brandts wurden entwertet. Seine wahre Einschätzung aber dokumentierte sich dann aufdringlichst für Freund und Feind, als »Addis« Tätigkeit ein rasches Ende fand. Er wurde wegen seines Verhaltens während der Okkupation unter Anklage gestellt und des Landes verwiesen.

Nach Stockholm zurückgekehrt, bekam Willy Brandt Schwierigkeiten mit den schwedischen Behörden. Sie warfen ihm vor, er habe die Neutralität Schwedens mißbraucht und zugunsten einer kriegführenden Macht ungesetzlich Nachrichtentätigkeit ausgeübt. Er kam in Haft.

Zu seiner Entschuldigung schreibt er darüber wie folgt: »Die Polizei wußte anscheinend nicht, daß unsere Reisen von anderen amtlichen Stellen wohlwollend geduldet worden waren, ich erzählte es auch nicht. Doch . . . aber nach einigen Tagen durfte ich gehen. Mitglieder der Regierung hatten für mich gutgesagt.« Wieder erlebte er das »Los der Emigration« nur »einige Tage.«

Mit diesem Eingeständnis, daß andere amtliche Stellen diese Reise wohlwollend geduldet hatten, verhärtete er aber die Gerüchte um ihn und Carlota. Deutsche Emigranten sollen behauptet haben, daß er seine Le-

bensgefährtin als Kontaktmann in Oslo gelassen und verwendet habe.

Über seine Verbindungen zur deutschen Emigration in Stockholm berichtet Willy Brandt: »Ich fand in Stockholm natürlich rasch Anschluß an die Kreise der deutschen Emigration und wurde von meinen Freunden Enderle und Dr. Szenda herzlich aufgenommen. Aber ich lebte überwiegend in einem norwegischen Milieu.«

Abgesehen davon, daß er also selber zugibt, nur von zwei Freunden herzlich aufgenommen zu sein (oder gab es besondere Gründe, die beiden Deutschen als Freunde zu bezeichnen?), gibt es deutsche Emigranten, die aus dieser Zeit folgendes berichten: »Während seines (Willy Brandts) schwedischen Aufenthaltes war fast nichts davon zu merken, daß Willy Brandt ein deutscher Emigrant ist. Seine 1941 erworbene norwegische Staatsbürgerschaft, die dementsprechenden Verbindungen und seine Haltung führten u. a. dazu, daß er von allen deutschen Emigrantenkreisen als deutscher Sozialist abgeschrieben wurde.«

Im Frühjahr 1941 kommt nun auch Carlota nach Stockholm. Es war auch höchste Zeit. Sie mußte ihm hier eine große Hilfe werden . . . Sie schaffte den Vertrauensboden für die »internen« Verbindungen, und bald fand er Freunde. Er, der es früher abgelehnt hatte, sich einem Freund enger anzuschließen, wurde der engste Kumpan von Ingo Scheflo, dem Sekretär des Kontaktbüros der norwegischen Arbeiterbewegung.

Willy Brandt, der in den letzten Jahren kaum eine Feder berührt hatte, findet in Carlota die geistige und schöpferische Wiege seiner schriftstellerischen Tätigkeit und Emsigkeit.

Diese Verbundenheit, aber auch vor allem die sehr distanzierte Haltung verschiedener Norweger mögen dazu beigetragen haben, daß er die nächsten Monate nicht nur ohne nennenswerte Fehltritte überstand, sondern auch die Legalisierung seines »freien Lebensstiles« erwog. In der Gewißheit, nur durch »geregelte Verhältnisse« der »norwegischen Mission« sicher sein zu können, findet nun endlich auch am 30. Juni 1941 auf Initiative Willy Brandts die Eheschließung zwischen Herbert Frahm und Carlota Thorkildsen statt. Die Tatsache, daß Willy Brandt als . . . Herbert Frahm sich mit Carlota verheiratete, bietet uns wieder ein typisches Spiegelbild aus der »unbewältigten Vergangenheit« Willy Brandts. Er bemüht sich heute krampfhaft mit allen journalistischen und psychologischen Mitteln den Nachweis zu erbringen, daß er den Namen Herbert Frahm an der Schwelle seiner »politischen Emigration« im Jahre 1933 abgelegt habe, da ihn seine politischen Freunde unter diesem Namen kannten.

Es wird für jeden aber unverständlich bleiben, warum gerade »Willy Brandt« so erpicht war, seiner ersten Frau und seiner Tochter Ninja den

Namen »Frahm« lebenslänglich aufbinden zu wollen, wenn er ihn doch schon seit 1933 zumindest vor der deutschen Öffentlichkeit abgelegt haben will. Wie heute allgemein bekannt ist, war die Wahl eines neuen Namens fast eine Selbstverständlichkeit geworden, wenn ein politischer Emigrant eine andere Staatsangehörigkeit erworben hatte. Wie kann Willy Brandt die Glaubhaftigkeit seiner »Memoiren« erwarten, wenn er schon seine »Namensänderung« so »verwirrend« heute anbringen will.

Fast aus jedem Erlebnis der vergangenen Jahrzehnte schimmert diese »unbewältigte Vergangenheit des Frahm-Brandtschen Charakters« durch, die mit den vielen komplizierten Lebenstagen dieses Mannes vollgefüllt sind.

Carlota, nach Jahren der aufopfernden Liebe und des geduldigen Wartens fand ihren Lohn und wird Frau Frahm. Die Tochter Ninja, unehelich geboren, heißt nun Ninja Frahm. Carlota hofft auf ein glückliches Familienleben, das zwar nicht ruhig verlaufen würde – darüber war sie sich im klaren – aber doch nun ein ganzes Leben anhalten sollte.

Brandts damalige Situation weiß er 1958 sehr klug zu schildern: »Wir schufen uns in Stockholm ein bescheidenes, aber behagliches Heim. Zum ersten Mal konnte ich mich meiner Familie widmen.«

Wie Brandt die Leser seiner Memoiren mit seinen Lebensgewohnheiten aus der Ära »Herbert und Gertrud Frahm« nicht belästigen wollte, so wurde er auch nie mit den Schilderungen der tatsächlichen »Familiengründung« mit Carlota aufdringlich. Warum sollte sich auch gerade der Leser – 18 Jahre nachher – noch dafür besonders interessieren, daß Carlota ab 1939 lediglich als »Lebensgefährtin« Herbert Frahms fungieren mußte und im Oktober 1940 – als ledige Thorkildsen – ein Kind des Staatenlosen Karl Herbert Frahm (so eingetragen ins Geburtenregister) zur Welt brachte und erst im Juni 1941 in Stockholm auf Grund verschiedener und notwendiger Ereignisse von der Lebensgefährtin den Anschluß zur Ehefrau finden durfte. Für eine derart realistische Schilderung wahrer Begebenheiten hatten weder Willy Brandts noch Leo Lansias Feder viel Verständnis. Sie sahen beide keine besondere Notwendigkeite, derart »konservative Lebensformen« wie die Ehe, respektieren zu müssen.

Auch über die Tätigkeit ihres einstigen Intimfreundes in Stockholm äußerte sich die wissende Susanne Sievers: »Willy Brandt wurde in Stockholm sehr aktiv. Er leitete das schwedisch-norwegische Pressebüro. Sein Kontakt mit der norwegischen ›Heimatfront‹ blieb auch nach Carlotas Ausreise nach Oslo eng. Er stand im engsten Kontakt mit den Emigranten der DNA (Norwegische Arbeiterpartei). Besonders der Senior dieser Partei, Martin Tranmael, schenkte ihm sein volles Vertrauen. Bauend auf

Brandts besonderen konspirativen Fähigkeiten und Verbindungen schrieb er das aus Norwegen illegal zugeleitete Material zur Bearbeitung und wurde in die innersten Zirkel der norwegischen Widerstandsbewegung eingeführt.

Das löste jedoch manchen Protest in bestimmten norwegischen Kreisen aus. Martin Tranmael mußte als der Gönner Willy Brandts seinetwegen wiederholt harte Vorwürfe einstecken und bekam genug Schwierigkeiten.

Es wurde beobachtet, daß Willy Brandt öfter als es gut und notwendig war, Gast der russischen Botschaft in Stockholm war. Das anscheinend vertraute Verhältnis zwischen ihm und den dortigen Beamten, die sonst als sehr zugeknöpft galten, beschwor den Verdacht herauf, er sei ›persona grata‹ für die Russen. Es gelte auch zweifelsfrei, daß Willy Brandt während des Krieges versucht hat, Emigranten in Schweden anzuwerben, die als Fallschirmjäger eingesetzt werden sollten. Solchen und manch anderen Vorwürfen und Verdächtigungen war Willy Brandt während dieser Zeit ständig ausgesetzt.

Die ihm von Tranmael und seinem Kreis geleistete Hilfe überbrückte jedoch immer wieder derartige Schwierigkeiten. Durch diese Verbindung überstand er Skandale mit einem blauen Auge.

1942 erschien eines Tages im Zentralorgan der KP Stockholm ein lärmend aufgemachter Leitartikel unter dem Titel: ›Wer ist Willy Brandt?‹

Man brachte Willy Brandt mit allen möglichen Nachrichten- und Informationsdiensten in Zusammenhang. Nur weil durch seine Tätigkeit auch die norwegische Emigration in ein schiefes Licht gekommen wäre, stellte sich ganz Norwegen – soweit es sich in Schweden befand – hinter Willy Brandt. Er hatte wieder Glück und konnte seine norwegischen Widersacher mit Hilfe seiner ›kommunistischen Angreifer‹, die wie gerufen mit diesem Artikel kamen, zur Ruhe bringen.

1944 passierte wieder etwas Aufsehenerregendes. Ein prominenter Teilnehmer am Generalputsch gegen Hitler war aus Deutschland nach Stockholm geflohen. Im Krankenhaus suchte ihn Willy Brandt auf und erhielt von jenem Flüchtling Material, das bei dem Kranken nach Willy Brandts Meinung nicht sicher aufgehoben schien. Dieses Material, zu treuen Händen übergeben und mit dem Hinweis, es nicht auszuwerten, wurde trotzdem öffentlich bekannt.

Der Flüchtling rief das Ehrengericht der schwedischen Presse an. Dieses fand das Verhalten Willy Brandts – im Falle, daß er das Vertrauen mißbraucht hätte – wenig schön. Doch Willy Brandt sagte, damit habe er nichts zu tun gehabt. Das Ehrengericht konnte ihm nicht das Gegenteil beweisen.

Genau wie in Oslo und Barcelona, mußte er auch in Stockholm sich immer wieder gegen Mißdeutungen, Diffamierungen und Unterstellungen verteidigen.«

Carlota versuchte von ihrem Arbeitsplatz aus, ihm die nötige Schützenhilfe zu geben. Sie arbeitete im Pressebüro der norwegischen Delegation und stand mit vielen ihrer wichtigen Landsleute in einem guten Kontakt. Sie war geachtet und beliebt.

Aber auch Carlota lernte das kennen, worunter schon Gertrud vor ihr gelitten hatte, nur kam bei ihr noch der Komplex der soviel älteren Frau hinzu, was die Sache für sie verschlimmerte.

EIN NEUES BAND

Freunde, die vermeinten, Carlota warnen zu müssen, weil sie wußten, daß Willy Brandt auch als Carlotas Lebensgefährte nicht gerade enthaltsam lebte, kamen und vertieften ihre Angst um ihn.

In der politischen Arbeit – sonst zuverlässig im Sinne seiner Freunde arbeitend – gab es einen Punkt, wo Willy streikte; wo er auch seinen Freunden keine Treue hielt: er war nicht ansprechbar, wenn er ein »Mädchen« im Auge hatte: er kannte keine Treue, wenn ihn eine andere lockte.

»Da war auch ein Mädchen, dem ich mich eng verbunden fühlte«: . . . RUT.

Nach Willy Brandt lernte Carlota Rut Bergaust kennen, die im Bilderarchiv der norwegischen Delegation arbeitete. Sie freundete sich ebenfalls mit ihr an. Warum? Glaubte sie so, die am Himmel heraufziehenden Wolken verdrängen zu können? Hoffte sie, die gemeinsame Freundin Rut würde einsichtig genug sein, ihre und die Rechte Ninjas zu respektieren?

Sie war fast 16 Jahre älter als Rut und 9 Jahre älter als der damals 30jährige Willy Brandt. Sie verlor den Kampf um den Mann, dem sie Jahre zur Seite gestanden hatte und mußte ihn an eine wesentlich jüngere Frau – »fast noch ein Mädchen« – abgeben.

Willy Brandt schildert diese Episode so: »Das Jahr 1944 brachte mich an einen Wendepunkt meines Lebens. Meine Ehe zerbrach. In einem starken Maße mag der Eindruck der äußeren Verhältnisse unsere Entfremdung beschleunigt haben. Das Leben in der Emigration ist eine harte Belastungsprobe für jede menschliche Beziehung, wir mußten erkennen, daß wir uns auseinandergelebt hatten. Ich machte mir Vorwürfe. Hätte ich überhaupt heiraten dürfen? Politik frißt den Menschen mit Haut und

Haaren. Hatte ich da das Recht, eine Frau an mich zu fesseln?

Ich war mit mir selbst ganz zerfallen. (O armer Willy Brandt!) Wir trennten uns ohne Feindschaft, Ninja wuchs bei ihrer Mutter in Oslo auf.« Daß es aber schon seit 1943 zwischen Rut und Willy die besten Beziehungen gegeben hatte, verschwieg er schamhaft. Er verschwieg auch, daß seine Frau Carlota bereits schon im Januar 1943 die gemeinsame Wohnung in Finn Malmgrens Väg 23 in Stockholm verließ und in die norwegische Gesandtschaft in Torstenssonsgatan 6 in Stockholm zog und dort bis zum 25. 6. 1945 – dem Tag ihrer Heimkehr nach Norwegen – blieb.

Willy Brandt will sich also zu dem Zeitpunkt seiner Trennung von Carlota ernste Vorwürfe gemacht haben. Diese, im Jahre 1958 »eingestandenen« Vorwürfe stehen aber im starken Widerspruch zu seiner damaligen Haltung. Er stand ja bereits in enger Verbindung zu Rut, als er noch mit Carlota verheiratet war und auch der Mann der Rut Olstad-Bergaust noch in einer Lungenheilstätte lebte.

Wenn sich also Willy Brandt mit dem Eingeständnis von seiner Frau trennte, daß ein Mann wie er nicht das Recht habe, eine Frau an sich zu fesseln, kann er sein neues Verhältnis mit Rut Bergaust nur unter der Voraussetzung eingegangen sein: nie wieder zu heiraten. Die Tatsache, daß Willy Brandt mit Rut wieder in die ihm liebgewordene Form der ›freien Lebensgemeinschaft‹ zurückkehrte und sie jahrelang aufrecht erhielt, beweist das zur Genüge. Sein offensichtlicher Rückfall in die Schwäche zur »freien Liebe« ist bei ihm jedoch verständlich; weniger verständlich aber ist seine Haltung Brum Bergaust gegenüber, dem er die Frau abspenstig machte, als dieser an das Krankenbett gefesselt war und sich nicht zur Wehr setzen konnte. Aber das steht auf dem Blatt »Eigencharakter« des Willy Brandt und regt nur zum Nachdenken an.

Willy Brandt kann heute zwar berichten, »daß seine Ehe mit Carlota 1944 zerbrach«. Aber er muß sich dann auch Ergänzungen und Korrekturen gefallen lassen, die darauf hinweisen, wie wenig Wert er jemals auf normale Lebensformen gelegt hat.

Wenn Willy Brandt fast verschämt erzählt: »Gegen Kriegsende traf ich in Stockholm Rut; sie war wie ich Flüchtling aus Norwegen, eine junge Frau, fast noch ein Mädchen. Wir fühlten uns stark zueinander hingezogen und blieben beieinander«, so sind diese Memoiren bei Gott weit mehr als nur eine »Lebenserinnerung«. Dieses »fast noch ein Mädchen« Rut Bergaust, geborene Hansen, war zu dem Zeitpunkt – wie gesagt – noch immer die Frau von Brum Bergaust, der erst Ende 1946 in einer Lungenheilanstalt verstarb, ohne von Rut geschieden zu sein.

Der delikate Hinweis, daß »gegen Kriegsende« sich beide »zueinander

hingezogen fühlten« und »beieinander blieben«, wie Willy Brandt selber so offenherzig gesteht, muß also doch, um alles ins richtige Maß zu bringen, präzise auf 1943 rückdatiert werden.

Das »fast noch ein Mädchen« war damals immerhin schon fast 24 Jahre alt. Rut Hansen-Bergaust wurde am 10. Januar 1920 in Atlungsstad in Norwegen geboren. Als sie drei Jahre alt war, starb der Vater. Er war Kutscher auf einem Großbauernhof gewesen, bis ihm ein Pferd in die Brust trat. Der Vater behielt von diesem Unfall eine Tuberkulose zurück, an der er dann im besten Mannesalter verstarb.

Zurück ließ er seine junge 30jährige Frau mit vier Töchtern; die älteste sieben, die jüngste anderthalb Jahre alt.

Für Rut ist der Vater in der Erinnerung mit einem uniformierten Abenteuerglanz umgeben, verbunden mit blitzenden Knöpfen und Stiefeln, auf deren Pflege er besonderen Wert legte, wie die Mutter zu erzählen wußte.

Die Mutter war gezwungen, als Arbeiterin in eine nahegelegene Milchfabrik zu gehen, um den Lebensunterhalt für die Kinderschar sicherzustellen.

Die Kinder waren tagsüber zumeist allein. Die Älteste, Hjördis, die bereits lange blonde Zöpfe trug, mußte für Ruhe und Ordnung sorgen. Die Drohung der Nachbarn: »Wenn ihr nicht brav seid, heiratet eure Mutter wieder«, half immer und zwang den Kindern jeden Gehorsam ab.

Für Rut standen Väter im verschleierten Zusammenhang mit Armut und Armut bedeutete für sie, daß der Vater ein »Säufer« und ohne Arbeit war oder daß eine große Kinderschar auf einen Vater hinwies.

Sie wollten lieber mit der Mutter alleine bleiben und Hjördis fand eines Tages mit der Feststellung: »Mütter heiraten nicht« den Trost und die Beruhigung für die kleineren Geschwister.

Die Mutter selbst war eine nette Frau mit dunkelblonden Haaren, schlank und groß. Die Männer schauten ihr gerne nach. Da war auch einer, der sie gerne geheiratet hätte. Es mag ihr nicht immer leicht gefallen sein, den Kindern zuliebe allein bleiben zu müssen. Tagsüber hatte sie in der Milchfabrik schwer zu arbeiten. Am Abend wurde sie bereits sehnsüchtig – mitunter oft schon am Fabriktor – von den kleinen Töchtern erwartet. Bis spät in der Nacht war sie in der Küche noch mit Hausarbeit beschäftigt. Manch sorgenvoller Blick traf durch die geöffnete Stubentür die beiden Kinderbettchen mit den vier schlafenden Töchtern.

Die Kinder sahen gesund aus und es schien, als ob die Krankheit des Vaters ihnen nichts angetan hätte und daß sie auch ohne ihn groß würden. Olaug war das Nesthäkchen, ein kleines, pummeliges Ding; Marta, ganz hellblond, auch Tulla genannt, wurde später Ruts Lieblingsschwester.

Hjördis war die Vernünftigste . . . weil sie es sein mußte.

Rut Brandt stellt in ihren Kindheits-Erinnerungen fest, daß sie alle unter der Obhut der Mutter ein glückliches Leben führten.

Als die Milchfabrik von Atlungstad nach Hamar verlegt wurde, entschloß sich die Mutter zu dem großen Umzug nach Hamar.

Rut war sieben Jahre alt, als sie in die für ihre Begriffe große Stadt Hamar mit sieben- bis achttausend Einwohnern zogen. Die Mutter mietete ein kleines Häuschen in Ajer, einem Stadtteil von Hamar, der etwas außerhalb und erhöht lag. Es hatte einen Garten, in dem die Kinder spielen konnten.

Vor dem Haus war ein großer Platz, auf dem sich ungestört herumtollen ließ, und im Winter konnten die Kinder dort sogar Ski laufen. Die Straße wurde von Autos kaum befahren. Autos waren damals noch selten.

Als Olaug 6 Jahre alt war und zur Schule ging, mußten die Kinder ganz ohne Hilfe auskommen und allein für den Haushalt sorgen. Es wird den Mädchen nicht immer gepaßt haben, den Spielplatz zu verlassen und dafür Hausarbeiten zu erledigen. Aber um 6 Uhr abends kam die Mutter von der Arbeit und dann mußte das Abendbrot auf dem Tisch stehen und das Haus in Ordnung sein. Es gab manch harte Rüge und oft einen Klaps von der Mutter. Aber sonst, so erzählt Rut heute, in der Erinnerung an das »Damals«, war ihre Mutter leicht umgänglich. »Sie hielt nicht peinliche Moralpredigten und forderte nicht im Verdacht Rechenschaft. Sie hatte eine liberale und vertrauensvolle Einstellung zu uns.«

Als Rut 14 Jahre alt war, verließ sie die Volksschule. Trotz ihrer guten Zensuren ging sie nicht auf die Mittelschule. Es lag ihr mehr daran, etwas zu verdienen und damit die Mutter zu entlasten.

Frau Hansen hatte einen Schlaganfall erlitten, und wurde danach nicht mehr die gesunde Frau, die sie einmal gewesen war. Zuviele Sorgen, zuviel Entsagung mögen mit dazu beigetragen haben, daß ihre Spannkraft nachließ.

Auch Ruts ältere Schwestern, Hjördis und Tulla, waren bereits als Tageshilfe und in der Nähstube tätig. Rut, die durch Gelegenheitsarbeiten während der Schuljahre kleine Geldbeträge verdient hatte, wußte den Wert des Geldes richtig einzuschätzen. Und ihr Wunsch war, mehr zu verdienen. So wurde sie in einer kleinen Bäckerei, vis-à-vis ihrer Wohnung, aufgenommen, half im Laden und hielt den Haushalt der Bäckersleute in Ordnung. Es machte ihr viel Spaß, am Ladentisch zu stehen und von den Erwachsenen als Verkäuferin respektiert zu werden.

Sie war, so erzählt sie selbst, zu jener Zeit ein dünnes, langaufgeschossenes Mädchen. Immer mit lachendem Mund und freundlichen Augen.

Ihr dunkelblondes Haar trug sie in Wellen aus der Stirn gekämmt. Es war etwas Verschmitztes und Verstecktes in ihrem Ausdruck, was Rut bereits in der Schule zum Liebling der Jungen werden ließ.

Auch über ihre Berufssehnsucht berichten ihre »Memoiren«. Sie wünschte sich danach, Friseuse zu werden. Ihr großer Traum war, einmal eine Lehrstelle in einem Salon zu finden, wo sie andere und nicht zuletzt sich selbst, so schön machen konnte, wie sie wollte. Doch aus diesem Traum wurde nichts. Mutter und Schwestern mußten sich den Händen Ruts anvertrauen, damit sie wenigstens abends in der Küche unter Scherzen und Lachen Friseuse spielen konnte.

Als Rut ein Jahr in der Bäckerei gearbeitet hatte, ging sie als Hilfe in den Haushalt ihrer alten Lehrerin, Fräulein Harmsen. Sie ging sehr gerne, weil das »Puppenhaus« so süß anzusehen war. Innen so nett, daß ihr die Arbeit nicht schwerfallen würde. Doch es war noch mehr, was ihr von Frl. Harmsen später die Zeit schneller vergehen ließ und sie mit Freude erfüllte.

Rut schildert in ihren Erinnerungen auch den Ursprung ihrer politischen Wiege. Jener Vater von Fräulein Harmsen, der alte Christian Harmsen, wurde für Rut der erste politische Lehrer und Ratgeber. Er wußte in ihr Interesse an Dinge zu erwecken, die bisher für sie völlig unbekannt geblieben waren.

Das kleine »Puppenhaus« wurde für Rut zum »Schmelztiegel«, aus dem sie eines Tages als neuer Mensch, mit anderen Interessen und Ansichten – aber auch anderem Urteilsvermögen gehen sollte, die alle den Stempel des alten Harmsen trugen.

Der 70jährige Harmsen war ursprünglich ein Kommunist gewesen. Er fand dann – wie so viele mit ihm – den Weg zur Arbeiterpartei. Alt und nicht mehr gesund, war ihm die Möglichkeit genommen, weiter aktiv in der Partei mitzuhelfen.

In Rut fand er einen Menschen, der jung, unverbraucht und hellhörig war. Es fiel ihm nicht sonderlich schwer, das Interesse des jungen Mädchens zu erwecken, die seine marxistischen Thesen wie ein trockener Schwamm aufsaugte und nie genug zu hören bekam. Während Rut in der Küche arbeitete, saß der alte Christian Harmsen in seinem Stuhl am Ofen und erzählte. Rut vergaß darüber oft ihre Arbeit. Bald war ihr politisches Standvermögen so stark entwickelt, daß sie begeistert Zustimmung nickte, als Harmsen ihr den Begriff der Klassenunterschiede erklärte. »Mir wurden die Augen geöffnet!« gestand sie. Sie, die bisher nicht gewußt hatte, daß die Gesellschaft in Klassen aufgeteilt werden konnte. Sie, die unter den schützenden Fittichen der Mutter groß geworden war, hatte bisher nie

das Gefühl gehabt, zu den »Armen«, »Unterdrückten« und »Geknechteten« zu gehören. Aber nun nach dem politischen Unterricht stimmte sie dem alten Manne ernsthaft zu, als er sie lehrte: »Man braucht radikale Mittel, soll es sich für alle leichter leben lassen.«

Hier, im Hause der früheren Lehrerin, sollte Rut noch mehr vom Leben kennenlernen. Hier begegnete ihr der Enkel des alten Harmsen. Er wurde ihre erste große Liebe.

Erik, vom Großvater und der Tante sehr verwöhnt, kam in den Ferien von Oslo herein, wo er ein Gymnasium besuchte. Rut, obgleich einige Jahre älter, gefiel ihm sofort. Sie verliebten sich schnell und heftig ineinander und der Großvater freute sich darüber . . .

Der alte Harmsen hatte in Rut die Neugier aufs Leben – so wie es sein konnte – erweckt und mit seinen Erzählungen Fernweh und die Lust an Abenteuern hervorgerufen. Ein Zipfelchen von all den unerfüllten Wünschen, die in ihrem Kopf herumschwirrten, fand nun Erfüllung. Rut wischte Staub und Erik spielte Piano. Unter den vielen Jungen, die Rut aus der Schulzeit kannte, war keiner, der so erzählen konnte wie Erik. Keiner, der so wirkte und vor allem, keiner, der Piano spielte. Es fiel dem jungen Gymnasiasten nicht schwer, Rut für sich zu gewinnen. Er war für sie das Lockende, Unbekannte aus der großen Stadt, von der ihr Christian Harmsen so viel berichtet hatte.

Erik, aufgeweckter und erfahrener als die Freunde aus den Nachbarhäusern, von denen ihr keiner etwas vormachen konnte, da sie ja alle schon kannte, als ihnen die Nasen noch tropften, erweckte ihre Neugier. Neues stürmte auf sie ein. Neugierde wurde zum Lebenselement.

Der Einfluß Christian Harmsens, der nicht nur bestimmte Vorstellungen in Rut wachgerufen hatte, sondern auch einen unbändigen Hunger auf das Leben selbst, fanden einen allzu fruchtbaren Boden. »Es war das erste Mal, daß mir so etwas geschah, und ich fand es herrlich.«

Mit Erik unternahm sie lange Touren. Rut erlebt sich gerne als tief veranlagtes Mädchen. Darum erinnert sie sich heute noch an die damals geführten »ernsthaften Gespräche über Leben und Tod«. Die Ansichten des Großvaters wilderten ungeordnet in ihren heißen Köpfen und sie meinten »ganz anders zu sein, als die übrigen gleichaltrigen Jugendlichen.«

Wenn Erik nach Oslo zurückfahren mußte, waren die ersten Tage für Rut fast nicht zu ertragen, und der alte Harmsen fand in ihr eine wenig gute Zuhörerin. Aber Rut und Erik schrieben sich fleißig Briefe: ». . . am meisten über Liebe und Tod.«

Später weiß Rut sich zu erinnern, daß Erik ihre erste große Jugendliebe war und der beste Freund für mehrere Jahre.

Der Einfluß des alten Harmsen auf Rut war nicht aufzuhalten und machte sich immer mehr bemerkbar. »Eine neue Welt öffnete sich in dieser Zeit für mich«, sagte Rut und distanzierte sich von der »typischen Frauenwelt«, in der sie großgeworden war und in der sich alles um »Küche, Kleider und Kinder« drehte. »Jetzt kam die Gesellschaft in mein Leben und mit ihr Politik und Tanz.«

Christian Harmsen hatte ihr viel erzählte aus dem Leben der Arbeiterjugend, in der sich Jungen und Mädels zusammenfanden, deren Väter gleich ihm mit der sozialistischen Weltauffassung großgeworden waren.

Eines Tages erhielt Rut eine Einladung zu einer Versammlung der Arbeiterjugend. Dort sollte auch getanzt werden. Ihre Freundin, die sie begleiten wollte, weil sie gerne tanzte, war von ihrer Schwester gewarnt worden. »Sie trinken und sie schlagen sich!« Aber Rut wußte die Bedenken der Freundin zu zerstreuen. Der alte Harmsen hatte ihr anderes zu erzählen gewußt. Er war mit den Vätern der Jungen und Mädchen zusammengewesen. In Ruts Kopf waren zuviele Funken durch Harmsen entzündet. Sie wollte die Jungen und Mädchen kennenlernen, wollte eine der ihrigen werden.

Die Mädchen waren erstaunt, aus allen Stadtteilen von Hamar Jugendliche vorzufinden. Der Saal war sehr gut besetzt und alle waren guter Stimmung.

Nachdem ein Journalist eine »ergreifende Rede« über die Ziele der Arbeiterbewegung gehalten hatte, wurde der Tanz eröffnet. Rut und ihre Freundin blieben nicht an der Wand sitzen. Die beiden hübschen Mädchen, denen die Freude aus den Augen strahlte, fanden schnell Tänzer und auch Kontakt. Sie fanden auch die Begleitung für den Heimweg.

Von dem Tag an gehörte Rut der Arbeiterjugend an. Sie wurde ein aktives Mitglied, das vorgeschult und von der marxistischen Lehre überzeugt worden war durch den alten Christian Harmsen, der das Feuer angefacht hatte. »Dort gab es keine sozialen Standesunterschiede. Es waren mehr Jungen als Mädchen, aber eine angenehm wache und lebendige Jugend«, stellte Rut später fest.

Dieser Arbeiterjugendverband war in Norwegen als sehr radikal und oppositionell bekannt. Hamar war seit der Zeit nach dem 1. Weltkrieg die »rote Stadt« im Kreis geworden. Als Rut zur Arbeiterjugend kam, hatte ganz Norwegen gerade eine Arbeiterregierung erhalten. »Wir Jungen aber zielten nicht gegen unsere eigene Regierung. Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, waren die Ziele, für die wir kämpften.«

So wertvoll für Rut die rein politischen Heimabende waren, das Theaterspielen in der Jugendbewegung hatte auch einen großen Reiz für sie.

Mit großer Begeisterung spielte sie ihre Lieblingsrolle. Sie war eine »arme Häuslerstochter mit langen Zöpfen, die sich unglücklich in einen Gutsbesitzerssohn verliebt.« Ihr Partner war Paul Strand, der ihr Freund in der Jugendbewegung wurde.

Auch nach Hamar drangen die Ereignisse aus der »kapitalistischen und faschistischen Welt.« Rut hörte oft Redner, die »dabeigewesen« waren. Sie hatten in Spanien gekämpft oder kamen als Flüchtlinge aus Deutschland und erzählten von den Konzentrationslagern.

Aber die Länder schienen ihr so unwirklich. Für sie gab es nur Norwegen mit einem unbezwingbaren Meer davor.

Asien und Afrika waren für Rut so weit weg, wie heute der Mars und lagen außerdem in einem kolonialen Dunkel, das nicht zu durchdringen war. Amerika wurde durch einen Ozean von Norwegen getrennt. Nur die Sowjetunion war ihr durch die kommunistisch orientierte Jugend zu einem Begriff geworden. ». . . Es lag in der schönen Röte des Sonnenaufstiegs gebadet. Der Sonnenglanz war so stark, daß alle Einzelheiten verschwanden . . . heroische Fünf-Jahres-Pläne, starke Traktoren und vollwangige Frauen, die glücklich lächelnd in den wogenden Kornfeldern arbeiteten . . .« So ungefähr sprudelte es damals aus Ruts gläubiger kommunistisch umspülter Seele.

Mitten in diese Begeisterung drangen dann Nachrichten über die Säuberungsprozesse in Moskau. »Wir waren alle tief erschrocken und ratlos«, berichtet uns Rut Brandt 1960 in ihren Memoiren und fand dabei folgende Nuance: ». . . aber dann kam Trond Hegnar und hielt einen Vortrag, daß diese Prozesse notwendige Reinigungen waren und überzeugte – wenigstens mich!« und »Rut fand das, was in der Sowjet-Union geschehen war, natürlich und selbstverständlich.«

Die norwegischen, wie auch die europäischen Kommunisten akzeptierten nicht nur die sogenannten Säuberungsprozesse in Moskau, sondern auch später die sehr widersprüchliche Politik der Sowjetunion, die sogar zu einem Bündnis mit Hitler-Deutschland führte.

Deshalb, den damaligen Verhältnissen entsprechend, stand die junge kommunistenfreundliche Rut Hansen keineswegs außerhalb des übrigen europäischen, kommunistischen Anhanges wenn sie der Meinung war, daß an dem sowjetischen System selbst ja nichts falsch sein konnte. Es folgte ja dem Weg, der von Karl Marx vorgeschrieben war. Trotz ihres großen politischen Eifers kam sie nicht dazu, das »Kapital« von Karl Marx zu lesen. Sie mußte sich mit dem »Kommunistischen Manifest« begnügen. Aber ihre radikalen moskowitischen Freunde studierten das »Kapital« und: »sie zitierten es wie einen Katechismus.« Es ist fast rührend, wenn

man den »Gleichklang« zwischen Willy und Rut findet, wie sie bei jeder Gelegenheit intensiv von »ihren« politischen Freunden sprechen.

Bei Willy ist es allerdings schon zur Manie geworden, von seinen »ausländischen politischen Freunden« nicht nur zu sprechen, sondern sie auch als Leumund und Nachweis zu zitieren.

Bei Rut ist in diesem Sinne eine solche »Sucht« noch nicht festzustellen. Sie ist im Gegenteil viel natürlicher, ja ehrlicher und rühmt mit stolzer Bekenntnisfreude jene Zeit, wo sie mit anderen für Stalin und die Sowjetunion gläubig gesungen und gekämpft hat.

Mit 17 Jahren erkrankte Rut an Scharlach und anschließend an einer Nierenentzündung. Sie mußte fast drei Monate zu Bett liegen. Nun konnte sie endlich ihren Heißhunger auf Bücher stillen und lesen . . . lesen . . . lesen! Sie stellte die Frage: »Ist jemals eine Untersuchung unternommen worden, was Krankheit für die geistige Entwicklung eines Menschen bedeuten kann?« . . . für mich bedeutete diese Krankheit, lesen zu können, soviel ich wollte, ohne daß ich ›Taugenichts, Faulenzer oder gar Luxustier‹ genannt wurde.«

Nicht viele Bücher gab es, die für Rut greifbar waren. Aber schon lange trug sie das Verlangen, sich mit der Bibel auseinanderzusetzen. Sie wünschte sich, völlig frei von der »alten« Vorstellungswelt zu werden und griff nach dem Buch, weil sie eine Rechnung mit ihrem politischen Gewissen klarstellen wollte. Darüber erzählt sie 1960 in sehr plastischer Form: »Zuerst las ich die Bibel gründlich durch und stellte fest: . . . die ewig geltenden Menschentypen der Bibel und die malerische Ausdrucksweise waren auf mich wirkungslos . . . ich war auf der Jagd nach etwas und las weiter«. Es trieb sie dazu, eine Bestätigung für das zu finden, was sie beim alten Harmsen und in der Arbeiterjugend gelehrt bekommen hatte. »Und ich fand es! . . . hin und wieder brach die Logik ab. Ich wollte nicht ohne weiteres meinen Kinderglauben aufgeben . . . ich fand, ich mußte zuerst eine Abrechnung machen . . . jetzt meinte ich, daß ich sie gemacht hatte und stellte fest – daß ich mit der Religion fertig war. –«

Damit fand sie den Anschluß an die Auffassung ihrer »politischen Freunde«. Beachtlich ist das Bekenntnis unserer Rut Brandt von heute, daß sie alles eher als eine Revision ihrer Jugendüberzeugung vornehmen müßte.

Als sie später zu ihrem Verlobten nach Stockholm flüchtete, findet sie noch einmal einen Augenblick zu Gott zurück. Als sie sich allein und von allen Menschen verlassen dünkte, bittet sie Gott um Hilfe. Doch kaum ist die verloren geglaubte Schwester Tulla wieder da, braucht sie Gott nicht mehr. Er verschwand wieder als etwas Unwesentliches aus ihrem Leben.

Nach der Bibel las sie andere Bücher. Bücher, die sie aus der Bibliothek der Jugendbewegung erhielt. Fast nur Gedichte und ». . . sie waren fast wie eine Offenbarung oder sogar noch mehr für mich.«

In der erwachten pathetischen Stimmung, in der sie sich befand, war sie sehr ansprechbar für realistische Lyrik. Besonders beeindruckte sie ein Gedicht von Hallstein »Sjöli«. »Er schrieb das ergreifende Kampfgedicht, wo wir als die neuen starken Menschen, wie wir gern sein wollten, dargestellt wurden.«

Und sie zitierte: ». . . wir sind die Kinder von dem Stahl und Beton, wir haben den Gesang und Rhythmus von unserer eigenen Zeit. Wir wollen schaffen neue Zeiten, neue Gesellschaftsgebote und Gesetze. Wir haben den Willen, wir haben den Mut . . .«

Es gab noch mehr in dem Sammelband, das sie in der prophetischen Ausdrucksweise ansprach. »Ich mußte dieses Buch selbst besitzen.« Sie suchte nach einer neuen Bibel und so erzählt sie noch gute 20 Jahre später . . . »es wurde meine Bibel. Sie lag greifbar auf meinem Nachttisch . . . ich verspürte Andacht, wenn ich es öffnete . . . es war etwas in dem Rhythmus, in dem Wort wahr, was mich nicht nur ansprach, sondern mir vor Freude Herzklopfen gab. Mich hellwach machte und mich auf eine andere Ebene führte! . . . Die Botschaft selbst in den Gedichten, die für mich am meisten Bedeutung hatten, füllte eine Lehre aus, die in mir entstanden war, als ich der Religion abgeschrieben hatte . . . Der Himmel war weg. Aber anstelle dessen enthielt vielleicht der Todesaugenblick Seligkeit.« So ungefähr empfand sie das Erlebnis bei dem Gedicht: »Und einmal kommt die heilige Nacht, wenn die Dämpfe der Ewigkeit verhandeln die bittersten Qualen, die du empfunden hast, zu hunderten Violinen.«

Diese Gedichte waren für Rut so heilig wie die Bergpredigt.

Wie sollte sie einen Grund finden, ihren verlorenen Kinderglauben nachzutrauern? Sie hatte damit vollwertigen Ersatz gefunden.

Als Rut wieder gesund war, nahm sie mit erneuter, noch gestärkter Begeisterung an der Jugendbewegung aktiv teil.

Noch einmal erlebte sie einen Schock, als Stalin und Hitler ihren Nichtangriffspakt schlossen. Aber auch hier fanden sich wieder die notwendigen Erklärungen von den »psychologischen und politischen Maßnahmen« der Sowjetunion, um den Traum »Arbeiter-Paradies« im Herzen der sowjetgläubigen Rut nicht zu zerstören.

Die Mutter hielt wohl den weiteren Umgang mit dem Hause Harmsen nicht mehr für gut. Jedenfalls bestand sie darauf, daß die nun schon 18 Jahre alte Rut einen ordentlichen Beruf erlernen sollte. Sie mußte das ihr

so liebgewordene »Puppenhaus« verlassen. Nur schweren Herzens trennte sie sich vom alten Harmsen.

So wurde sie also Lehrmädchen bei dem Vater einer Freundin, der eine kleine Schneiderwerkstätte besaß. Aber Rut langweilte sich. Ihr fehlten die revolutionären Reden des alten Harmsen, das »Puppenhaus« mit dem freien Leben, das ihr tagsüber bei dem alten Mann geboten worden war. Den ganzen Tag ruhig am Tisch sitzen und Knöpfe annähen oder Futter befestigen, erschien ihr zu phantasielos und nüchtern.

Die Ereignisse, die aus Deutschland herüberschallten, rührten sie nicht sonderlich. Kriegserklärungen, Einmarsch in Polen und Frankreich, waren Dinge, die nicht in ihren Bereich übergriffen und sie nicht unmittelbar ansprachen.

Aber das wurde bald anders.

Am 8. April 1940 war Rut im Kino, als die ersten Gerüchte über die Landung der Deutschen nach Hamar kamen. Niemand glaubte daran. Aber dann kamen die Nachrichten von der Besetzung Oslos und Narviks durchs Radio und trieben Rut hoch. Nun waren die Faschisten da. Sie wurde unruhig und es trieb sie auf die Straße, um zu sehen, was eigentlich los war.

»Die Stadt befand sich durch die Gerüchte in einer Panikstimmung und viele flüchteten vor den im Anmarsch befindlichen deutschen Truppen«, so erzählte es uns heute Rut.

Tulla, die seit einiger Zeit mit dem »sehr« links stehenden Journalisten Arthur Martinsen verlobt war, hatte mit diesem aus dem Lager einer Fabrik norwegische Fliegeruniformen in Sicherheit gebracht. Rut beneidete Tulla um ihre Aktivität. Sie wollte nun wenigstens den norwegischen Soldaten Essen bringen. Aber man ließ sie nicht.

Ihre Unruhe stieg. Die Schneiderwerkstätte war vorübergehend bis auf weiteres geschlossen, die Arbeit eingestellt. Rut, zum Bersten voll mit Plänen und Wünschen, blieb mit den Freunden aus der Arbeiterbewegung in Kontakt: »Dort hoffte sie eine Tätigkeit zu finden, die ihre innere Unruhe, von der sie nicht wußte, woher sie kam, löschen konnte.« So schrieb sie in ihren Memoiren.

Die Stimmung gegen die »deutschen Okkupanten« war bei allen Bewohnern in Hamar schlecht. Doch die Tage gingen vorüber und die ersten Eindrücke deckten sich nicht immer mit den wilden Gerüchten. Nach außen hin wurde das Leben wieder normal – soweit dies möglich sein konnte. Die Jungen und Mädel aus der Arbeiterjugend trafen sich – meist am Nachmittag – in der Konditorei »Lies«. Viele fehlten, die früher mit ihnen verbunden gewesen waren. Es waren die Ängstlichen. Diese trieb es nicht

dazu, etwas zu tun, was mit Gefahren verbunden war. Aber die Hitzköpfe unter der Jugendbewegung, ein kleiner Kreis von 5 bis 6 Jungen, und Rut, wurden eine verschworene Gemeinschaft. Sie beratschlagten, was unternommen werden konnte, um dem »Feind« das Leben zu erschweren und ihn empfindlich zu treffen.

Man beschloß, die eigenen Landsleute zum Widerstand aufzurufen.

Paul Strand, als norwegischer Soldat entlassen, war voll Tatendrang. Er war ein paarmal in Oslo gewesen. Dort traf er sich mit Freunden aus der Arbeiterpartei, die ihm den Rat gaben, »den Widerstand gegen das Besatzungsregime und die Quisling-Leute zu schüren.«

Rut war in heller Aufregung. Das war das, wonach sie sich sehnte. Paul Strand wurde ihr in der Verbundenheit der gemeinsamen Pläne der beste Freund und Genosse.

Sie fingen an, auf der Schreibmaschine die ersten Flugzettel mit dem marxistischen Leitsatz »Man hat nie den Geist mit Waffen besiegt« zu verfassen, um sie dann zu verteilen.

So begann Ruts illegale Tätigkeit für die Arbeiterpartei.

1960 schreibt Rut: »Die Triebfeder hierzu war meine Überzeugung, für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen.«

Der Druck wich langsam von ihr bei dieser Tätigkeit. Ein Ventil war gefunden. Ihre Stimmung besserte sich. Ihre Verbitterung gegen die Okkupanten aber steigerte sich, als im August 1940 der Arbeiterjugendverband aufgelöst wurde. Als einzige Partei durfte nur noch die »National-Samling-Partei« weiter existieren.

Rut traf nun Jungen und Mädel aus der Schulzeit, ja sogar aus der eigenen Jugendbewegung, die die von ihr so gehaßte blaue Uniform der N.S.-Leute trugen. Sie wußte zu berichten von »schlappen Männern, die ihre Jacken in der sommerlichen Hitze abnahmen und probierten, in braunen, schwitzigen Hemden germanisch-militärisch auszusehen; blaue Hosen mit tiefem Boden und einem Gürtel trugen, der dicke Bäuche teilte«. Rut lachte mit ihren Freunden hinter diesen Gestalten her.

Bei allem, was sie erlebte, beherrschte ein Gefühl der Vergeltung das 20jährige Mädchen und die Hoffnung auf »später«.

»Paul Strand wurde der Primus und Motor der in die Illegalität gegangenen kleinen Gruppe, der auch ich angehörte. Er erledigte aber auch Arbeiten, von denen nur die wenigsten wußten, was es war. Ein Teil dieser Tätigkeit bestand darin, mit harmlos aussehenden Männern Kontakt aufzunehmen. Nicht nur in Oslo, sondern über den ganzen Distrikt.

Dies waren Leute, die illegale Schriften transportierten und bei der Flucht gefährdeter Freunde helfen sollten und Informationen sammeln

mußten, die für die Exil-Regierung in London politisches oder militärisches Interesse haben konnten. Nach und nach wurde Paul eine zentrale Gestalt der Widerstandsbewegung und der illegalen Arbeit in Hamar.«

Die Gruppe, zu der Rut gehörte, hatte auch die Aufgabe, eine Liste über die Mitglieder N.S.-Partei aus Hamar anzufertigen. Es war eine relativ leichte Aufgabe. Der Papierabfall des Büros der Partei landete in Abfalleimern, so daß einige von ihnen nur heimlich die Abfalleimer durchstöbern mußten, um alles zu finden, was sich für die gewünschte Liste verwenden ließ.

»Aber meine eigentliche Hauptaufgabe war die Verbreitung von illegalen Schriften. Das Material kam aus Oslo. So war ich oft tagsüber und bis in die späte Nacht unterwegs – im Winter das Material im Rucksack und an den Füßen Ski – um gleichgesinnten Menschen die Parolen aus Oslo auszuhändigen, die zum Widerstand aufriefen.«

Die Mutter von Rut hatte keine Ahnung, was die Tochter eigentlich trieb. Rut selbst wagte nicht, sie einzuweihen. Die Mutter war nach einem Schlaganfall leicht gelähmt geblieben. Der Arzt hatte jede Aufregung verboten, da sie tödlich auf ihr Herz wirken könnte.

So ließ Rut die Mutter im Glauben, die Arbeit in der Schneiderwerkstätte und das harmlose Zusammensein mit den Freunden wären ihr einziger Zeitvertreib.

Sie konnte aber nicht umhin, einen Teil der Zusammenkünfte in die eigene Wohnung zu verlegen. Nicht immer war Platz bei einem der Freunde. Doch die Mutter – ahnungslos wie sie war – freute sich über die vielen Gäste und begrüßte sie immer herzlich. Wie die meisten Norweger war auch sie sehr gastfreundlich und es war ihr eine Freude, die Tochter mit ihren Gästen in ihrem Hause zu wissen.

Die Gruppe traf sich und beriet, wo ein neuer Ansatzpunkt zu finden sein könnte. Sie legte die Route zur Verteilung der illegalen Schriften fest, prägte neue Parolen, die sie vom BBC in der norwegischen Sendung zu hören bekamen. Rut drängte es aber, noch mehr zu tun. Sie bat Paul Strand um weitere Aufgaben. Doch nun wollte dieser nicht mehr. Entgegen der Meinung der anderen Jungen hatte er es fertiggebracht, Rut als einziges Mädchen in diese illegale Gruppe aufzunehmen. Sie aber wirklichen Gefahren auszusetzen, daran dachte er nicht. Rut war deprimiert, nicht aktiver werden zu können, denn: »es war mir bitterernst mit dem Kampf gegen die Fremdherrschaft und ihre Quislinge. Es genügte mir nicht mehr, mit Aktentaschen voller Flugschriften durch dunkle Gassen zu laufen und zum Widerstand aufzurufen«.

Rut arbeitete schon längst wieder in der Schneiderwerkstätte. Hier

lernte sie einen jungen deutschen Soldaten kennen, der mit dem Ausbessern von Uniformen beschäftigt war. Hans war ein netter blonder Kerl und eigentlich mochten ihn alle gern, trotzdem er zu den verhaßten Okkupanten gehörte. Rut war sogar zu der Überzeugung gekommen, er sympathisiere mit den Norwegern. Rut, die gerne während der Arbeit sang, stellte fest, daß Hans nie bei den alten Kampfliedern aus der Jugendbewegung protestierte. Er verhielt sich sehr ruhig und nahm nie Notiz von etwas.

Eines Tages kam mit dem illegalen Material aus Oslo auch ein Paket Flugzettel mit einem in deutsch geschriebenen Appell an die deutschen Soldaten. In ihm stand: »Legt die Waffen nieder! Macht ein Ende mit dem wahnwitzigen Krieg für Hitlers Großdeutschland.«

Rut nahm 25 Exemplare mit in die Schneiderwerkstätte in der Absicht, Hans zur Verteilung dieser Schriften innerhalb seines Regimentes zu überreden. In ihrem Drang, Paul zu beweisen, daß auch sie als Mädchen Ideen haben könnte und mutig sei, überlegte sie nicht lange, ob die Sache kritisch verlaufen könnte.

Aber sie war so vorsichtig, Hans noch einmal zu testen, ob er ansprechbar sei für eine derartige Auffassung. Sie nahm eine Ganzphotographie von Hitler, schnitt sie aus und hängte sie an der Lampe auf. Da sprang der Soldat auf und rief: »Nein! Mensch, das geht doch nicht. Nimm ihn runter!« Rut war erschrocken und wagte nicht mehr, ihre gute Idee auszuführen und Hans die Flugzettel in die Hand zu drücken. Sie nahm sie abends wieder mit nach Hause und verbrannte alle Zettel im Ofen.

Ursula Monsen hat sich beim Manuskriptteil »Jugendliche Rut« ebensoviel Mühe gegeben, wie Leo Lania bei Willy Brandt, die »mutigen Bekenntnisjahre« mit vielen kleinen Geschichten zu pointieren. Dabei legte man großen Wert darauf, die Gefahren dieser Zeit besonders anzuführen. Das war auch der Sinn jener Zeilen, die schildern, wie knapp Rut dem Tode entronnen sei. Sie schrieb: »Tage später mußte ich feststellen, daß ein anderer Norweger, mit diesen Flugzetteln erwischt, zum Tode verurteilt wurde.« Solche und ähnliche »Erinnerungen« trugen zur Erweiterung der »Rut Brandt erzählt ihr Leben«-Story, wesentlich bei. Doch nun wieder zurück zum »Text«.

Der Tag kam, an dem die Gestapo auf Paul Strand aufmerksam wurde. Er mußte vorsichtiger werden. Das von Oslo an ihn geschickte Material war bei ihm nicht mehr sicher genug. Es mußte anderswo versteckt werden.

Rut nahm es an sich und brachte es in einem alten Schrank, der auf dem Speicher stand, unter. Aber sie fragte nicht die Mutter, sie sollte nicht be-

unruhigt werden.

Treuherzig sollte es heute klingen, wenn Rut Brandt 1960 schreiben läßt . . . »die Mutter sollte nicht beunruhigt werden . . .« Hat Rut mit 20 Jahren noch nicht soviel Reife besessen, um zu wissen, daß eines Tages die Polizei im Hause der Mutter auftauchen könnte oder würde? Bedachte sie dabei nicht – nach ihren eigenen Worten –, »daß der Arzt jede Aufregung verbot, da es den Tod der Mutter bedeuten müßte«? Dies wäre bei der charakterlichen Bewertung der Rut Hansen kein Plus. Oder sollte Ursula Monsen die »Jugenderlebnisse« mit »vermeintlicher Aktivität« besonders auffällig ausstatten? Dies wäre wiederum für Rut Brandt abträglich.

Die Freunde warnten Paul und versuchten, ihn zu einer Flucht nach Schweden zu überreden. Eines Tages im Herbst 1941 war er wirklich verschwunden. Der Rat »seiner Freunde« hatte vollen Erfolg.

Rut vermißte ihn sehr. Das Leben in Hamar war ohne Paul langweilig. Die Arbeit in der Schneiderwerkstätte allein befriedigte Rut nicht. Sie versuchte bei einer anderen Gruppe Anschluß zu finden.

In dieser Zeit war es, daß ihr Ole Bergaust, genannt »Brum« begegnete. Er war Eisenbahnarbeiter in Hamar. Sie verliebte sich in ihn sofort und Brum wurde bald ihr ständiger Begleiter. Im Winter 1942 verlobten sie sich.

Tulla, Ruts Lieblingsschwester, führte in dieser Zeit ein eigenes Leben . . . Sie hatte inzwischen ihren Journalisten Arthur Martinsen geheiratet. Nach Ruts Verlobung schlossen sich die Schwestern wieder enger einander an, um so mehr, da Arthur und Brum zusammenarbeiteten.

Als die illegalen Sendungen aus Oslo völlig eingestellt wurden, versuchten Arthur und Brum selbst ein kleines Informationsblatt zu drucken. Zwei ihrer Freunde halfen ihnen dabei, sie nannten die Zeitung »H 7«. Die Mädchen blieben Randfiguren. Sie wurden von den Männern bewußt nur mit Botengängen und ähnlichem beauftragt. Niemand wollte sie gefährden. Es dauerte nicht lange und die Gestapo wurde auf die illegale »H 7« aufmerksam und suchte die Verantwortlichen.

Es gelang den vier Männern, rechtzeitig zu fliehen. Mit dem Versprechen, die Schwestern bald in Schweden zu treffen, trennten sich Brum und Arthur von Rut und Tulla. Der Abschied war nicht leicht und die Mädchen unglücklich darüber, allein zurückbleiben zu müssen. Nicht, weil sie um ihre persönliche Freiheit besorgt gewesen wären, es war vielmehr die Ungewißheit, ob sich die Hoffnung auf ein Wiedersehen in Stockholm wirklich erfüllen würde.

Brum und Arthur waren sich bei ihrer Flucht darüber im klaren, daß die Gestapo den Schwestern nichts anhaben könne. Sie hatten dafür gesorgt,

daß sie von den eigentlichen technischen Dingen um die »H 7« nichts wußten.

Sollte es wirklich zu einem Verhör der Zurückgebliebenen kommen, konnte es nicht allzu gefährlich werden. Am folgenden Nachmittag wurde Rut aus der Schneiderwerkstätte von der Gestapo zu einem Verhör geführt. Schwester Tulla ebenfalls. Sie wurden einzeln vernommen und sagten beide genau das, was sie vorher verabredet hatten und was der Wahrheit entsprechend nicht allzu abwegig erschien. Man konnte ihnen als Frau und Braut der Geflüchteten nichts nachweisen als die menschliche Verbindung zu den Gesuchten. In der gleichen Nacht konnten sie dann auch wieder nach Hause gehen.

Trotzdem blieben diese Stunden in einer Umgebung, die den Vorgeschmack dessen ahnen ließ, was die wirklich »überführten« Illegalen bei einer Verhaftung zu erwarten hatten, nicht vergessen. Es war deshalb ihrer Meinung nach schon viel besser, sich in Schweden sicher zu wissen, als mit den übrigen Norwegern das Los einer gefahrvollen und zum Teil notleidenden Besatzungszeit teilen zu müssen.

Weder Rut noch Tulla bemühten sich, weitere Kontakte aufzunehmen um die Arbeit in der Illegalität fortzusetzen. Vielleicht trug aber auch die Mutter etwas dazu bei, so schilderte es heute Rut Brandt. Frau Hansen war bei der Nachricht über die Verhaftung der beiden Mädchen weinend zusammengebrochen. Sie mußte aufgrund der Gerüchte, die zu ihr drangen annehmen, daß die Töchter zumindest vorläufig nicht zurückkommen würden. Sie, die seit Jahren kränkelte, für die jede Aufregung der Tod bedeuten konnte, quälte sich solange, bis sie von einem Nachbarn die Nachricht erhielt, daß die Mädchen sehr wahrscheinlich am späten Abend wieder zu Hause sein würden. »Ihr verdient Prügel«, rief sie den Kindern schluchzend entgegen, als sie dann, wie erwartet, nach Hause kamen.

Die Sehnsucht nach den Jungen wurde in Rut und Tulla immer stärker. Das Leben in Hamar war für sie jetzt ohne jede Abwechslung. Sie hatten inzwischen Nachricht erhalten, daß Brum und Arthur gut in Stockholm angekommen waren und auch bereits Arbeit gefunden hatten.

Der Gedanke, zu ihnen zu fahren, ließ sie nicht mehr los. Mit einer Freundin wurde im Sommer beratschlagt, wie man sich am ungefährlichsten über die Grenze absetzen könnte. Diese Freundin war eine Expertin, »Flüchtlingsgruppen« nach Schweden zu schleusen. Sie gab ihnen den Rat, noch bis Anfang August zu warten und mit einer größeren Gruppe gemeinsam zu »fliehen«, was weit weniger gefährlich wäre, als alleine zu gehen. Doch die Mädchen wollten nicht länger warten, es trieb sie nach Stockholm. Sie schlugen die gutgemeinten Ratschläge in den Wind. Sie

redeten sich gerne und selbstüberzeugend ein, daß der kommende Prozeß gegen die illegale Zeitung »H 7«, für die Tullas Mann und Ruts Verlobter als die Alleinverantwortlichen galten, ihnen erneut Schwierigkeiten bereiten könnte. Die Schwestern waren nach dem kurzen Verhör allerdings von der Gestapo völlig in Ruhe gelassen worden.

Sie warteten noch bis zum 19. Juli, um den Geburtstag der immer noch kranken Mutter mitfeiern zu können. Es waren ein paar vergnügte Stunden im Kreise der Freunde und Nachbarn.

Auch hier vergaß Ursula Monsen bei der Schilderung dieses Abschieds wieder nicht, Rut ein wenig bedrückt sein zu lassen . . . weil sie wußte, »dies war das letzte Zusammensein mit allen und daß sie die Mutter vor Kriegsende nicht wiedersehen würde«. Und wann wird das sein? »Wird die Mutter solange leben?« Die Schwestern wagten nicht, die Mutter von ihrer Flucht zu unterrichten. Wie leicht hätte sonst das »mütterliche Nein!« einen Riegel vor ihre Sehnsüchte und Wunschträume schieben können. Also lieber nicht.

Am 20. Juli gingen die Mädels los. Gerüstet wie für einen längeren Ausflug mit Rucksack und kräftigen Schuhen. Sie winkten der Mutter zu, die dachte, es wäre ein Abschied für ein paar Tage . . . es sollten über drei Jahre vergehen, bis Rut sie wiedersah.

Die Freundin hatte mit ihren Warnungen allzu recht gehabt. Unkundig des Weges, verirrten sie sich und liefen kreuz und quer an der Grenze entlang. Aber nach vier Tagen erreichten sie doch die schwedische Grenze und kamen dann in das Flüchtlingsauffanglager der Norweger.

Sie hatten weiter keine Schwierigkeiten, als sie um die Einreise nach Stockholm baten, weil Brum und Arthur als Funktionäre bei der königlich-norwegischen Delegation in Stockholm arbeiteten. Der Hinweis genügte den Behörden, und Rut und Tulla bekamen ihre Fahrkarte nach Stockholm.

Nach drei Monaten Trennung wurden sie am 31. Juli 1942 auf dem Zentralbahnhof in Stockholm stürmisch von Brum und Arthur in die Arme geschlossen. Endlich wieder vereint.

Rut berichtete später über dieses Wiedersehen: »Wir wurden von zwei schön angezogenen Herren erwartet. Sie waren von einer Eleganz geprägt, die uns ganz stumm machte. Sowas hatten wir noch nie gesehen. Der Stil ihrer Kleidung war der letzte Schrei aus Stockholm. Sie waren wie »Swing-boys« gekleidet. Aber sie hatten auch ihr ganzes Geld dafür ausgegeben, um uns zu imponieren.«

Arthur und Brum hatten sich in dem Vierteljahr in Stockholm gut eingewöhnt. Sie arbeiteten beide im Pressebüro der norwegischen Delega-

tion. Arthur als Journalist. Auch Brum, der ja in Hamar Eisenbahnarbeiter gewesen war, fand dort sein Auskommen.

Die beiden Männer hatten in ihrem kleinen Zimmer, das sie bisher gemeinsam bewohnten, ein kleines Fest mit vielen Leckereien zum Empfang gerichtet. Die Schwestern staunten und fanden alle diese lang entbehrten Süßigkeiten herrlich. Es wurde eine schöne Wiedersehensfeier.

Rut und Brum wohnten dann als Ehepaar Olstad-Bergaust bei der Familie Nilsson in der Torstenssonsgatan 7, direkt neben der norwegischen Gesandtschaft. Das war so einfacher und vorerst auch billiger. In Brum sah Rut – die etwas hilflos in der Umgebung schwamm – den Beschützer und es war nur natürlich, daß sie sich auch ohne konventionellen Zwang namentlich zu ihm bekannte.

Zwischen Rut und Brum hatte die kurze Trennung zwar eine kleine Fremdheit entstehen lassen, die ihre Liebe aber nicht lange beeinträchtigen konnte. Es war vielmehr die neue Umgebung – die Stockholmzeit, die Brum seiner Braut »voraus hatte«. Brum fand Rut zwar etwas dünn geworden, nur aus Beinen und Haut bestehend, aber das würde bei der guten Kost in Stockholm schnell aufzuholen sein. Rut zeigte ganz deutlich, daß sie bei aller Magerkeit ein außerordentlich hübsches Mädchen war. »Nun, das was dazu gehört, wird sich finden«, meinte Brum.

Die Strapazen, die hinter ihnen lagen, waren bald vergessen. Rut ging durch Stockholm und saugte alles in sich hinein, was es an Neuem und Wunderbarem zu sehen gab. Diese Pracht, dieses Lichtermeer, wenn Stockholm in den Abend versank. Keine Verdunkelung, nichts, was unmittelbar an den Krieg erinnerte. . . . wenn Rut nicht selbst ein »Flüchtling« gewesen wäre. Volle Geschäfte, wunderbare Auslagen lockten und täuschten tiefsten Frieden vor.

Ursula Monsen hat als gute Journalistin aber doch nicht vergessen, in diese neuen eindrucksvollen Tage, das nicht glaubhafte, aber doch wirkungsvolle »Heimweh nach der Mutter« einzubauen. Sie schrieb: »Das Heimweh nach der Mutter und den beiden zurückgelassenen Schwestern kam auch, wurde aber immer wieder unterdrückt von den neuen Eindrükken, die auf Rut einströmten.«

Die norwegischen Flüchtlinge wurden, solange sie keine Arbeit gefunden hatten, gut unterstützt. Es gab kein Barackenleben, und auch keine Not.

Rut hatte also Zeit, sich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Stockholm umzusehen, und mit den vielen und nie gekannten Dingen fertig zu werden.

Doch das Gefühl der Ruhe und Sicherheit wurde bald übertönt von

dem Gedanken, was bin ich?, weiß Ursula Monsen über Rut zu berichten.

Zu Hause war sie zumindest ein winziges Rädchen in der Widerstandsbewegung gewesen. Hier, in Stockholm, aber war sie ausgeschlossen aus jenem Kreis, der auch in der Fremde für die Heimat tätig war. Als politischer Flüchtling konnte man in Schweden eine politische Aktivität nicht offen entfalten, wollte man nicht gegen die Neutralitätsvorschriften verstoßen. So ging Rut oft zu Brum, der mit ihrem Schwager in einer besonderen Abteilung des Pressebüros arbeitete. Die »T 6« (die Abkürzung der Straße in der das Büro lag und die Hausnummer hatten diesen Decknamen erzeugt), war die offiziöse Zentrale für die norwegische illegale Tätigkeit in Schweden. Dieses Büro befand sich vorerst noch nicht im Hause der königlich-norwegischen Delegation und hatte doch bereits die Aufmerksamkeit der schwedischen Polizei erregt.

Hierher zog es Rut oft. Es war für sie so etwas wie ein Hafen, in dem sie durch Hören und Sehen Verbindung mit der Heimat erhielt und wo sie die vertraute Atmosphäre der Illegalität schnuppern konnte.

Für Rut war es unverständlich, daß man es den Norwegern in Schweden verbot, illegale Nachrichten von und nach Norwegen zu schmuggeln. Wenn einer der Kuriere von »T 6«, die ständig unterwegs waren, in einem Stockholmer Gefängnis landete, empfand sie hierüber einen Ärger, der sich fast in Haß auf ein Land steigerte, das Freiheit und Sicherheit bot, wenn man seine Gesetze respektierte.

Für die Norweger war es – wie für die konspirativen Aktivisten anderer Nationen – unbegreiflich, warum man ihnen den neutralen Boden, der einerseits sehr günstig, andererseits die einzige Möglichkeit bot, für ihre Arbeit entziehen wollte.

Aber trotz der Schwierigkeiten, die man »T 6« im schwedischen Exil durch die Behörden bereitete, die Arbeit ging weiter. Es gab immer noch Wege, um die Bestimmungen zu umgehen.

Die Kuriere brachten Meldungen und Informationen. Ihre Kontaktleute in Norwegen waren zumeist Journalisten. Die Nachrichten von der Heimatfront wurden in der »T 6« geteilt, und dann durch Meldungen und Erzählungen von Flüchtlingen, die an der schwedischen Grenze ankamen und sich registrieren lassen mußten, komplettiert.

Die aktuellsten und interessantesten Meldungen aus Norwegen gingen als vertraulicher Rapport nach London zur Exil-Regierung Norwegens. Die anderen kamen ins offizielle Pressebüro der norwegischen Delegation in Stockholm. Von hier wurden sie weiter an die schwedischen und anderen Zeitungen geschleust.

Dann gab es noch ein anderes Büro, mit dem die »T 6« engstens zu-

sammenarbeitete . . . das schwedisch-norwegische Pressebüro in Stockholm. Dieses sammelte alle Nachrichten aus Norwegen als Informationsquelle für ausländische Zentralstellen und für die schwedischen und ausländischen Zeitungen.

Die Leitung dieser Agentur hatte ein Mann namens Herbert Frahm, über den Rut unter dem Namen Willy Brandt vieles zu hören bekam. Ihre Neugierde auf ihn war groß! In den ersten Wochen ihres Stockholmer Aufenthaltes kannte sie ihn aber noch nicht persönlich. Brum mußte, weil er journalistisch nicht einzusetzen war, zumeist mit Koffern voll illegalem Material, das für Norwegen bestimmt war, nachts zu den Kurieren gehen und auch andere Aufträge, die etwa in der gleichen Richtung lagen, erledigen.

Rut selbst fand nach einer gewissen Zeit bei einem norwegischen Ehepaar Beschäftigung als Hilfe für den Haushalt. Das Ehepaar arbeitete in der Delegation. Die Kinder mußten tagsüber beaufsichtigt und die Wohnung in Ordnung gebracht werden.

Aber die Abende gehörten Rut. Durch Brum und ihren Schwager Arthur Martinsen lernte sie viele Menschen kennen, mit denen sie sich dann traf. Oft genug wurden Abschiedsfeste gefeiert. Die Kuriere, die zwischen Stockholm und London pendelten, veranstalteten vor jedem neuen Flug, der nicht immer ohne Gefahren verlief, Abschiedsfeiern. Sie wurden eine willkommene Gelegenheit zum Trinken und zum Tanzen. Rut machte dies sehr viel Spaß. Sie schloß neue Bekanntschaften, neue Freundschaften. Sie war bei allen sehr beliebt. Die Magerkeit, über die sich Brum vor Wochen noch mokierte, war längst verschwunden. Hellblond, mit langen, schlanken Beinen war sie ein bildhübsches Mädchen. Ihr Charme und ihre Bereitschaft, immer zu lachen, öffneten ihr alle Türen. In jeder Gesellschaft war sie gerne gesehen, da sie die Gabe besaß, für Unterhaltung zu sorgen.

Wo Rut war, konnte es nie langweilig werden. Sie sang gerne mit anderen und wenn es verlangt wurde, auch allein die norwegischen Heimatlieder. Die norwegischen Heimattänze beherrschte sie genausogut, wie die schnell dazugelernten modernen Gesellschaftstänze. Sehr bald verstand sie es auch, sich den trinkfreudigen Männern anzupassen.

Unter dem Mantel der Emigration – zwar nicht unmittelbar gefährdet durch die Kriegsereignisse auf dem Kontinent –, aber fern von allem Zwang der heimatlichen Gewohnheiten, – entstand eine Atmosphäre, die gelockerter und aufgeschlossener machte, als dies im normalen Leben möglich gewesen wäre. Kontakte wurden schneller geschlossen, Trennungen schneller vollzogen.

Für ein Mädchen wie Rut, die in dem kleinen stillen Hamar aufgewachsen war, bedeutete das Pflaster von Stockholm nicht nur neue Eindrücke zu verkraften, sondern auch neue Gefühle kennenzulernen und mit ihnen fertig werden zu müssen. »Es war schwer, als einsamer Flüchtling herumzuwandern. Zu zweit ertrug es sich leichter.« So stellte sie später einmal fest. Dies war auch der ehrliche Grund zur Verheiratung mit Brum.

Nach 4 Monaten Gemeinsamkeit in Stockholm wurden Rut und Brum bürgerlich getraut. Tulla und Arthur waren als Zeugen dabei. Rut war also Frau Bergaust geworden. Die Hochzeitsfeier war wieder für alle eine willkommene Angelegenheit, sich zusammenzufinden und zu feiern. Viele waren aus dem norwegischen Pressebüro der Delegation gekommen, um dem Brautpaar zu gratulieren. Jens Schieve, der Chef, hielt selbst die feierliche Rede. Er hatte Rut schon immer ins Herz geschlossen. Für ihn war sie der echte Typ eines fröhlichen, gesunden norwegischen Mädels. Alle sangen sie norwegische Lieder und die Braut weinte . . . weil sie eben weinen mußte.

Nun erzählt natürlich Ursula Monsen wieder nach den »üblichen« Tränen der Braut, die längst Brums Frau war, auch von dem Heimweh nach Hamar, der Mutter und den beiden zurückgebliebenen Schwestern: »Hamar, die Mutter, die beiden Schwestern, alle waren sie weit weg. Rut ging es gut und nun war sie auch mit Brum verheiratet. Wie aber mochte es der Mutter gehen?«

Viel war nicht aus Norwegen zu erfahren, was dort den persönlichen Bereich des einzelnen betraf. Es waren schlechte Zeiten, die Menschen litten Hunger und die Auswirkungen des Krieges wurden immer stärker spürbar. Rut las norwegische Zeitungen durch eine schwedische »Brille«. Es gab hin und wieder Möglichkeiten ein kleines Briefchen zu schreiben und es nach Norwegen zu schmuggeln, in dem mehr stehen durfte, als in den offiziellen Postsendungen. Es kamen auch Antworten. Aber, »gaben sie ehrliche Antworten auf Fragen, die in einem brannten?« Rut wußte es nicht.

Rut konnte sich auch durch das »Paket-Schicken« nicht ganz von den Vorwürfen befreien, die in ihr wach wurden, wenn sie an die kranke Mutter dachte, die sie in ihrer Not zurückgelassen hatte.

Rut und Brum fanden Anfang November in der Humlegårdsgatan 8 eine neue Unterkunft, in der sie bis Februar 1943 blieben.

Das Leben ging in Stockholm weiter und Frau Bergaust hatte sich bald ganz an die Gepflogenheiten und Eigenarten des Landes gewöhnt. Aber ein geheimer Vorwurf nagte weiter. Sie wollte ihn ersticken. Es trieb sie dazu, für die Heimat irgend etwas zu tun. Viele der norwegischen Flücht-

linge, die von ihrer Botschaft aus betreut wurden, beteiligten sich an der konspirativen Tätigkeit für die Heimat. Ja, so schreibt Rut später: »Wir waren auf viele Weise widerspenstig gegen unser Asylland. Wir litten unter einer gewissen unbalancierten Flüchtlingsmentalität, trotzdem wir es eigentlich gut hatten.«

Einige Monate nach der Hochzeit, so schilderte Rut, konnte sie mit ihrem Brum aus dem bisher bewohnten möblierten Zimmer in eine sehr schöne, moderne Wohnung umziehen. Rut hatte keine Mühe gescheut und viele Gänge machen müssen, bis es ihr gelungen war, in einem der schönsten Vororte von Stockholm, in der Alingsåsvägen 14, eine Wohnung zugewiesen zu bekommen.

Hamarbyhöjden hatte in den letzten Jahres des Krieges sich zu einer kleinen Trabantenstadt entwickelt. Es gab niedrige, weiße Wohnblöcke mit klaren Linien und luftigen Balkons. Harzig duftende Kiefern, die man zwischen den Häusern stehengelassen hatte, waren wie grüne Farbtupfer und lockerten die weiße Strenge der Siedlung auf. Rut hatte so etwas noch nie gesehen. Sie war überglücklich, daß gerade in dieser reizvollen Gegend ihr erstes Heim entstehen sollte.

In Hamarbyhöjden wohnten viele Norweger, Künstler und Intellektuelle. Die meisten der Norweger arbeiteten im Pressebüro der norwegischen Delegation oder standen zumindest in Beziehung zum norwegischen Informationsdienst. In Hamarbyhöjden gab es keine Klassenunterschiede; entweder man gehörte zu einem bestimmten Kreis oder hielt sich aus eigenen Wünschen so isoliert, daß sich niemand darum kümmerte.

Aber hier wohnten auch intimere Freunde. Vor allem auch Carlota Frahm und Willy Brandt. Diese hatten sich schon im Dezember 1941 in Finn Malmgrens väg 23 einquartiert. Willy Brandt blieb auch nach dem Auszug seiner Frau aus der gemeinsamen Wohnung bis zum 10. 8. 1944 dort wohnen.

Die neue Umgebung wurde für Rut aber auch die Begegnung mit einem neuen Lebensstil. Es lag weniger an der schönen baulichen Umgebung; das neue Milieu war es, in das sie hineinkam. Sie versuchte sich auch bei der Einrichtung der neuen Wohnung dem Lebensstil der übrigen anzupassen. Brum überließ ihr großzügig alles.

Sie bekamen von einem Onkel Brums aus Norwegen einiges Geld geschickt. Dies benutzte Rut vor allem, um einige wenige Gegenstände zu kaufen, die eigentlich Luxus waren, aber zur Gemütlichkeit der Wohnung beitragen sollten. Die dringend benötigten Möbel kaufte sie dagegen auf Kredit.

Die Ausschmückung der Wohnung lag Rut besonders am Herzen: Sie

schaffte für ein kleines Bücherbord auch ein paar Bücher an: »Norwegische Kriegslyrik«, »Alles für Norwegen« und eine Sammlung schwedischer Gedichte: »An das kämpfende Brudervolk« ... Die Wände schmückte sie mit Bildern von König Haakon und Kronprinz Olaf. Vor allem aber mit einer Photographie von Viggo Hansteen, der als erste Geisel der norwegischen Arbeiterbewegung von der Gestapo erschossen worden war.

Alle norwegischen Flüchtlinge, die einer Arbeiterpartei nahestanden, hatten das Bild von Hansteen an der Wand hängen. Wenn man in eine fremde Wohnung kam und es sah, wußte man gleich, daß Gesinnungsfreunde um einen waren. Dieses Bild war ein Symbol, sein Anblick, meint Rut später, hielt sie innerlich wach.

Rut freute sich darauf, die ersten Gäste in ihrem Heim begrüßen zu können. Nun konnte sie den Bekanntenkreis erweitern und auch die neuen Freunde aus der Kolonie einladen.

Sie fand in Hamarbyhöjden auch bald Zugang zu den Intellektuellen. Anfangs war sie bei diesen Zusammenkünften noch scheu und verlegen. Sie saß mit verwunderten Augen, aber mit offenen Ohren, still in einer Ecke. Aber Rut war eine Frau, die nicht lange unbeachtet bleiben konnte. Dafür war sie zu hübsch. Ihr Charme half ihr, manche Schwierigkeiten der fehlenden »guten Kinderstube« zu überwinden. Das Bewußtsein, als Frau immer ein Pardon zu finden, gab ihr damals und auch später den Mut, offen Fragen zu stellen, wenn andere längst begriffen hatten, worum es ging.

Die Menschen um sie waren besonders der internationalen Politik gegenüber sehr aufgeschlossen. Sie waren, trotzdem sie zumeist als Flüchtlinge in Stockholm lebten, gut über die Welt orientiert. Es gab scharfe und klare Diskussionen. In ihrer Einstellung waren die Intellektuellen sehr realistisch. Trotzdem fehlte auch nicht der politische Witz, der manchmal schallende Lachsalven auslösen konnte. Für Rut eröffnete sich hier eine fremde Welt, in die sie begeistert hineinglitt.

Ihre Hauptfreude aber blieb eben die Lust am Leben. Sie schaukelte auf einer Welle der Begierigkeit und konnte mithalten bis zum frühen Morgen, ohne müde zu werden. Rut sorgte dafür, daß es nicht immer so ernst blieb, wie der Abend angefangen hatte. Es gelang ihr, die Männer zum Tanzen zu bringen.

Es waren, wenn auch lehrreiche, so doch zumeist vergnügte Abende und Nächte, die dem sonst so tristen und trübseligen Dasein eines »Flüchtlings« Lichtstrahlen schenkten. So empfand es zumindest Rut, wenn sie tagsüber ihrer Arbeit im Haushalt des norwegischen Ehepaares nachging.

Hier im Kreise der Freunde, in der von Pfeifenrauch vernebelten Luft und der engen Verbundenheit zum anderen, beim fröhlichen Gläserklirren kamen sich Rut Bergaust und Willy Brandt sehr bald näher. Willy Brandt und Carlota gehörten zu jenem Kreis, der Rut so lange verschlossen geblieben war. Willy Brandt hatte längst schon ein Auge auf die große, so hübsch ausschauende Frau geworfen, deren Mann ihm durch seine Verbindung mit der konspirativen »T 6« bestens bekannt war.

Bald ergab sich jene Situation, die einen Zwang nicht mehr erträgt, und das persönliche Näherkommen der beiden sich auch allen übrigen Augen offenbarte.

Rut hatte schon genug über Willy Brandt gehört. Sie wußte natürlich, daß er mit Carlota verheiratet war und eine niedliche kleine Tochter besaß. Sie kannten sich ja alle in der Kolonie und Carlota war eine der gescheitesten und klügsten Frauen unter den Intellektuellen. Ihre fundierten Sachkenntnisse, ihre realistische politische Einstellung, hatten ihr den Respekt der Männer geschenkt.

Aber weder Willy noch Rut hatten eine echte, innere Verbundenheit zum Intellektualismus. Beide benutzten die Intellektuellen nur als Steigbügel zu einer »freieren Lebensform«. Ihre Verbundenheit lag im Gegenteil ganz woanders. Rut und Willy hatten den gleichen Abscheu vor etwas, das nach Zwang schmeckte.

Daß beide erst vor kurzem geheiratet hatten, entsprang nicht dem eigenen ehrlichen Wollen. Carlota war für Willy zuvor der Schlüssel in die »norwegische Heimat«. Zur Heirat kam es in Stockholm nur, weil die Umstände dazu zwangen. Und für Rut war Brum jene »Stütze«, die das »Los des Flüchtlings« – wie sie es selbst schilderte – leichter ertragen ließ. Daß sie beide verheiratet und an einen anderen Menschen gebunden waren, konnte sie nicht hindern, das mit vollen Zügen auszuschöpfen und zu genießen, »was sie auf sich zukommen spürten«.

»Und wir verloren uns nicht mehr aus den Augen« – gesteht Rut später.

Brum hatte oft Nachtarbeit im Pressebüro und keine Zeit für Rut. Der kleine Haushalt verlangte auch nicht allzuviel. Rut lernte die englische Sprache und Maschinenschreiben. Willy Brandt hatte ihr klargemacht, daß sie zu schade sei, auf die Dauer nur im Haushalt anderer Leute zu arbeiten. Er wollte ihr behilflich sein, eine Arbeit zu finden, die auf einer anderen Ebene lag. Sie war darüber begeistert und Willy Brandt erweckte bei Rut mit seinen Ideen neue Hoffnungen, die auf eine Gemeinsamkeit hinausliefen. Auch Rut hatte längst ihre Arbeit als zu wenig produktiv und repräsentativ für sich selbst empfunden. Ihr Eifer, sich zu vervoll-

kommnen, und in ihrer Umgebung zur Geltung zu kommen, überwand alle Hindernisse beim Lernen.

Im Juli und August 1943 mußte Rut in der norwegischen Gesandtschaft in der Torstenssonsgatan 6 kurz ihre Zelte aufschlagen. Der Kontakt zu Carlota Frahm, der Frau von Willy Brandt, die ebenfalls dort wohnte, beeinflußte aber das neue Verhältnis keinesfalls. Carlota hatte sich ja auch schon längst mit ihrem eigenen Schicksal abgefunden. Daß in der Ehe Willy / Carlota alles ausgebrannt war, gestand sich Carlota selbst am klarsten ein, als sie die Flucht aus der Finn Malmgrens väg 23 sogar mit der polizeilichen Anmeldung in der norwegischen Gesandtschaft am 15. Januar 1943 öffentlich bestätigte und damit auch endgültig besiegelte.

Auch für Brum begann eine schwere Zeit. Er kränkelte und er war in den Augen von Rut nicht einmal mehr der lebhafte nette Junge von Hamar. Sie schickte Brum zum Arzt. Der stellte fest, Brum war lungenkrank und mußte in eine Heilstätte. Er trug alles mit Fassung. Brum, der längst eingesehen hatte, daß Menschen und Augenblicke nicht mehr zu halten sind und man an das Leben seinen Tribut zu zahlen hat, zahlte mit bitterem Geschmack an jenen Willy Brandt, in dem Rut den Menschen gefunden hatte, der ihr »mehr bedeutete als alles andere«.

Für Brum blieb vielleicht noch eine Kameradschaft und eine Zuneigung übrig, die mehr dem alten Jugendfreund aus der Illegalität in Hamar galt. Für sie war Brum sonst nichts mehr. Schon gar nicht eine Zukunft.

Im Frühjahr 1944 ging Brum nach Falun in die Tuberkulosenheilstätte und Rut arbeitete nun im Pressebüro der norwegischen Delegation im Bildarchiv. Ihre Freunde hatten für sie interveniert und sie dort untergebracht. Die Arbeit, die sie vorerst mit Leimtopf und Schere bewältigte, bestand aus dem Aufkleben von Bildmaterial. Es war keine gewaltige Arbeit, aber doch ein großer Fortschritt gegenüber ihrer früheren Tätigkeit. Später beschriftete sie auch die Bilder mit ihrem eigenen Text. Rut bekam hier auch Gelegenheit, viel intensiver und aktueller an den Kriegsereignissen teilzunehmen. Die Bilder vermittelten ihr die nachhaltigsten Eindrücke von den Folgen des Krieges in Europa. Es war aber auch deutlich zu spüren, daß es nicht mehr lange dauern konnte. Die Nachrichten, die in der Delegation einliefen, wiesen darauf hin, daß ein Ende bald zu erwarten war.

Bald fingen in der norwegischen Niederlassung in Stockholm die großen Heimreisevorbereitungen an. Die Norweger drängte es, zurück in die Heimat zu kommen. Brum, Ruts Ehemann, lag immer noch in der Lungenheilstätte in Falun. Es wollte mit seiner Gesundheit nicht besser werden. Aber auch ihn erfaßte die Sehnsucht nach Norwegen zu kommen.

Man versuchte, für ihn einen Platz in einem norwegischen Krankenhaus zu finden. Doch das konnte, so meinte Rut, noch etwas dauern. Sie selbst blieb in Stockholm, um, wie sie sagte: »Brum nicht ganz alleine zu lassen, auch wenn es für sie mit Brum keine gemeinsame Zukunft mehr geben konnte.«

Nun hieß es für Rut von manchem der bisherigen Freunde Abschied zu nehmen. Immer wieder stand sie auf dem Zentralbahnhof in Stockholm, wo sie selbst vor Jahren voller Erwartung auf das neue Leben angekommen war, und winkte den Heimkehrern nach.

Erst der Schwester Tulla und dem Schwager. Tulla wollte keinen Tag länger in Stockholm bleiben. Sie sehnte sich danach, die Mutter und die Schwestern wiederzusehen. Für Tulla gab es nichts, was Hamar und die Heimat ersetzen konnte.

Rut arbeitete weiter in dem fast leeren Pressebüro. Der große Informationsapparat – für den Krieg erweitert worden – mußte nunmehr verkleinert werden und es gab genug zu tun.

Rut war froh, hier so lange bleiben zu können, bis sie selbst nach Hause gehen wollte. Doch sie war ein wenig bedrückt. Die Zukunft lag ziemlich verwirrt und alles andere als menschlich sauber vor ihr. Noch lebte Brum, wenn auch wahrscheinlich nicht mehr lange, und Willy Brandts Ehe mit Carlota war auch noch nicht geschieden! Warum?

Fesseln, überall Fesseln, die nicht so leicht zu lösen waren. Der todkranke Mann auf der einen Seite – auf der anderen die treue Carlota mit dem Kind Willy Brandts.

Aber Rut war trotz aller Hindernisse und Gewissensgründe bereit, formlos mit Willy Brandt zusammenzuleben. Sie brachte auch jede Geduld auf, die notwendig war, zum Endziel zu kommen. Wenn Rut von Willy in Stockholm Abschied nahm, war es immer nur für kurze Tage, denn Willy Brandt hielt sich während der ganzen Monate vom Mai bis September 1945 in Oslo nur wenig auf, obwohl er eigentlich allen Grund gehabt hätte, sich in der neuen, nun befreiten Heimat Norwegen häuslich niederzulassen. Aber die Zeit war zu verwirrend. Willy wurde wie ein Spielball von den Ereignisse herumgeworfen. Er, der so viele Aufbaupläne im Kopf trug, der Bücher über Bücher darüber schrieb, wie einstens die Welt aussehen sollte und aufgebaut werden müßte, fand weder den Weg noch den Zugang zu einer echten produktiven Arbeit in Norwegen.

Anhand der Erlebnisse zum Zeitpunkt des entscheidenden Kriegsendes meldet Susanne Sievers: »Ruhelos verbrachte er die wenigen Tage in Oslo und ruhelos hetzte er in Stockholm von einem Hotel in eine neue Wohnung und von der alten Wohnung in ein neues Hotel. Nachdem er

seine alte Wohnung – die er früher mit Carlota teilte – 1944 verlassen hatte, wohnte er einmal bei Hessle in der Öregrundsgatan 10, dann fuhr er nach Oslo, kehrte zurück und wohnte bei Henrik Rosengart in Värtavägen 27 in Stockholm. Wieder pendelte er nach Oslo und zurück nach Stockholm und zog dann in das AB Sture Hotel-Pensionat in Strandvägen 7a ein. Dort blieb er dann bis zum 18. 9. 1945. An diesem Tag verließ er zusammen mit Rut Schweden und fuhr wieder nach Oslo.

Aber die Stadt und Norwegen selbst brachten keine Lösung und kein Glück. Er fand nur eine Stelle als Journalist beim ›Arbeiterbladet‹. Das von ihm so ersehnte politische ›Tor‹ blieb weiterhin verschlossen für ihn.

Als ihm von der norwegischen Partei-Presse nahegelegt wurde, als Berichterstatter den ›Nürnberg-Prozessen‹ beizuwohnen, nahm er diesen Job um so dankbarer an, als er sich davon versprach, alte Verbindungen und neue Kontakte in Deutschland anzuknüpfen und wieder aufzunehmen. Sicher hatte er auch längst eingesehen, daß er in seiner ›Wahlheimat‹ Norwegen kaum eine aussichtsreiche politische Position erlangen konnte.

Seine Jahre in Stockholm, die nicht nur den politischen Interessen Norwegens gewidmet waren, verrieten allzuviel Ehrgeiz und Undurchsichtigkeit. Seine Irrungen und Wirrungen in der Liebe, seine so späte Eheschließung mit Carlota, sein Verhältnis als verheirateter Mann mit der verheirateten Rut, das alles nahm ihm nicht nur Freude . . . auch viel Würde ging dabei verloren.«

Auch für Rut hatte sich die Heimat geändert. Im Juli machte sie ihren ersten Besuch in Norwegen. Es gab ein Wiedersehen mit der Mutter, den Schwestern und Hamar. Oft hatte sie von dieser Rückkehr geträumt und in diesen Träumen gab es nur reine Freude. Keine realistischen Einzelheiten. Die Wirklichkeit war dann etwas anders . . . Die Heimat schien ihr zu eng geworden zu sein. Aber sie war gerecht genug, einzusehen, daß sie sich geändert hatte und nicht die anderen. Die Heimat war geblieben, wie sie immer war.

Die Mutter wiederzusehen war fast wie ein Schock für Rut. Sie war alt und kränklich geworden und mußte von den Töchtern gepflegt werden. Rut bekam Herzklopfen, wenn sie die Mutter ansah und spürte wieder das alte Nagen in ihrem Inneren. Hatte sie recht gehandelt? Allzugut wußte sie, daß sie nicht den richtigen Weg gegangen war.

Rut blieb zwei Wochen in Hamar, aber das Gefühl, nur Besucher zu sein, hat sie nie verlassen. Es war kein echtes Nachhausekommen. Sie spürte, daß sie hier niemals wieder leben konnte. Später schrieb sie dann: »In Stockholm war etwas mit mir geschehen. Ich war nicht mehr die gleiche wie früher – ich hatte mich verändert. Ich hatte neue Sitten kennenge-

lernt und eine neue Umwelt. Vor allem aber Menschen. All dies hatte meinen Gesichtskreis geändert. In Schweden hatte ich aber auch jenen Menschen getroffen, der für mein ganzes Leben bestimmend werden sollte: Willy Brandt. Alte Bande waren zerrissen, ein neues war geknüpft.«

Dieses neu geknüpfte Band – Willy Brandt – zerriß nicht nur alte Bande, sondern ließ auch den armen Brum in seiner Not verlassen liegen.

Im Sommer 1945 fuhr Brum – allein – dann endlich in die Lungenheilstätte bei Lillehammer in Norwegen. Seine Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen ging in Erfüllung. Er klammerte sich an der Hoffnung fest, daß die gute norwegische Luft ihm Heilung und Gesundheit schenken würde.

Brum traf es schmerzlich, daß er Rut an einen anderen Mann – noch dazu an einen Gesinnungs- und Bekenntnisfreund – verloren hatte, nachdem er krank geworden war. Er wußte, daß er nun ohne Rut auskommen mußte. Aber er wünschte sich vorerst nur das Leben und die Möglichkeit, frei und gesichert in Norwegen zu gesunden. Alles andere würde sich dann finden.

Rut wohnte in Stockholm weiter in ihrer alten Wohnung in Hammarbyhöjden. Tagsüber war sie mit Aufräumungsarbeiten in der norwegischen Delegation beschäftigt. Doch hatte sie noch genug Gelegenheiten dabei, die alten Kontakte für Willy Brandt aufrechtzuerhalten. Willy war ihr sehr dankbar für diese Hilfe, denn es war für seine Tätigkeit nicht ohne Nutzen und die Nachrichten, die Rut fleißig für ihn sammelte, konnte er für seine persönliche Unterrichtung gut gebrauchen. Im August, als Ruts Arbeit in der Delegation beendet war und Willy für vier Wochen in Stockholm bleiben wollte, verließ sie endgültig ihre alte Wohnung. Willy war nun der einzige Inhalt ihres Lebens.

Die folgenden Wochen – bis Mitte September – waren sie zusammen. Sie hatten noch nie bisher so völlig allein und unbeobachtet leben können. Beide verstanden und ergänzten sich in ihren Plänen und Zielen. Beiden – mit einem heimatlosen Gefühl im Herzen und einem bestimmt bitteren Gewissen – blieb zudem keine andere Wahl, als an eine gemeinsame Zukunft zu glauben.

Sie verließen Mitte September zusammen Stockholm und kehrten nach Norwegen zurück. Rut hält sich nur für einen kurzen Besuch in Hamar auf, um sich dann endgültig in Oslo niederzulassen. An dem Ort, der ihr die Möglichkeit gibt, Willy immer wieder zu sehen, mit ihm zusammen zu arbeiten und da zu sein, wenn er von seinen Reisen aus Deutschland zurückkehrt. Sie findet vorerst eine Arbeit als Sekretärin im Büro der norwegischen Arbeiterpartei. Der Sekretär, Arne Hagen, war ein alter

Freund von Willy Brandt, den Rut in Stockholm kennengelernt hatte.

Im Herbst 1945 kommt Willy Brandt als norwegischer Korrespondent nach Deutschland. Zum erstenmal sehen ihn seine Freunde in Uniform, die ihn als Norweger kennzeichnet. Er berichtet für die norwegische Presse den Verlauf der Nürnberg-Prozesse und dient seinen »politischen Freunden« darüber hinaus als Informant.

Er wohnt in Nürnberg im IMP-Camp in Stein, im Schloß des ehemaligen Bleistiftkönigs Faber. Seine deutschen Freunde fuhren zu der Zeit gern mit ihm im Wagen durch das zertrümmerte Land, weil sich die norwegische Uniform, die Willy trug, bestens bewährte. Er konnte sich nicht nur damit alle Vorteile der Alliierten sichern, sondern selbstverständlich auch in jedem militärischen Benzinlager den für gewöhnliche Deutsche so raren Brennstoff nachtanken. Seine Freunde waren als Emigranten nach Deutschland zurückgekehrt und Zivilisten geworden. Es gab viele unter ihnen, die Willy Brandt längst abgeschrieben hatten und ihn schnitten. Andere aber wußten sich zumindest seiner zu bedienen, wenn es galt, gewisse Dinge bei den Alliierten zu erreichen. Willy half seinen Freunden gern und versuchte sich mit solch kleinen »Liebesdiensten« gern anzubiedern.

In Nürnberg selbst war er bei seinen Kollegen von der Presse wenig bekannt als Deutscher. So kam es auch, daß man sich in seinem Beisein ungeniert über diese »schrecklichen« Menschen unterhielt und Willy Brandt fand mit seinen Plänen, ein Buch über die Deutschen zu schreiben sehr viel Anklang. »Verbrecher und andere Deutsche«, sein in die Tat umgesetztes Buch und viele Artikel aus der Zeit zeugen für seine damalige Einstellung, die auch durch seine spätere Revision nicht von ihrer Anklage und Diffamierung verlieren, sondern einen kleinen Umriß geben, wie norwegisch der Norweger Willy Brandt war und dachte.

Weihnachten trifft sich Rut Bergaust mit Willy Brandt in Kopenhagen und anschließend reisen sie zusammen nach Stockholm. Sie können noch ein paar Tage zusammenbleiben, bevor Willy wieder nach Nürnberg zurück muß.

Willy Brandt, der durch die Feder Leo Lanias in seinem Buch so rührend von seinem zukünftigen Kind – das für ihn Grund genug war, aus einer vorübergehenden Depression in der deutschen Gefangenschaft wieder zur Vernunft und zum Willen »weiterleben zu wollen« zurückzufinden – zu berichten wußte, fand zu der »alten« Vaterbegeisterung dem lebenden Kind gegenüber nicht mehr zurück. Der Begriff Familie, für ihn einmal – nach Lania – »ein gewisser Halt in der Flucht der sich überstürzenden Ereignisse«, hat eigentlich nie jenen Inhalt in Richtung der 1940

provisorisch und 1941 legitim gegründeten Familie mit Carlota gefunden. Carlota war für ihn zuvor ein Sprungbrett in neue Kreise – femininer Genius und wurde dann eine Fessel, die ihn hinderte, »ganz sich selbst zu sein«.

Ninja war ein Kind, das den Vater kaum kannte und ihn nur selten sah. Es gab keinen allzugroßen Unterschied zwischen seiner eigenen Kindheit und der von Ninja. Auch sie war auf die Mutter allein angewiesen, so wie der kleine Herbert Frahm einst ohne Vater aufwachsen mußte. Auch Carlota, für die das Kind Erfüllung ihrer mütterlichen Wünsche bedeutete, ließ nicht zu, daß Ninja das Fehlen des Vaters allzu schmerzlich empfand. Die beiden lebten ganz glücklich mit der Mutter Carlotas zusammen, die sie betreute.

Carlota hatte sich gleich nach ihrer Rückkehr in Oslo als literarische Agentin eine Existenz aufgebaut und beschäftigte sich mit der Übersetzung von Büchern. Sie fand ein gutes Auskommen und kam allein zurecht.

Aus Stockholm zurückgekehrt, gelang es auch Rut Bergaust durch gemeinsame Freunde, die Willy und sie besaßen, in der neu gegründeten »Aktuell«, einer Zeitungsillustrierten des »Arbeiterbladet«, eine neue Arbeit zu finden, die ihrer Tätigkeit im Bildarchiv der norwegischen Delegation in Stockholm entsprach.

Über ihre neue Arbeit im Bilderarchiv der »Aktuell«, fing sie später auch an, sich journalistisch zu erproben. Willy Brandt gab ihr gute Ratschläge und half ihr auch. Doch seine Hilfe war scheinbar nicht immer die beste. So weiß Rut zu erzählen, daß sie eines Tages eine Reportage über die damals gerade eingeführte Kinderbeihilfe zu schreiben hatte.

Sie zeigte die Arbeit Willy Brandt, der ihr einen schwungvollen Schluß schrieb. Die Arbeit kam vom Chefredakteur mit dem Bemerken zurück: »Alles gut bis auf den Schluß, der ist unbrauchbar.«

Aber Rut mußte auch die Sorgen teilen, die zu dieser Zeit erneut Willy Brandt überfielen. Seine häufigen Besuche in Deutschland, das Treffen mit alten Freunden und politischen Kreisen, die ihm einmal näher gestanden hatten, wirkten in ihm nach.

Das bittere Gefühl, in Norwegen selbst keine Chance zu finden und auch zu spüren, daß man ihn freundlich aber auch bestimmt, zu jener Zeit, wo man fast keine begabten Männer für den organisatorischen, sozialen und kulturellen Aufbau in Norwegen entbehren konnte, nach Nürnberg als Berichterstatter abschob, mag auch der Grund dafür gewesen sein, sich mit der Rückkehr in eine – mit seiner bisherigen konspirativen Tätigkeit sehr verwandten Position abzufinden.

Nachdem seine Bemühungen bei der deutschen DANA – einer in

Hamburg ansässigen deutschen Zeitungsnachrichtenagentur – eine Mitarbeiterstelle zu finden, gescheitert waren, griff er auf die ihm angebotene Vermittlung seiner Freunde zurück. Aber selbst der Intervention dieser Männer gelang es nicht, die Hürde »Müller« in Hamburg zu überspringen, so daß der ersehnte Redakteurposten bei der DANA endgültig ins Wasser fiel.

Von den hochtrabenden Angeboten, die laut Leo Lania im Jahre 1945 an Willy Brandt herangetragen wurden, wäre der Wahrheitskeim sehr schwierig herauszulösen. Immerhin ist es für jeden einleuchtbar, daß eine Bewerbung im deutschen Pressedienst in Hamburg alles eher als eine politische Position beinhaltet, wogegen doch der »angebotene Bürgermeisterposten in Lübeck« immerhin ein ganz hervorragendes politisches Sprungbrett in Deutschland gewesen wäre. Man kann es sich schlecht vorstellen, daß ein Willy Brandt auf einen solchen Posten aus freien Stücken verzichtet hat und sein Ziel nur eine Redakteurstelle war. Aber bei Willy Brandt war doch immer der ausgeprägte Drang vorhanden, den »wahren« Geschehnissen ein kleines Schnippchen zu schlagen.

Man muß die damalige Situation genau vor Augen haben, will man sich tatsächlich mit den heute von Willy Brandt so stürmisch verfochtenen »nationalen deutschen Bekenntnissen« ernsthaft beschäftigen. Wer sich in den Wust seiner »Memoiren« verstrickt, wäre nie imstande, das damalige reale Bild seiner Tätigkeiten und Bestrebungen in Stockholm, Oslo, Nürnberg, Lübeck und Berlin herauszuschälen.

Eines Tages wurde dann Willy Brandt auch die Gelegenheit geboten, Dr. Kurt Schumacher in Hannover kennenzulernen. Doch Dr. Schumacher, der vieles und nicht immer das beste über Willy Brandt gehört hatte, zeigte sich sehr verschlossen. Dr. Schumacher hatte eine Grundaversion gegen alle Emigranten. Das war mehr als verständlich, weil er selbst 12 Jahre alle Leiden, die ihm das dritte Reich auferlegte, im Konzentrationslager durchgestanden hatte und schon allein aus diesem Erlebnis heraus wenig Verständnis für jene jungen Leute hatte, die den einfacheren Weg des gefahrlosen Grenzüberganges wählten. Nur bei jenen Emigranten war Dr. Schumacher aufgeschlossener, die vorbehaltslos sofort nach Beendigung des Krieges in das zertrümmerte Deutschland, wo es keinen vollen, sondern nur leere Fleischtöpfe gab, zurückkehrte. Zu diesen aber gehörte Willy Brandt nicht.

Im Gegenteil! Willy Brandt war nicht bereit, nur nach Deutschland zurückzukehren, um ein sozialistisches und deutsches Bekenntnis abzulegen, sondern er wünschte und forderte eine ganz bestimmte politisch gesicherte Position und wenn es nur die eines Chefredakteurs gewesen wäre.

Einfach nur seine norwegische Staatsangehörigkeit mit allen Vorteilen aufzugeben ohne Gegenleistung einer politischen Position, das war für Willy Brandt nicht drin, dazu war er nicht bereit.

Dr. Kurt Schumacher zog vorerst über Willy Brandt einmal Erkundigungen ein – zumeist bei Parteifreunden. Es sollte deshalb noch eine ganze Weile dauern, bis Willy Brandt einen echten Anschluß an die SPD und in ihr einen Funktionärsposten fand.

Im Sommer 1946 verlebte Rut mit Willy den ersten »Urlaub ihres Lebens« und lernte mit ihm die Schönheiten ihrer Heimat kennen. Die Reise führte sie zuerst an den Sognefjord und dann an den Hardangerfjord. »Das sind zwei der schönsten Teile Norwegens«, wußte Brandt später zu berichten, die »Sorgen und Ungemach vergessen ließen.«

Aber die Rückkehr aus diesen stillen und erholsamen Wochen in die Realität ihres eigentlichen Lebens war hart. Der Alltag zeigte ihnen deutlich die Voreingenommenheit ihrer Mitmenschen und Willy Brandt fühlte eine neue Kampagne gegen ihn auf sich zukommen. Zu den alten Vorwürfen kamen neue – diesmal ausschließlich von norwegischer Seite. Die Zeitungen begannen über ihn zu schreiben . . . und sie berichteten nicht immer das Allerbeste. Diesen Angriffen entgegenzutreten überließ Willy aber seinen norwegischen Freunden« die ebenfalls – wenn auch nur indirekt gemeint waren.

Über Willy Brandts politische Erfolglosigkeit in Norwegen ist bisher öffentlich kaum etwas bekannt geworden. Nur sehr informierte Kreise wiesen in den fünfziger Jahren darauf hin, daß staatliche Stellen in Oslo es ablehnten, den »Zufallsnorweger« in den norwegischen Führungsapparat einzubauen. Erst 1946 erhielt Willy Brandt, nachdem seine Versuche als Redakteur in der »DANA« unterzukommen, gescheitert waren, die Chance, als »Sonderbeauftragter« in Berlin eingesetzt zu werden. Susanne Sievers schreibt darüber: »Inzwischen hatte Nürnberg seine ›Tribunalen Tore‹ geschlossen und die Arbeit des norwegischen Korrespondenten auf deutschem Boden beendet. Das Thema seines Buches ›Die Verbrecher und andere Deutsche‹ war erschöpft. Es drängte Willy zu neuen Taten. Der Norden hatte jedoch keine Ambitionen für ihn. Da bot man ihm zur rechten Zeit und in weiser Voraussicht den Posten eines Presse-Attachés an der Norwegischen Botschaft in Paris an. Halvard Lange, der Außenminister Norwegens, riet ihm, den Job anzunehmen. Das war eine Möglichkeit für Brandt, doch noch in das politische Getriebe hineinzukommen. ›Könnte ich nicht auf diesem Wege zu einer sinnvollen Tätigkeit bei der UNO gelangen oder bei einer der Organisationen, die geplant waren?‹, fragt sich Willy Brandt und gibt damit offen zu, daß für

ihn der Posten eines ›nur‹ Presse-Attachés nicht sehr verlockend ist, sondern Sprungbrett sein sollte, in eine bessere Position.

Er erklärt sich bereit, die Stelle anzunehmen. Doch es kam wieder anders – für Willy Brandt sogar noch besser. Man eröffnete ihm, nicht nach Paris – nach Berlin wolle man ihn schicken, ›man brauche neben Militärs dort jemanden, der in der Lage sei, für das norwegische Außenministerium regelmäßig über die politische Entwicklung, besonders bei den Sowjets, zu berichten.‹ Deutlicher konnte man die delikate Aufgabe, die man Brandt anvertrauen wollte, nicht schildern. Man versprach ihm dabei den Titel eines Presse-Attachés, denn der offizielle Presse-Attaché der norwegischen Militärmission in Berlin war Jens Schieve. Vielleicht sah aber auch Jens Schieve für sich selbst keine Möglichkeit, in diesem Branchengebiet erfolgreich tätig zu werden. Willy Brandts konspirative Arbeit in der Vergangenheit und die daraus erworbene Erfahrung – die ihm keiner absprechen konne – war direkt ein Prädikat für diese Mission. Die Militärs selbst besaßen nicht das notwendige Fingerspitzengefühl, das dazu notwendig wasr.

Willy Brandt erhielt also die Aufgabe quasi als Pendant zum Presse- wie auch zum Militärattaché zu fungieren.«

15 Jahre nach seiner Ankunft in Norwegen waren nötig gewesen, um Willy Brandt zu einer Position zu verhelfen, die zwar intern umstritten, nach außen aber doch mit Ansehen, Einfluß und einer gewissen Macht verbunden war.

Er hatte keinen Grund, dieses Angebot abzulehnen. So wurde aus dem früheren Deutschen – der in den letzten 12 Jahren zu einem der fähigsten Männer auf konspirativem Gebiete geworden war – der norwegische Attaché Herbert Frahm/Willy Brandt, der im Range eines Majors stand.

Wieder trug Willy Brandt eine norwegische Uniform. Aber diesmal nicht, um Schutz in einem deutschen Gefangenenlager zu suchen; auch nicht, wie in den ersten Nachkriegsmonaten, um mit der Uniform eine gewisse Distanzierung zu seiner früheren Nationalität zu bekunden und hinter ihr den Herbert Frahm zu verstecken, sondern diesmal ging es um mehr: Er sollte künftig mit den Siegern in der alten deutschen Reichshauptstadt – in der er einmal illegal als Martinsen gearbeitet hatte – darüber wachen, daß die deutsche »Auferstehung aus Ruinen« und die politische Wiedergeburt im Sinne des Potsdamer Abkommens erfolgten.

Da seine Aufgabe in Berlin eine Spezialaufgabe war, bewilligte ihm die norwegische Behörde auch die Existenz verschiedener Papiere. Er wurde sogar mit zwei Pässen ausgestattet. Sein offizieller norwegischer Paß lautete immer noch auf den Namen Karl Herbert Frahm. Der zweite, der so-

genannte Berufspaß, auf Willy Brandt. Er konnte also nach Belieben jonglieren.

Weihnachten 1946 starb Brum Bergaust an seiner Tuberkulose. Seine Hoffnung, in Norwegen gesund zu werden, hatte sich nicht erfüllt. Er starb so einsam, wie er in der letzten Zeit gelebt hatte. Rut war nun frei von jeder Fessel. Ihrerseits gab es kein Hindernis mehr. Zwischen ihr und Willy stand nur noch Carlota.

Brandts Bemühungen, Rut, wie versprochen, nach Berlin zu holen, erfüllten sich im Frühjahr 1947. Jens Schieve, auch Ruts Freund aus der Stockholmer Zeit, holte sie in die Presseabteilung der norwegischen Militärmission, wo sie die Mitarbeiterin Willy Brandts wurde. Nach Willy Brandts Worten, wurde sie ihm »eine große Hilfe«!

Nun war es erreicht. Rut konnte mit Willy zusammen arbeiten und zusammen in einer Stadt leben. So nimmt sie freudig Abschied von ihren Verwandten und Freunden in Norwegen. Für sie gab es nur eines: »Dort zu sein, wo auch er . . . Willy Brandt . . . war.«

Berlin zu sehen und über die Auswirkungen des Krieges auf deutschem Boden zu erschrecken, war nicht besonders verwunderlich. Auch Rut erging es nicht anders. Sie hatte zwar den Einmarsch der deutschen Truppen in Hamar erlebt, aber die Stadt wurde nicht zerstört. Die in Norwegen zerbombten Städte bekam sie nie zu Gesicht. Sie setzte sich selbst dann ja auch bald nach Stockholm ab und fand hier eine Stadt vor, die, abseits vom Krieg die Illusion von Frieden und Wohlleben vorgaukelte.

Rut war in Berlin, wie alle anderen Norweger, die der Militärmission angehörten, gut untergebracht. Sie wohnte zuerst in einer Messe in der Mecklenburger Allee. Die Villa war ein Dornröschenschloß und lag in einem großen Garten, in dem Rhododendron und Flieder blühten. Es war ein Reservat, in das jedes Eindringen ohne Erlaubnis unmöglich war. Alte Sentiments ließen Rut mit befriedigtem Seitenblick feststellen, daß die Hausarbeit ausschließlich von deutschem Personal erledigt werden mußte.

Weitab von den Trümmern und der Not der Berliner hatten sich die Kolonien der Sieger gebildet, in denen Menschen wie auf einem anderen Stern lebten. Zwar wurde ihnen außerhalb der eigenen vier Wände nichts geboten; innerhalb ihres Territoriums dagegen herrschte aber neben jedem Komfort und Luxus nur die Lebensfreude und tausend Möglichkeiten, sich zu amüsieren. Es gab alliierte Clubs, wo man Tennisspielen und Baden konnte, oder wo man einfach saß, plauderte und tanzte oder nur trank. Die Parties florierten und das Vergnügen wurde groß geschrieben.

Rut war in Berlin bald ein genauso beliebter und gern gesehener Gast

wie seinerzeit in Stockholm. Wenn sie schon in Hamarbyhöjden in eine ihr unbekannte Welt hineingeglitten war und einen Lebensstil kennengelernt hatte, der ihr bis dahin fremd geblieben war, so bewegte sie sich nun in Berlin sogar auf diplomatischer Bühne und in einem Niveau, von der sie sich als kleine Funktionärin, als Stalin und die »Morgenröte der Sowjetunion« für sie noch Symbole waren – nie hätte träumen lassen, daß es mal ihre Welt würde, in der es ihr sogar mit der Zeit gelang, sich von der Rolle einer Statistin zur Rolle einer Mithauptfigur durchzulächeln. Weit zurück lag die Zeit, in der sie vom alten Christian Harmsen darüber belehrt worden war, daß es »Klassenunterschiede« gibt und daß es »radikaler Mittel bedarf, damit alle leichter leben können«.

Rut lebte im Taumel einer Lebensfreude, die sie nicht mehr vermissen wollte. Mit weit ausgebreiteten Armen hätte sie am liebsten das ganze Berlin umarmt. Nur lag es nicht an der Stadt, nicht Berlin gehörte ihre Liebe: das Trümmerfeld war für sie zum Gipfel ihrer Erfolge als Frau geworden, auf dem Berliner Boden fand sie gesellschaftliche Anerkennung und das Prestige, von der ihre persönliche Geltung ausging.

Berlin wurde auch die Bühne, die Willy Brandt für sich und Rut zu erobern wußte.

Es war wesentlich einfacher, hier in Berlin – unter dem Schutzmantel der norwegischen Militärmission – als Lebensgefährten zusammenzuleben, als in Oslo unter den kritischen Augen der Freunde und unter der Beobachtung von Carlota und Ninja, an die Willy Brandt noch gesetzlich gebunden war. Das Murren der Freunde aus der Arbeiterpartei – die Carlota von der illegalen Tätigkeit her schätzen und verehren gelernt hatten – drang nur sehr gedämpft bis Berlin durch. Aber in Norwegen, besonders in Oslo, nahm man es Willy Brandt sehr übel, daß er nun mit Rut die Lorbeeren sammelte, die ihm nur mit Hilfe von Carlota in den Schoß gefallen waren. Es gab Stimmen, die behaupteten, Brandt wisse seine Frauen vorzuschieben und beiseite zu schieben, wie es gerade passe und ihm nützlich erscheine.

Aber Oslo mit seinen auflebenden und auch wieder abflauenden Gerüchten war weit weg. Carlota selbst war nach wie vor die großzügige Frau und machte ihm keine Schwierigkeiten. Berlin war für Willy und Rut eine Insel, auf der es sich ungeniert gut leben ließ.

Natürlich blieben die »Sonderaktionen« des norwegischen Majors, der als getarnter Nachrichten- und Militärattaché hochaktiv wurde, auch in Oslo nicht unbemerkt und verursachten aufgrund der »üblichen« Affären manchen Wirbel. Hierzu Susanne Sievers:

»Außerdem hatte es Willy Brandt zu jeder Zeit verstanden und allzeit

die Praxis gehabt, seine Freunde nach Nützlichkeitspunkten zu wählen. Es fanden sich auch hier wieder ›politische Freunde‹, die sich schützend vor ihn stellten. Jens Schieve, Presseattaché und Chef der Presseabteilung in der norwegischen Mission in Berlin, der bei Ruts Hochzeit mit Brum die feierliche Rede gehalten hatte, mußte der beste Anwalt des ›Majors ohne Säbel‹ – Willy Brandt werden.

Als nämlich Willy Brandt in der norwegischen Militärmission in Berlin offiziell als Norweger zu arbeiten begann, setzte in einer norwegischen Zeitung erneut eine Kampagne gegen ihn ein. Noch einmal wurden die vielen Gerüchte der letzten Jahre hochgespielt. Die Zeitung stellte die Frage: ›Wer ist Willy Brandt?‹ Man warf ihm abermals vor, daß er nur norwegischer Bürger geworden wäre, um materielle Vorteile zu erzielen; daß er es verstanden habe, ständig die Ellbogen zu gebrauchen, um andere Skribenten zur Seite zu schieben und ihn bestimmte Personen in offiziellen Stellen bevorzugt hätten, weil er sich um ihre Belange verdient gemacht hätte.«

Der härteste Vorwurf aber kam, als man ihm das Recht absprach, als offizieller Vertreter der norwegischen Militärmission und im Range eines norwegischen Majors aufzutreten, da er in seinen Publikationen bei der Aufzeichnung interner norwegischer Verhältnisse die Ehre der norwegischen Bauern verletzt habe.

Wieder mußte ein Freund auf die Barrikaden, um ihn zu verteidigen. Jens Schieve wies darauf hin, daß er bereits in Stockholm, als er dort Leiter der Presseabteilung in der norwegischen Delegation war, die gute und sachliche Zusammenarbeit mit Willy Brandt – der nicht dem Pressebüro angehört habe – zu schätzen gewußt habe. Er teilte ferner mit, daß die Arbeit von Willy Brandt in Berlin eine weniger nach außen gerichtete ist, als seine Arbeit in Schweden war. Und das war wohl für die eigentliche Tätigkeit Brandts in Berlin deutlich genug gesagt!

Die Osloer Genossen kamen von einer Verlegenheit in die andere. Bald hatten sie Schwierigkeiten, die Tätigkeit des Neunorwegers zu verteidigen. Susanne Sievers:

»Das norwegische Außenministerium in Oslo kommentierte die Arbeit Brandts in Berlin etwa so: ›Was kein anderer alliierter Pressemitarbeiter bei den Russen zu erreichen vermag, das erreicht Willy Brandt.‹ Genau wie in Stockholm waren auch in Berlin seine Besuche bei der sowjetischen Militärmission immer erfolgreich oder zumindest verliefen sie nie negativ.

Als einmal Jens Schieve von einem Journalisten gefragt wurde, ›ob er dann der Meinung sei, daß diese von ihm so sehr gelobten Erfolge Willy Brandts bei den Sowjets – die dafür bekannt sind, daß sie nichts umsonst

und ohne Grund geben – nicht mit Gegenleistungen aufgewogen werden müßten‹, zuckte Schieve die Achseln.«

Je länger die Zusammenarbeit mit Willy dauerte, um so größer wurde die Hilfe, die er durch Rut erfuhr. Sie war ihm das, was vor ihr Gertrud und Carlota ihm gewesen waren: tüchtige Mitarbeiterin und treueste Vertraute bei seinen Bemühungen um deutsche, norwegische oder seine ganz persönlichen Belange.

Rut war ausschließlich Norwegerin und für sie war Willy Brandt auch nichts anderes als ein guter und zuverlässiger Landsmann. In seiner ganzen Einstellung bestärkte er sie in diesem Glauben, nicht nur durch den Gebrauch der norwegischen Sprache – die ausnahmslos zwischen ihnen angewandt wurde –, sondern auch durch seine eng mit Norwegen verbundene Haltung. Mit ihm sprach sie offen über die Probleme der Deutschen und über die Menschen in Berlin; von ihm bekam sie den ersten deutschen Sprachunterricht, weil die Beherrschung dieser Sprache für sie beide nur nützlich sein konnte. Bekam sie auch durch ihn seine Einstellung zur Kollektivschuld der Deutschen vermittelt?

Die Kollektivschuldfrage sieht Willy Brandt mit den Maßstäben des Jahres 1945 ungefähr so: »Kein erwachsener Deutscher kann sich der Mitverantwortung für das, was damals geschah, entziehen. Das gilt nicht nur von denen, die Hitler unterstützten, sondern auch von denen, die zu keinem stärkeren Widerstand fähig waren.«

Im Jahre 1958 weiß Willy Brandt dagegen an anderer Stelle die »unbewältigte« Vergangenheit der Deutschen mit Samtpfötchen anzufassen. Nun darf er keinem mehr weh tun, deshalb fällt sein Urteil über das einstmalige Verhalten der Deutschen, die heute für ihn wichtige Faktoren für seine persönliche und politische Karriere geworden sind, anders aus: »Hier konnte man die verhängnisvollen psychologischen Auswirkungen der These von der Kollektivschuld erkennen. Entsetzt über die verallgemeinernde Anklage, daß jeder Deutsche ein Mörder sei, und im Bewußtsein, daß man doch diese Untaten auch mit dem Einsatz des eigenen Lebens nicht hätte verhindern können, flüchtete mancher in Ausreden und suchte, vor sich selbst die Größe der tatsächlichen Verbrechen zu verkleinern.«

Ähnlich weiß Rut Brandt in ihren deutschen Memoiren zu berichten: ». . . Bist Du ein Nazi gewesen? dachte ich anfangs häufig, wenn ich neue Gesichter sah . . .« ». . . ich glaube, es ist leicht, vom geschützten Ausland aus den Menschen vorzuschreiben, wie sie sich unter einer Diktatur verhalten sollen. Für die Betroffenen ist alles komplizierter.«

Ihre norwegischen Memoiren verraten aber, welche Stellung sie als

Norwegerin gegenüber den Deutschen einnahm und daß sie nicht die Wendigkeit ihres Mannes besitzt. Oder ist sie offener und ehrlicher?

Sie schildert ihr Leben unter den Deutschen im Jahre 1947/48 folgendermaßen: »In Läden und Restaurants passierte es oft, daß ich einen kräftigen Verdruß erlebte, weil Ober oder Verkäufer gleich strahlend sagten, wenn sie meine norwegische Uniform sahen, oder meinen Akzent hörten: ›Ah, ich war in Norwegen als Soldat. Ich hatte eine schöne Zeit in Norwegen.‹ Einmal platzte ich vor Wut, als ein Mann mit jubelnder Stimme bekundete, daß er an dem deutschen Rückzug in Nord-Norwegen beteiligt war . . . ›Ich habe einige meiner besten Freunde unter den Norwegern in Finnmark‹ . . . ›Sind Sie sich darüber im klaren, daß die Wehrmacht jedes Haus da oben herunterbrannte und wegrasierte, auf einem Gebiet, das der ganzen Größe von Holland oder Belgien entspricht‹, fragte ich. Er starrte mich gaffend an: ›Aber meinen Sie denn, daß das meine Schuld ist? Ich war ja nur Soldat, wie jetzt Sie hier Okkupant sind.‹«

Aber Rut fand nicht nur freudige Zustimmung als Norwegerin, es gab auch Berliner, die durchdrehten, wenn sie eine Uniform sahen. Klagend wußte Rut sich dann über die Deutschen zu beschweren, die ihr sogar die Blumen am Verkaufsstand verweigerten. Was mögen die Berliner Blumenfrauen dabei gedacht haben? Die »markenfreien« Blumen einzig und allein den Deutschen zu überlassen? Rut hatte scheinbar längst ihr eigenes Gefühl vergessen, das sie zur Zeit der deutschen Besatzung in Norwegen den deutschen Uniformen gegenüber besaß. Das nationale Bewußtsein ist auch den Berliner Blumenfrauen nicht abzusprechen.

Später zog Rut es dann doch vor, ihre »geputzten Knöpfe« zu Hause zu lassen und in Zivil auszugehen. Willy Brandt hatte ihr dazu geraten, wie er selbst es ja auch vorzog, sich nur als Zivilist »unter das Volk« zu mischen.

Willy Brandts Arbeit als »Sonderpresseattaché« brachte ihn und Rut mit deutschen und ausländischen Zeitungsleuten zusammen. Seine politischen Verbindungen und sein Interesse in der Richtung brachte sie in Kontakt mit deutschen Politikern. Besonders mit der SPD.

In Berlin lernte Willy Brandt auch den gleichfalls aus der Emigration zurückgekehrten Ernst Reuter kennen. Reuters Emigration sah freilich ein wenig anders aus – als die von Brandt/Frahm.

In »Mein Weg nach Berlin« gibt es viele Beteuerungen des politischen Gleichklanges mit Ernst Reuter. In der politischen Praxis gibt es aber deutliche, ja allzu deutliche Unterschiede. Worin liegen die begründet? Im Grade der Einsicht? des Alters? der Erfahrung? der Persönlichkeit?

Willy Brandt weiß Leo Lania poetisch erzählen zu lassen: »Ich traf ihn (Reuter) zum ersten Mal in dem Zehlendorfer Häuschen von Annedore

Leber . . . Wir waren von ganz verschiedenen Standorten ausgegangen, stammten aus ganz verschiedenen Verhältnissen, aber wir strebten nicht nur dem gleichen Ziele zu, sondern marschierten auch auf der gleichen Bahn, denn wir hatten am politischen Himmel und in der Welt des Geistes dieselben Sterne, nach denen wir unseren Kurs richteten.«

An anderer Stelle berichtet Willy Brandt: »Obwohl er (Reuter) stets zu den Klassikern flüchtete, wenn er Mut und Zuversicht brauchte, inmitten der schwersten Krisen sich an Homer und Goethe aufrichtete – oder richtiger – gerade weil er die menschliche Entwicklung von hoher Warte aus zu betrachten gewöhnt war, blieb ihm die Vergreisung des Herzens und Geistes erspart.«

Willy Brandt hat längst bewiesen, daß er nicht das Format eines Reuters hat – im geistigen noch weniger als im politischen. Es ist absurd, sich vorzustellen, daß sich ein Willy Brandt an Goethe oder Homer aufrichten könnte oder auch nur das Bedürfnis dazu haben könnte, wenn er sich in einer Krise – und in wievielen befand er sich schon – befindet. Es ist nicht schwer, festzustellen, zu welch profanen Mitteln Willy Brandt in Krisenzeiten greift, um sich gut über die Runden zu bringen. Und was die Sterne am politischen Himmel betrifft, »nach denen wir unseren Kurs richteten«, so weiß er genau seinen Kurs »auf« sie zu richten und nach ihnen zu greifen. Auch das ist nicht schwer, festzustellen.

Ernst Reuter war für Willy Brandt die Startbahn, die ihm seinen Flug zu den Sternen ermöglichte oder zumindest wesentlich erleichterte. Wie er sich hartnäckig an sein vermeintlich enges Verhältnis zu Julius Leber in seiner Jugend zu klammern versteht, weil ihm die Person Julius Leber Resonanz verschaffen könnte, so bleibt er der lauten Freundschaftsbeteuerung zu Ernst Reuter ebenso treu. Aber Brandt wird trotzdem nie die Würde und den Nimbus eines Ernst Reuters erringen können.

Auch Ernst Reuter hatte sich auf der Ebene der Parteipolitik zu behaupten. Seine Souveränität verhinderte aber, daß die parteipolitischen Auseinandersetzungen auf Ebenen geführt wurden, die er nicht mehr mit seiner Position als »Regierender« eines Stadtstaates, der im Mittelpunkt einer weltpolitischen Krise steht, verantworten zu können glaubte. Die Bande zu seiner Partei waren auch bei Reuter integer. Er hatte oft das Wort zur Betonung dieser Bande genommen. Was aber bei Willy Brandt stört, sind die demagogischen Untertöne der Unterstellung und der Fast-Verleumdung, die er seinen politischen Gegnern gegenüber – allerdings nicht im Ausland – anwendet.

Reuter war ein erfahrener Kommunalpolitiker und besaß eine nicht zu übersehende – und auch von seinen politischen Gegnern respektierte –

staatsmännische Begabung. Eine Situation, in der Reuter nicht die Initiative zu administrativen Beschlüssen ergriffen und sich nur mit der Unterschrift allein begnügt hätte, ist unvorstellbar. Dagegen gibt es nicht eine einzige administrative Leistung der Berliner Stadtverwaltung, die mit dem Namen Willy Brandts verbunden ist. In der eigentlichen Stadtregierung hat seine Aktivität höchstens das Maß der »politischen« Unterschrift erreicht.

Man stelle sich einerseits einen Ernst Reuter vor, dem zwar die Belange der Stadt Berlin ein Evangelium waren, der sich selbst aber nie in den Vordergrund drängte und andererseits sehe man sich den routinierten Willy Brandt an, der mit der Technik der Publicity, die seinem Wesen entspricht und die er vollendet beherrscht und einzusetzen weiß, sich selbst bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in den Vordergrund zu schieben versteht.

Die Vorstellung, ein Ernst Reuter hätte den Nimbus der Stadt Berlin benutzt, um sich propagandistisch ins Rampenlicht zu schlängeln, ist einfach absurd. Wenn Willy Brandt ohne den Hintergrund Berlin auftritt, schrumpft er zu einem »Nichts« zusammen. Ernst Reuter wirkte als Persönlichkeit. Durch seine Haltung und sein Auftreten wurden der Stadt Sympathien entgegengebracht und Berlin wurde zum Symbol der Freiheit für die ganze westliche Welt. Willy Brandt glaubt, sich den Luxus leisten zu dürfen, einen Teil seines politischen Innenlebens auf die Wellenlänge der deutschen Politik schalten zu können.

Willy Brandt glaubt, sich den Luxus leisten zu dürfen, einen Teil seines politischen Innenlebens auf die Wellenlänge der deutschen Politik schalten zu können.

Willy Brandt befand sich ständig in Krisen. Seine Versuche, Anschluß an die Führung der deutschen Sozialdemokratie zu finden, mißfiel etlichen Genossen dieser Partei, die ihn aus der Emigration genauer zu kennen glaubten. Nun wurde Ernst Reuter ihm das, was Julius Leber in seinen jungen Jahren und Jacob Walcher ihm später war: Freund, Gönner und Förderer.

Eigentlich ist Reuter bei Willy Brandt der Nachfolger von Jacob Walcher, wie dieser Julius Leber ablöste. Alle drei hatten sie etwas gemeinsam: Sie waren dem jüngeren Manne wohlgesonnen und halfen ihm weiter. Ein deutscher Sozialdemokrat, der dem Willy Brandt lange in der konspirativen Arbeit verbunden war und behauptet, ihn gut zu kennen, äußerte sich einmal: »Willy hat allzeit die Praxis gehabt, die Freunde nach Nützlichkeitsgesichtspunkten zu wählen!«

Brandts Verhältnis zu Annedore Leber, der Witwe Julius Leber, wurde

in Berlin ein gutes. Ob Annedore Leber etwas von der tiefen Verbitterung wußte, in der sich Herbert Frahm von Julius Leber trennte und daß eine Aussöhnung nicht mehr erfolgte, bleibt dahingestellt. Er sicherte sich jedenfalls die Sympathien dieser vom Leid so geprüften Frau.

Hier in Berlin traf Willy Brandt auch mit seinem alten Meister und Kampfgefährten, Jacob Walcher, wieder zusammen, der den Krieg in Amerika verbracht hatte und fast am gleichen Tag wie er in Berlin eingetroffen war. Trotzdem Walcher und Brandt noch freundschaftliche Gefühle füreinander hatten, ist ihnen nicht mehr der gleiche politische Weg vorgeschrieben, der sie früher zusammengeschmolzen hatte. Brandt merkte zudem bald, daß seine Verbindung zu Walcher, der Chefredakteur eines Gewerkschaftsblattes in der Zone geworden war, von seinen neuen Freunden nicht allzugern gesehen wurde. Nicht immer gelang es ihm, auf die rein informatorische Verbindung mit Walcher hinweisend, Glauben zu finden.

Willy Brandt schränkte den offenen Kontakt zu Jacob Walcher ein, weil dieser f ür ihn eine Belastung geworden war. Vergessen waren die Jahre des gemeinsamen Kampfes, der Einsatz Walchers um ihn. Die Trennung von einem Menschen, der sein Gefährte in einer Zeit gewesen war, über die er heute nicht mehr gern Rechenschaft abzugeben bereit ist, kam nicht ungelegen. Ein Kapitel der Irrungen und Wirrungen, an das man nicht gerne durch Druckbuchstaben, aber noch weniger durch lebendige Zeugen erinnert wird.

Im Juni 1947 nahm Willy Brandt mit Rut am 2. Parteitag der deutschen Sozialdemokraten in Nürnberg teil und fuhr anschließend mit ihr nach Prag. Nun lernte Rut durch Willy, der in der Vorkriegszeit in Prag für seine Auftraggeber Informationen gesammelt hatte, auch die »goldene Stadt« kennen.

Das Jahr 1947 ging nicht zu Ende, ohne daß sich Willy Brandts Hoffnungen, in der deutschen Sozialdemokratie wieder Fuß zu fassen, erfüllen sollten.

Dr. Kurt Schumacher hatte es sich lange überlegt, ob er Willy Brandt eine Chance in seiner Partei geben wolle. Ob er die Kritiken Brandts an seiner Person bewußt vergaß oder negierte, bleibt offen. Brandt schrieb über Kurt Schumacher: »Er hatte ein gutes Alibi nach zehn Jahren Konzentrationslager und Folterung. Aber taktische Geschmeidigkeit war wohl nicht seine große Stärke. Seine Auslandsorientierung schien etwas einseitig zu sein. Seine Haltung zur Einheitsfrage wirkte wenig positiv.«

Wenn Willy Brandt vermeinte, Kurt Schumacher Mangel an »taktischer Geschmeidigkeit« vorwerfen zu dürfen und ebenso die »einseitige

Auslandsorientierung« bemängelte, ging er wohl dabei von den Anlagen und Erfahrungen aus, die er selbst besaß. Taktische Geschmeidigkeit scheint Willy Brandt angeboren zu sein, wenigstens hat er sie seit seiner Jugend bewiesen. Auslandsorientierung oder -erfahrung konnte er in den langen Jahren seiner konspirativen Tätigkeit genug sammeln, da er nicht wie Kurt Schumacher zur »Einseitigkeit« im Konzentrationslager gezwungen war.

Brandts Meinungsbild über den Führer der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands fand auch seinen Niederschlag in der norwegischen Öffentlichkeit. Schumacher galt in Norwegen als »einspuriger Nationalist und Antibolschewist«. Seine Reise durch Norwegen war ein Fiasko und die norwegische Presse pfiff ihn genau so aus, wie seine Zuhörer in den Versammlungen. Dabei hatte sich Kurt Schumacher bei der Vorbereitung und Organisation dieser Reise ganz auf Willy Brandt verlassen. Willy Brandts Nominierung zum Vertreter des Parteivorstandes der SPD in Berlin erfolgte, als 1948 Erich Broost, der Vorgänger, seine Zeitungspläne um die »Westdeutsche Allgemeine« verwirklichte.

Willy Brandt mußte feststellen, daß seine Genossen über seine Berufung sehr geteilter Meinung waren. Später klagte er: »Kaum wurde bekannt, daß ich das Berliner Sekretariat übernehmen würde, begannen Intrigen. Emigranten-Tratsch lebte auf mit absurden Verdächtigungen. Da gab es auch einige, die mich in Hannover als ›nicht ganz zuverlässig‹ anschwärzen wollten . . .«

In der Berliner Partei spielte die SAP eine gewisse Rolle, der es Brandt dann zu verdanken hatte, daß die Berliner Genossen mit seiner Berufung einverstanden waren.

Als Karl Herbert Frahm hatte Willy Brandt viel hinter sich und nicht immer den besten Namen aufgrund seiner vielseitigen Unternehmungen erworben. Politische Fehlspekulationen und männliche Leidenschaften hatten ihn leicht angenagt. Er war ruhiger, wenn auch noch nicht ganz ruhig geworden. Es ist schon angenehm, den Namen wie ein Kleid ablegen zu können und ein neues Leben mit einem neuen Namen zu beginnen. Manche mögen ihn darum beneidet haben, denn bei vielen lief dieser Versuch schief. Allerdings wurden Willy Brandts Bestrebungen und Bemühungen in der Richtung nicht illegal durchgeführt. Er fand Verständnis beim Polizeipräsidenten in Berlin, der ihm Permit für den »Offiziellen« Willy Brandt erteilte, der zurück zur deutschen Staatsangehörigkeit strebte, als er einen Funktionärsposten in der Tasche hatte und über die knurrenden Bäuche der Deutschen schon deutlich sichtbar aufgehende Morgenröte schimmerte.

Der Major Willy Brandt – ein verteufelt gut aussehender Bursche – fanden die Frauen, über deren Gunst er sich auch in seinen nordischen Jahren in Berlin nicht zu beklagen hatte, wurde wie so vieles vorher zu den Akten gelegt. Sein Bild, das ihm bescheinigt, wie gut ihm die Uniform stand, dient nur der privaten Rückschau oder wird in Buchreportagen . . . in Skandinavien! gezeigt; dort kann und will er auf die Wirkung dieser Bekleidung nicht verzichten.

Die Rückgabe der norwegischen Staatsangehörigkeit ist Willy Brandt scheinbar nicht leicht gefallen, denn er weiß darüber zu berichten: »Ich verzichtete auf die Vorteile, die mir aus meinem Status als alliierter Diplomat erwuchsen.«

Die Aufgabe der norwegischen Staatsangehörigkeit wurde dagegen von Willy Brandts Gefährtin Rut ganz anders beurteilt. Sie sah sehr bekümmert aus ihrem Willy nun wieder einen Deutschen werden. Rut ist und war stets vom Herzen und vom Verstand her ausschließlich Norwegerin. Nur weil Willy Brandt für das gemeinsame norwegische Vaterland konspirierte und handelte, fand er in der »Landsmännin« erst Bewunderung und dann die uneingeschränkte Liebe und Zuneigung, die Rut veranlaßte, ihren todkranken Mann und die Heimat zu verlassen, um ihm zu folgen.

Der Wandel vom Norweger zurück zum Deutschen mußte aber eine ganz andere Beurteilung durch Willy Brandt persönlich finden. Denn sein Buch »Mein Weg nach Berlin«, schrieb er nicht, weil ihn auf einmal wieder die unabhängige Schreiblust überfiel (das Buch schrieb ja letztenendes Leo Lania), sondern es sollte ihm vielmehr den moralischen Eingang in die Herzen der Deutschen und in das ersehnte Palais Schaumburg ebnen. Aber wie es ihm schon oft passierte, spürte er auch hierbei nicht das gerade für ihn so notwendige Fingerspitzengefühl. Wie widersprüchlich er sich oft benimmt, wenn er die Freundschaft, das Leben und die Aussagen seiner ehemaligen Freunde einschließlich seiner heutigen Frau als Aufhänger für seine politische Karriere verwendet, ist immer wieder zu erkennen.

Für Rut mag die Umstellung zur »deutschen« Hausfrau gefühlsmäßig nicht einfach gewesen sein, sie bekennt offen, daß sie keiner materiellen Not dadurch ausgesetzt war. Denn sie bekamen ihre Pakete aus Norwegen und die Freunde aus den Militärmissionen unterstützten sie in der Hinsicht reichlich.

Für Rut brachte die nationale Umstellung Willy Brandts aber auch die Erfüllung einer lang gehegten Hoffnung. Im Januar 1948 zeigte sich Carlota endlich bereit, in eine Scheidung einzuwilligen. Willy Brandt wußte es

ihr eindringlich genug klarzumachen und so wird die Ehe zwischen Karl Herbert Frahm und Carlota Frahm geb. Thorkildsen geschieden, das Kind Ninja der Mutter zugesprochen.

Ruts Ausharren und jahrelanges Warten fand seinen Lohn (wie seinerzeit auch Carlota). Sie wurde Rut Brandt und konnte sogar für sich in Anspruch nehmen, daß sie die erste Frau des »Willy Brandt« war.

Der Parteivorstand der SPD stellte ihnen ein kleines möbliertes Haus am Halensee zur Verfügung. Rut hatte eine deutsche Hausgehilfin und Willy einen VW mit Fahrer zur Verfügung. Die Aufgabe seiner Position in der norwegischen Militärmission und der Verzicht auf alle Vorteile bedeutete für Willy Brandt weniger das Verlassen der »Fleischtöpfe« Norwegens als vielmehr das neue Beginnen einer politischen Laufbahn in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands unter Voraussetzungen, die er vielleicht selbst nicht realistisch genug einzuschätzen wußte. Stand er der Kritik an seiner Vergangenheit wirklich so unbefangen gegenüber oder war sein Optimismus begründet im Mangel an Einsicht?

Interessant und aufschlußreich sind auch die Hinweise von Susanne Sievers, die – wie sie behauptet – von Willy Brandt als Ostagentin des SPD-Ostbüros eingesetzt und zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Sie schreibt:

Willy Brandts Wirken in der SPD war, seit er nach dem Krieg zu ihr stieß, ein Weg der Selbstbehauptung, der mit unermüdlicher Kleinarbeit und mit zahlreichen Schmähungen gepflastert war.

»Die Aufgaben, die ihm vom Parteivorstand der SPD zugeteilt worden waren, umfaßten u. a. zwei Gebiete, die an sich unterschiedlich und doch in gewisser Beziehung wieder eng verbunden waren. Er hatte die Verbindung zwischen den Alliierten und dem SPD-Vorstand, der in Hannover saß, aufrecht zu erhalten, zu pflegen und auszubauen. Er übte die Kontrolle der Tätigkeit des Ostbüros der SPD in Berlin aus, dessen Zentrale ebenfalls in Hannover saß. Diese Funktion brachte ihn sehr bald in den Mittelpunkt der sowjetzonalen Polemik. Man hielt ihn allein verantwortlich für die Zusammenarbeitt des Ostbüros mit den westalliierten Geheimdiensten und bezeichnete ihn als die ›Schlüsselfigur‹ im Dschungel der Berliner Geheimdienste.

Das Ostbüro der SPD in Berlin sammelte die Informationen aus der Zone, die durch V-Leute herangebracht wurden. Es schleuste das von Hannover kommende Material illegal in die Zone, wo es unter den alten SPD-Mitgliedern verteilt wurde. Die Ballonaktionen des SPD-Ostbüros waren in der Zone von den Behörden wegen ihrer Resonanz gefürchtet. Die Aktivität des Büros war den Zonenmachthabern ein Dorn im Auge.

Zu jener Zeit stand sich Willy Brandt noch ganz gut mit dem Leiter des Ostbüros in Hannover, Stefan Grzeskowiak, damals unter dem Namen Stefan Thomas – den er viele Jahre später auch als Familienname annahm – getarnt. Thomas hatte sein Amt in Hannover selbst erst einige Wochen inne, als er mit Brandt zusammenkam. Er hatte die Position erobert, indem er einige Verhaftungen von V-Leuten in der Zone zum Anlaß nahm, um seinen Vorgänger Sigi Neumann abzulösen. Neumann ging dann zur IG-Metall.

Stefan Thomas/Grzeskowiak hatte viele Gemeinsamkeiten mit Willy Brandt. Seine Emigration in England bracht ihn – das Kind polnischer Eltern aus der früheren Provinz Posen, die als Bewohner dieser Provinz deutsche Staatsangehörigkeit hatten und später nach Berlin übersiedelten – der fließend polnisch sprach, in die polnische Widerstandsbewegung und in diesem Zusammenhang zu einer konspirativen Tätigkeit in Berlin, wohin er mit Auftrag zurückkehrte. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht kam er in Nordafrika in britische Gefangenschaft. Dort meldete er sich unter Berufung auf seine polnischen und britischen Beziehungen als Hitler-Gegner. Er landete wieder in London.

Auch gegen Stefan Thomas wurden Verdächtigungen laut, die sogar zu einer Untersuchung seines Verhaltens in den polnischen Widerstandskreisen während der Berliner Jahre führten, da Angehörige dieser Kreise verhaftet und hingerichtet worden waren. Man konnte ihm aber nichts nachweisen. Nach Angaben von Thomas gab es zwischen den polnischen Emigrantenkreisen und ihm in England ein Zerwürfnis, weil er sich geweigert habe, nun weiter in polnischen Widerstandsorganen mitzuarbeiten und sich den Exilstreitkräften anzuschließen.

Thomas benutzte später frühere Beziehungen zu Labour-Funktionären und SPD-Emigranten, um in der SPD Anschluß zu finden.

Brandt und Thomas versuchten es zunächst einmal miteinander. Doch ging das auf die Dauer nicht gut, weil beide Opportunisten sind, die Rücksichten auf ihre Karriere nehmen. Als sich Willy Brandt in den parteiinternen Auseinandersetzungen für Ernst Reuter entschied, in der Hoffnung, mit seiner Hilfe eine schnellere Karriere zu machen, kam es zu einer deutlichen Abkühlung zwischen ihnen. Thomas wollte mit Dr. Schumacher, Brandt notgedrungen mit Ernst Reuter Politik machen und Einfluß auf die Partei gewinnen. Brandt bewies, daß er auf das bessere ›Pferd‹ gesetzt hatte. Erst im Laufe der Zeit, als Brandts Karriere nicht mehr aufzuhalten war, kam es zu einer Aussöhnung zwischen ihm und Thomas.

Das kleine Haus am Halensee, das Rut mit Willy bewohnte, stand bald im Mittelpunkt bestimmter politischer Diskussionen und Auseinander-

setzungen. Es wurde zum Treffpunkt für deutsche Sozialdemokraten aus Ost und West und Alliierten aus den Militärmissionen. Aber auch sozialistische Freunde aus dem Ausland kamen.«

Wo Rut war, blieb es aber nicht immer tierisch ernst. Es wurden auch fröhliche Feste gefeiert, die nur eine Unterbrechung fanden, als ihr das kommende Kind anfing, Beschwerden zu machen. Das hielt sie aber nicht davon ab, gerade als schwangere Frau ihren Mann zu Versammlungen der SPD in den Ostsektor von Berlin zu begleiten, weil sie hoffte, ihr Äußeres könnte sich für die Sicherheit ihres Mannes im gefährlichen Sektor günstig auswirken. Willy Brandt hatte nichts dagegen und nahm Rut als seine »Leibgarde« mit.

Rut bekam ihr erstes Kind – den Sohn Peter – Ende Oktober 1948, während der Blockade in Berlin. Es wird gewiß keine schöne Geburtszeit gewesen sein und nicht viel besser als die von Carlota, die Willy Brandts erstes Kind – das Mädchen Ninja – während der deutschen Besatzung in Oslo zur Welt brachte. Damals lebte Willy selbst im ruhigen und friedlichen Stockholm, während Carlota ziemlich allein war.

Rut aber, wenngleich sie nur mit dem Fahrer Groht vorlieb nehmen mußte, der von ihr als Ratgeber, wenn nicht gar als Hebammenaspirant benutzt wurde, bis er sie im Krankenhaus ablieferte, wußte ihren Mann in der Nähe. In der Endphase der Geburt eines neuen Erdenbürgers sind nun mal zumeist die einzigen männlichen Gefährten die Ärzte. So war das auch bei Rut. Sie überstand ja denn auch alles – trotz aufdringlichem Wehklagen ihrerseits – gut und die Kritik des Vaters, der seinen Sohn zu winzig fand, lag ja wohl mehr darin begründet, daß Willy Brandt seinerzeit versäumte, seine Tochter kurz nach der Geburt zu beäugen; dann hätte er gewußt, daß Kinder nun einmal klein und runzelig zur Welt kommen!

Die Berliner sind als sehr großzügig bekannt. So stellte man denn auch nur augenzwinkernd fest, daß der kleine Peter es sehr eilig gehabt hatte und ging zur Tagesordnung über.

Brandts Haltung in Berlin stempelte ihn in den Augen der Parteiführung in Hannover immer mehr zum Parteigänger Ernst Reuters und sein Verhältnis zu Kurt Schumacher – das noch nie ein besonders gutes war – wurde noch angespannter. Für Dr. Schumacher war Ernst Reuter der »Präfekt von Berlin« und Brandt Reuters Handlanger. In Hannover wurden Stimmen laut, die Dr. Schumacher vorwarfen, mit Brandt nicht den richtigen Mann in Berlin zu haben. Eine besonders harte Kritik kam von einem ehemaligen Gefährten Brandts, der ihn so beschrieb: »Als Vertreter des Parteivorstandes in Berlin dürfte Brandt wahrscheinlich ein ausge-

zeichneter Vermittler von Gesprächen mit den Alliierten sein. Aber politisch den Parteivorstand gegenüber der Berliner Organisation zu vertreten, ist er völlig ungeeignet. Er wird auch bestimmt in kritischen Situationen immer richtig liegen und nie gegen den Strom schwimmen. Brandt, so glaube ich, ist jener Typ, der sich stets mehr Verdienste von als um die Arbeiterbewegung erwerben wird. Sein persönlicher Ehrgeiz ist die überragende Triebfeder seines Handelns.«

Willy Brandt selbst berichtet durch Leo Lania: »Meine Tätigkeit als Verbindungsmann der Sozialdemokratischen Parteileitung erfuhr im Jahre 1949 eine wesentliche Änderung. Wichtige alliierte Behörden wurden nach Frankfurt oder in den Bonner Raum verlegt. Die Kontakte mit den Spitzen der alliierten Behörden – ursprünglich meine Hauptaufgabe – verloren an Wichtigkeit. Hierzu kam eine gewisse Spannung in meinem Verhältnis zu Schumacher. Er hatte das Gefühl, daß ich, statt die Parteileitung zu vertreten, Reuters Mann geworden sei. Intriganten wie es sie in jedem Parteibetrieb gibt, waren eifrig bemüht, Mißtrauen zu stiften.«

Aus diesem Dilemma um Reuter und der Berliner SPD-Führung einerseits und der Mißstimmung der Parteileitung in Hannover andererseits suchte Brandt einen Ausweg für sich selbst. Er fand ihn auch. Mit dem Wegzug der alliierten Behörden verlor er nicht nur eine Reihe seiner bisherigen Freunde aus den Augen, sondern auch wertvolle Kontaktstellen, die sich nunmehr alle im Westen befanden.

Als der Anschluß der Berliner Partei an die westdeutsche Partei erfolgte, wurde die Funktion eines Verbindungsmannes nach Hannover überflüssig. Die ihm gebotene Chance, auf die Bonner Bühne überzuwechseln, kam fast einer Erlösung gleich. Er zögerte nicht mit der Annahme und hoffte, damit vielleicht doch noch in bessere Beziehungen zu Dr. Schumacher und seinem Kreis zu kommen und den Makel eines »Renegaten« endgültig abwälzen zu können.

Als Ernst Reuter ihm im Mai 1949 wiederum eine führende Stelle im Magistrat von Berlin anbot, lehnte er ab. Reuter selbst war nach den Worten von Willy Brandt »mit Leib und Seele ein Kommunalpolitiker«. Die praktische Arbeit in der Gemeinde war seiner Überzeugung nach der sicherste Weg zum Aufbau und zur Stärkung eines demokratischen Staates. Jeder »nationale« Politiker sollte nach der Meinung Reuters den Weg über die Gemeinde gehen. Willy Brandt schätzte die Leitung eines wichtigen Dezernates in der Berliner Verwaltung – das ihm Reuter anbot – als eine durchaus attraktive Aufgabe ein –, aber sie genügte ihm denn doch nicht. Er vermeinte bessere Wege zu kennen, als den von Reuter empfohlenen, umständlichen über die Gemeinde, um schneller sein Ziel zu errei-

chen.

Reuter, der Rut Brandt ins Herz geschlossen hatte, wird wohl nicht unbegründet diesen Vorschlag gemacht haben, trotzdem er sich im klaren darüber war, daß es Willy Brandt an fundierter Sachkennnis für diese Position fehlte. Doch Willy Brandt hatte sich schon zu sehr mit dem Gedanken befreundet, nach Bonn zu gehen. Allen Vorstellungen Reuters gegenüber blieb er taub. Reuter reagierte sehr verärgert und enttäuscht. Sicher sah er den Wechsel Brandts nach Bonn auch als einen Wechsel seiner bisherigen Haltung an. Erste Spannungen traten zwischen Reuter und Brandt auf.

Reuter resignierte in der Erkenntnis, daß er, der um soviel ältere Mann, den jüngeren nicht halten konnte, für den Berlin nur das Sprungbrett zur politischen Karriere und nicht eine Lebensaufgabe sein sollte.

Willy Brandt wollte den Weg über den Deutschen Bundestag nehmen, um – vorläufig ihm selbst noch nebelhafte – politische Ziele zu erreichen.

Dr. Schumacher hatte Gründe, die ihn veranlaßten, trotz der Gegenstimmen eine parlamentarische Zusammenarbeit mit Brandt in Bonn zu befürworten.

So wurde Willy Brandt einer der acht Berliner Abgeordneten, die nach alliiertem Beschluß direkt gewählt wurden und in Bonn nur ein beschränktes Stimmrecht besaßen.

Brandts Position in Berlin selbst aber war weit entfernt davon, gefestigt zu sein. Er berichtet in seinem Buch darüber: »Die Widerstände, die ich in der Berliner Parteiorganisation zu überwinden hatte, waren nicht gering. Sie waren noch größer, als ich es erwartet hatte.«

Sein Start in Bonn war auch nicht so, wie er es sich erwünscht hatte. Willy Brandt, als Vertreter der sogenannten »amerikanischen Fraktion« in Berlin, stand – im Gegensatz zu seinem politischen Rivalen Franz Neumann – in Bonn abseits, und die Hypothek seiner politischen Vergangenheit isolierte ihn gründlich.

Er war nun viele Tage von Berlin abwesend und wohnte in Bonn bei zwei reizenden alten Damen in der Hausdorffstraße in einem gemütlich möblierten Mansardenzimmer. Die Plenarsitzungen, Ausschußberatungen und Fraktionsbesprechungen fesselten ihn mitunter den größten Teil der Woche in Bonn und er wurde zum Verdruß von Rut ein Wochenendbesucher für die Familie in Berlin.

Willy Brandt berichtete später, daß er für seine Reisen von und nach Bonn sich immer des Flugzeuges bedienen mußte. Mit der Eisenbahn und dem Auto konnte er damals noch nicht fahren, da die Behörden in der Zone ihn wahrscheinlich verhaftet hätten.

Nicht ohne Grund hatte der SSD ein scharfes Auge auf den ehemaligen norwegischen Major, der sich in den Jahren der Emigration bis zum Jahre 1946 in der sowjetischen Sphäre von Barcelona, Paris, Oslo, Stockholm und – last but not least – in Ostberlin beheimatet fühlte, dann aber mit seinen Kontakten zu London und Washington und seiner rührigen Tätigkeit für das SPD-Ostbüro unbeliebt machte. Auch über dieses Thema berichtet Susanne Sievers:

»Anfang 1949 war ein Freund Willy Brandts – Mitarbeiter des Ostbüros der SPD – vom Staatssicherheitsdienst in die Sowjetzone verschleppt worden. Der Fahrer Brandts, Groht, hatte von Willy den Auftrag bekommen, seinen Freund Heinz K. in den französischen Sektor zu einem Treffpunkt zu bringen, der nahe der Grenze des Sowjetsektors lag. Groht wurde Zeuge des Menschenraubes, als Heinz K. aus dem Haus geschleppt wurde und man ihn in rasender Geschwindigkeit in einem Auto in Richtung Sowjetsektor wegfuhr. Das ›Geständnis‹ des Heinz K. wurde in der Ostpresse veröffentlicht. Es enthielt das Bekenntnis, daß er Spionage getrieben haben und sein Auftraggeber Willy Brandt gewesen sei.

Der ihm aufgedrückte Stempel eines ›norwegischen Geheimagenten‹ konnte Willy Brandt nicht aufregen. Aber er wurde vorsichtiger und vermied jahrelang jede Berührung mit sowjetzonalen Stellen.«

In Bonn interessierte sich der Berliner Bundestagsabgeordnete Willy Brandt besonders für die außenpolitischen und gesamtdeutschen Probleme. Im November 1950 durfte er zum ersten Mal das Wort in einer Plenarsitzung ergreifen. Er wußte die durch ihn vorgetragenen Berliner Belange so eindringlich und rhetorisch vollendet den Fraktionen vorzutragen, daß er nicht nur den Beifall seiner Fraktion, sondern mehr noch den der rechten Seite verbuchen konnte. Tagelang versetzte ihn dieser Erfolg in gehobene Stimmung und er vermeinte, nun den Anschluß gefunden zu haben. Die Enttäuschung traf ihn bitter. Um so mehr, als er in der Vergangenheit immer schnell den Start zu einer politischen Sonderstellung zu finden gewußt hatte. Hier in Bonn vermißte er jeden Ansatzpunkt dazu. Frühzeitig erkannte er aber, daß er – dem das Reden seit seiner Jugend nicht schwer fiel – immer mit Erfolg rechnen konnte, so lange er sich zum Sprecher Berlins machte; der Stadt, die nach der Blockade zum Symbol der Freiheit für jeden geworden war.

Doch bei allem Mißerfolg resignierte Willy Brandt noch nicht. Sein stiller Kampf wurde nur verbissener. Hartnäckig hielt er an dem einmal gesteckten Ziel fest. Aber er haderte seinem Schicksal, das ihn scheinbar um Jahre in seiner Karriere zurückgeworfen hatte.

Es gibt viele Beweise für das Ringen Brandts mit einer Parteiführung,

die ihn nicht verstand oder verstehen wollte. Noch lebte er ständig in Spannungen mit dem Parteivorstand und hoffnungslos im Schatten. Der starke Wille Kurt Schumachers legte ihm Fesseln an. Geduldig, mit einem bewundernswerten Stehvermögen – wobei dem ständig lächelnden Gesicht nicht anzumerken war, wie es in ihm kochte – unterwarf er sich immer wieder dem Willen der Partei. In einer Situation, in der Ernst Reuter geschwiegen hätte, weil er anderer Meinung war, machte sich Brandt zum Sprecher der Parteilinie und buhlte so um Anerkennung. Seine Freunde bewunderten seine geschmeidige Taktik. Das, was Brandt bei Dr. Schumacher vermißte: Flexibilität, besaß er selbst in zu überreichem Maße.

Doch die Wandlung vom »Saulus zum Paulus« ging der Partei doch zu schnell. Man versuchte immer wieder, ihm die Flügel zu stutzen oder – je nach der persönlichen Einstellung zu ihm – ihn zu Fall zu bringen.

Während seiner Schwierigkeiten im Bonner Raum, die eigentlich nur Folgen des Berliner Kampfes waren, baute Brandt in Berlin selbst aber zäh an seiner Position weiter. Er wollte sich auf der untersten Ebene ein solides Fundament schaffen, um eine Führungsposition innerhalb der Berliner SPD zu erlangen. Seine Zielstrebigkeit kam ihm dabei zu Hilfe. 1950 wurde er ordentliches stimmberechtigtes Mitglied des Berliner SPD-Vorstandes. 1951 zog er in das Berliner Abgeordnetenhaus ein.

Rut Brandt, deren Sohn Peter bereits ein kleiner strammer Bursche war, lernte in den »Gründerjahren« Bonn nur flüchtig kennen. Die kurzen Aufenthalte in Bonn gaben ihr nicht viel. Das damals sehr kleinstädtische Milieu war ihr gegenüber dem toleranten Lebensstil in Berlin fremd und stieß sie ab. Sie konnte sich nicht heimisch fühlen und . . . wollte es auch nicht. Bonn war ihr zu einseitig deutsch in der sich dort entwickelnden Betriebsamkeit. Alles handelte und drehte sich um rein deutsche Belange und Interessen. Sie – als Norwegerin – stellte etwas unwillig, ohne bösartig sein zu wollen fest, daß der Besiegte von gestern eifrig bemüht war, auf den Narben der Vergangenheit erfolgreich eine neue Souveränität zu flaggen. Zu lange hatte sie den Rhythmus der deutschen Hymne gehaßt – sie konnte sich mit den nun wieder akzeptierten »Tönen« einfach nicht abfinden.

In Westdeutschland, besonders im Rheinland, wo das Fraternisierungsverbot eine tiefe Kluft zwischen den Siegern und den deutschen Menschen aufgerissen hatte, waren die Alliierten noch nicht die akzeptierten Sieger von gestern und die Verbündeten von heute. Man kapselte sich auf beiden Seiten bewußt ab und zu den alliierten Ghettos von Bad Godesberg und Mehlem bestanden kaum Beziehungen, es sei denn von Domestiken oder Presseleuten, die sich aus beruflicher Abhängigkeit

dazu gezwungen sahen.

Rut war das von Berlin nicht gewöhnt. Sie hatte jahrelang als Gleichberechtigte zum alliierten Kreis gehört und fühlte sich ihm nach wie vor verbunden. Bei ihr zu Hause in Berlin waren ständig ausländische Gäste zu finden, die Rut als eine der Ihrigen akzeptierten und liebten.

Hier in Bonn konnte sie mit ihrem Mann wohl ihre früheren Freunde aus Berlin besuchen, doch das geschah zumeist nur in den eigenen vier Wänden. Der ihr so liebgewordene Rahmen lustiger Gesellschaften fehlte gänzlich. Im konservativen Bonn war es schwer, Kontakt zu finden. Das ausländische Reservat war nicht zu erobern und dazu kam, daß Rut immer wieder schockiert war über die hartnäckigen Widerstände, mit denen ihr Mann hier zu kämpfen hatte. Sie spürte instinktmäßig, daß das politische Klima in Bonn für das Ehepaar Brandt nicht allzu günstig war.

Rut, die alles durch die »Brille« Willy Brandts sah und auch von gemeinsamen Freunden aus Rücksichtnahme nicht offen und gründlich informiert wurde, stand verständnislos den Anfeindungen sozialdemokratischer und anderer Funktionäre gegenüber. Sie, als Norwegerin, taxierte die Haltung und Arbeit Willy Brandts in der Emigration anders ein. Willy hatte der gemeinsamen Heimat und der sozialistischen Idee gedient; wie sie annahm, aufrichtig und selbstlos.

Aus ihrer marxistischen Erziehung und Einstellung heraus stand sie den versteckten und offenen Vorwürfen, die Willy galten, hilflos gegenüber. Sie, die selbstverständlich erwartet hatte, daß man eine deutsche Bundesrepublik nur mit einer sozialistischen Regierungsführung dulden und akzeptieren würde, hatte Schwierigkeiten, sich umzustellen. Bis zum heutigen Tag betont Rut immer wieder, daß ihre politische Haltung im Grunde die gleiche geblieben ist wie früher, als sie noch ein junges Mädchen war und Christian Harmsens Schülerin.

Sie suchte nach diesen kurzen Bonner Aufenthalten Zuflucht und Verständnis bei den Freunden in Berlin, die in dem kleinen alliierten Kreis zusammengeblieben waren. Mit ihnen gemeinsam erlebte sie dann die frohen Stunden, für die Willy nur noch wenig Zeit hatte.

Willy Brandt selbst, den die Vorwürfe Ruts noch lustloser machten, bemühte sich nicht sonderlich, ihr seine schwierige Situation zu verdeutlichen und sie um Geduld zu bitten. Er suchte in Bonn Ruhe, wenn er daheim zu sehr bedrängt wurde.

Rut und Willy waren erst über zwei Jahre ein legales Ehepaar, aber sie kannten sich schon in voller Vertrautheit seit 1943. Eine leichte Müdigkeit zwischen ihnen blieb keinem verborgen. Jeder suchte seinen Ausweg und fand ihn.

Eine Reihe von Episoden in Berlin und Bonn begleiteten als heitere Randerscheinungen Willy in seinem zähen Kampf in der politischen Arena. Der Erfolg auf diesem Gebiet, den er in Krisenzeiten immer suchte und fand, gab ihm das Selbstvertrauen, das ihn auf der politischen Bühne so oft zu verlassen drohte.

Rut, die mit Ausnahme der etwas länger dauernden und tiefer gehenden Liebelei mit einer kleinen Tänzerin, sich Willy gegenüber sehr konziliant verhielt, hatte längst eingesehen – wie einstmals Carlota und vor ihr Gertrud –, daß man bei Willy die Zügel locker halten mußte, um ihn nicht ganz zu verlieren. Außerdem hatten sie sich so arrangiert, daß jedem kleine Freiheiten vorbehalten bleiben sollten.

Der neugebackene Bundestagsabgeordnete Willy Brandt blieb seinem konspirativen Metier treu. Die dramatische Existenz der Agentin Susanne Sievers bietet einen Ausschnitt aus jenen Jahren. Die Betroffene selbst schildert es eindrucksvoll. Hier die Auszüge aus ihrer eigenen Erlebnisschilderung: »Da war auch ein Mädchen, das mehr war als nur eine Liebelei: . . . SUSANNE.

PRIVATE BANDE AM RHEIN

Anfang 1951 begegnete Willy Brandt in Bonn jener Frau, die ihm nach seinen eigenen Worten »mehr wurde als nur eine Liebelei«.

Susanne Sievers, seit kurzem erst als Sekretärin aus dem ersten Deutschen Bundestag ausgeschieden und nun Redaktionsassistentin der ›Westfälischen Rundschau‹ in Bonn, war dem Willy Brandt schon länger aufgefallen. Doch seine Bemühungen, sie persönlich kennenzulernen, scheiteren, bis der Zufall ihm dann half.«

Es war an einem verregneten, feuchtkalten und nebligen Winterabend in Bonn. Das große weiße Gebäude des Bundestages versank grau in der Dunkelheit. Das blaue, aufdringliche Neonlicht war in den meisten Räumen des Hauses längst erloschen. Der Lichtschein einzelner Schreibtischlampen stach aus den Zimmern der oberen Etagen wie Finger in die Schwärze der Nacht. Die Letzten trennten sich von ihren Schreibtischen, an denen sie bis jetzt durch Fleiß, Strebertum oder mit eigenen Plänen beschäftigt und gefesselt waren. Das scharrende Geräusch eines zurückgeschobenen Stuhles, das harte Echo einer zufallenden Tür drang fast störend in die Stille der langen mattglänzenden Gänge, die nur notdürftig zu so später Stunde erhellt waren. Doppelt laut schallten vereinzelte Schritte

und ließen sich bis zum Ausgang verfolgen. Von den weitgeöffneten Türen des Plenarsaales wurde der Blick vorübereilender Menschen wie magnetisch angezogen, löste sich von den bizarren Schatten der Blätterpflanzen in der Halle und glitt über das leere, von den Abgeordneten verlassene Gestühl. Matt schimmerte weit in der Tiefe des Saales das Symbol der Republik. Der Adler – ein gutmütiges Tier ohne Krallen – breitete seine Fittiche gleichgültig über rechts wie links und ganz links aus. Hochmütig blickte er auf die Glaswände zu seiner rechten Seite, an denen vereinzelte Nebelschwaden vom nahegelegenen Rhein in feuchten Spuren abwärts liefen. Zahllose, vom Boden leuchtende Papierfetzen – bedeckt mit Notizen und Figürchen der Langeweile – lagen greifbar nahe für den Neugierigen, der dennoch nicht wagte, sich ihrer zu bemächtigen. Das Heer der Putzfrauen würde sie am frühen Morgen einfegen und vernichten.

Durch die Vorhänge des Restaurants fällt vom letzten Viertel ein Lichtschatten auf die Terrasse. Der jugendliche Pächter, Paul La Roche, verabschiedet seine späten Gäste, die sich trotz der tristen und nüchternkalten Umgebung nicht eher trennen konnten. Aus den tiefgelegenen Restauranträumen kommend, wird auf der Treppe noch ein letzter Versuch unternommen, den Gesprächspartner des Abends von der eigenen und zweifelsohne besseren Ansicht zu überzeugen. Neue Diskussionen werden wach und schieben um Minuten den Abbruch auf.

Journalisten machen sich eifrig die letzten Notizen über Wortfetzen, Hinweise, politische Details und Termine. Ideen der anderen werden als eigene registriert und eingeplant.

Vor der schwarzen Tafel in der Vorhalle stehen – wie kleine brave Schüler – Abgeordnete, die mit einem besorgten Blick den Stundenplan des folgenden Tages beäugen, bevor sie das Gebäude verlassen. Das nasse Katzenkopfpflaster der Straße erweckt auch hinter dem Schutz der großen Glastür noch Abscheu. Noch kann sich niemand entschließen, nach draußen zu gehen.

Der Pförtner hockt verschlafen in seinem Glaskasten. Mürrisch erfüllt er die letzten Wünsche für heute. Ein wenig schadenfroh räkelt er sich in der Wärme seines Käfigs und blinzelt auf die nur zögernd nach draußen tretenden Gestalten, die fröstelnd die Schultern heben, noch ehe sie die feuchtkalte Nachtluft trifft. Vereinzelte heisere Schiffssirenen vom Rhein vermischen sich mit dem ungeduldigen Hupen des letzten Omnibusses, der leise ratternd in der kleinen Seitenstraße steht; bereit, die restlichen Nachzügler noch aufzunehmen – nicht aber bereit, noch länger zu warten. Müde Gesichter gleiten wie Schemen vorbei – tauchen draußen kurz noch

einmal auf und verschwinden endgültig.

Eine letzte Gruppe ballte sich plaudernd und lachend am Ausgang und versperrte den Weg. Menschen, die mit zufriedenen Gesichtern noch ein Wort wechseln wollen; andere, die nichts mit sich anzufangen wußten, nachdem der Arbeitsrhythmus aufgehört hatte und nun jede Gelegenheit noch wahrnehmen, sich an der imaginären Wärme des Nächsten zu klammern, ehe sie lustlos in ihre gemieteten Kammern und einsamen Betten verschwinden mußten.

Abgeordnete, die durch die Wagen der Fahrbereitschaft in ihr Quartier oder in eine der kleinen Bonner Weinstuben gebracht werden wollten, um am Ende eines langen Arbeitstages mit einem Schoppen Abstand zu gewinnen vom Ärger und dem übrigen Alltagskram eines Parlamentariers.

Auch in den Pressebaracken auf der gegenüberliegenden Straßenseite – ein Provisorium unter alten Bäumen – verlöschte nun das Licht. Neues ist nicht mehr zu erwarten. Wenigstens nicht mehr in der Umgebung des Parlamentes. Die Fernschreiber schweigen schon seit Stunden. Jetzt gibt es keine Neuigkeiten mehr aus Bonn zu melden. Die Welt hat ihrerseits das Interesse an Bonn verloren. Auch die Journalisten sind froh, die Baracken verlassen zu können und gesellen sich zu den Wartenden am Ausgang des großen Gebäudes – immer noch neugierig, aber noch durstiger und bereit, sich auch dem letzten anzuschließen, denn immerhin könnte gerade der letzte die Spalten von morgen füllen.

Hier vor dem Fenster der Pförtnerloge trafen sich Willy Brandt und Susanne Sievers. Sie kamen zum ersten Mal in ein Gespräch. Er wollte mit einem Bundestagswagen in eine kleine Kneipe der Innenstadt fahren, um dort den Abend zu beenden und die Nacht zu verkürzen. Susanne wollte in die, für Bundestagsabgeordnete und Presseleute vorgesehene Spätvorstellung in die »Stern«-Lichtspiele. Dankbar nahm sie Brandts Angebot, mit ihm in dem inzwischen vorgefahrenen Wagen nach Bonn hineinzufahren, an. Im Wagen entschloß sich Willy Brandt dann, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen und vorerst auf den Alkohol zu verzichten und mit Susanne den Film zu besuchen, in der Hoffnung, daß das Ende der Vorstellung nicht auch das Ende des Abends sein würde.

Der Film: »So grün war mein Tal« war ihm bereits im Originaltext bekannt. So benutzte er lieber die Dunkelheit des Raumes und das vertrauliche Nahebeieinander, um seine Nachbarin – die vom Film gefesselt schien – zu beobachten. Sie gefiel ihm immer besser, und er wäre gern mit ihr allein gewesen.

Susanne, obgleich der Leinwand zugekehrt, fühlte instinktiv, daß Willy Brandt sich mit ihr beschäftigte. Sie warfen sich kurze Blicke zu und lä-

chelten sich an. Als er plötzlich für einen Moment seine Hand auf ihren Arm legte, bekam sie Herzklopfen, über das sie zwar später lachen mußte, aber im Moment war es einfach da und kaum zu verbergen.

Doch beim Verlassen des Lichtspieltheaters war das schon fast vergessen. Ein Abgeordneter, der gerade mit einer Parlamentariergruppe aus den USA zurückgekommen war, wartete draußen auf sie. Mitten in dem Knäuel der aus dem Kino drängenden Menschen – die von Halbwüchsigen, die draußen herumlungerten, aufgehalten wurden – drang die Bitte Willy Brandts an das Ohr von Susanne, mit ihm doch noch eine Flasche Wein zu trinken. Er wollte den Abend zu zweit auskosten und beenden. Er fand nicht viel Gegenliebe. Susanne zögerte zwar einen Moment, als sie sah, daß er ein wenig traurig den Kopf hängen ließ, aber andererseits lockten doch die frisch aus Amerika importierten Stories, die sie gewiß zu hören bekommen würde und die sich vielleicht später zu Papier bringen ließen. So stieg sie mit einem »tut mir sehr leid, vielleicht ein anderes Mal« ins Auto von August Martin Euler, dessen Fahrer sie zu »Meyer« am Kaiserplatz brachte.

»Susanne Sievers war 30 Jahre alt, geschieden, und hatte zwei Kinder, die bei den Großeltern lebten, um tagsüber nicht allein zu sein. Groß, schlank, mit graugrünen Augen und einem geschickt dazu gewählten roten Haarton, wirkte sie sehr attraktiv, ohne jedoch schön zu sein. Sie besaß aber sehr viel Charme – und sie wußte das auch.

Bereits als Sekretärin im Deutschen Bundestag war sie unter den zahlreichen Damen des Sekretariats angenehm aufgefallen, und ihre Arbeitskraft wurde von den Abgeordneten nicht gering eingeschätzt.

Diesem Arbeitseinsatz und der ihr eigenen Selbständigkeit verdankte sie dann, daß Dr. Kalveram sie dem Ausschuß-Assistenten des neugegründeten sogenannten ›Spiegel-Ausschusses‹ zur Unterstützung zuteilte.

Herausgerissen aus dem Schema der Kanzlei, sah sie sich plötzlich im Lichte der Öffentlichkeit und im Kreise der juristisch routinierten Abgeordneten der CDU, FDP und SPD, die alle Mitglieder dieses Ausschusses waren.«

Die ihr völlig neue Atmosphäre dieses Ausschusses nahm Susanne gefangen. Interessiert stürzte sie sich auf das unbekannte Arbeitsgebiet, reagierte schnell und wußte sich geschickt anzupassen. Sie schaffte es, innerhalb weniger Tage im Ausschuß und beim Publikum beliebt zu werden. Sie war äußerst aufmerksam in den Sitzungen des Ausschusses und hatte die Akten im Kopf. In den kurzen Sitzungspausen umsorgte sie »ihre« Abgeordneten mit hausfraulichem Geschick. Sie hatte ein Gespür dafür, wenn Bescheidenheit am Platze war und wußte energisch aufzutre-

ten, wenn es galt, den Ausschuß vor unangebrachter Neugier zu schützen.

Man spürte, es war nicht Strebertum, was sie dazu trieb, mehr zu tun, als man schlechthin von einer Sekretärin erwarten konnte. Die ganze Arbeit machte ihr einfach viel Freude.

Der Bundesratssaal im Bundeshaus war lange Zeit – im Gegensatz zum Plenum – die besuchteste Arena in Bonn, in der politische Gladiatoren zum Kampfe antreten mußten.

»Aufgabe des Ausschusses war es, Klarheit zu schaffen, ob die im ›Spiegel‹ erhobenen Vorwürfe, es seien Bestechungsgelder an Abgeordnete gezahlt worden, die bereit waren, zugunsten Bonns ihre Stimme abzugeben, zu recht bestünden.«

Die Männer, die im Zeugenstuhl Platz nehmen mußten, wünschten sich gewiß manchmal, wenn die Fragen wie Bohrer in ihnen wühlten, weit weg zu sein. Wer den Blick, den Ton der Stimme, die Bewegung der Hände mancher dieser Zeugen beobachtete, konnte schnell feststellen, wem der Sorgenstuhl, auf dem jeder auszuharren hatte, nur ein Zeugenstuhl war oder zur Anklagebank wurde.

»Journalisten, deren Steinwürfe empfindliches Glas getroffen hatten, wanden sich stammelnd und verrieten, von der grandseigneuralen Beherrschtheit des CDU-Abgeordneten Gerhard Schröders in die Enge getrieben, ihre Informanten. Rudolf Augstein, der mit dem Artikel den Akzent auf den Inhalt aller weiteren Ausgaben seiner Zeitschrift gesetzt hatte, verdankte dem Ausschuß zwar eine kometenhafte Auflage seines ›Spiegels‹, sein persönliches Auftreten war aber das eines bösen Schulbuben, der vor der Lehrerkonferenz wegen mutwillig eingeschlagener Fensterscheiben zur Rechenschaft gezogen wird.

Anton Donhauser, ein bayerischer Zweimetermann mit treuherzig dreinschauenden blauen Augen – Schlüsselfigur der im Ausschuß-Mittelpunkt stehenden Bayern-Partei –, den sein figurenreicher Wortschatz zum charmanten Plauderer stempelte, gelang es, die Sympathien aller zu erringen. Nur zögernd versuchte man, ihn in die Enge zu treiben, und wenn die väterlichmahnende Fragemethode des FDP-Abgeordneten Dr. Neumaier und die bei aller Strenge in der Form spürbare Güte des Vorsitzenden, Dr. Semler, ihm goldene Brücken gebaut hatten, auf denen er bübisch herumturnte, atmeten die Zuhörer befriedigt auf.

Der CSU-Abgeordnete Franz-Josef Strauß, von seinen Freunden nur Josef gerufen, verdiente sich durch seine fröhliche Schlagfertigkeit als Zeuge das Wohlwollen der Zuhörer und seine ersten Erfolge als Rhetoriker. Man schmunzelte über seine Geschicklichkeit, manch ernstgemeinte Angriffe bereits im Keim zu ersticken.

Dem Ausschuß-Mitglied der SPD, Walter Seuffert, zumeist eine Hand auf dem Tisch, den anderen Arm auf dem Nachbarstuhl, war nur durch ein kleines Aufblitzen hinter den Brillengläsern anzumerken, wenn er im Begriffe stand, das Netz seiner Fragen über einen Zeugen zu werfen, der dann bald zu zappeln anfing.

Der Ausschuß, der in internen Sitzungen aus politischen Gründen längst nicht immer einer Meinung sein konnte, war sich in der Meinung über die Ausschuß-Sekretärin völlig einig. Das stellte sich heraus, als eines Tages der Direktor des Bundestages der Sievers verbot, weiter im und für den Ausschuß zu arbeiten und sie zurück in die Kanzlei schickte. Damit verlor er vorübergehend die Gunst der Ausschußmitglieder, die er weder informiert, noch gefragt hatte. Eine vorangegangene Kontroverse zwischen ihm und der Sievers – deren Ursprung dummes Geschwätz des jungen Geschäftsführers im Bundeshausrestaurant, Walter Zens, und der Sekretärin von Professor Carlo Schmid, Gretel Finkbeiner, war – fiel zuungunsten der Ausschuß-Sekretärin aus.

Zwar hatten Direktor Troßmann und Susanne Sievers schon oft am Stammtisch des Paul La Roche – der ständig um Sympathien warb, die er als junger Pächter dringend benötigte – mit anderen das Glas gehoben. Auch gehörte Susanne eine Zeitlang zu jenem Kreis, der in einem der unteren Büroräume am Eingang bei ›Sonderveranstaltungen‹ teilnahm, aber hier stand die Vertraute von Carlo Schmid – dem Vizepräsidenten des Bundestages – eine Stufe höher und ihre Aussage hatte mehr Gewicht, auch wenn sie persönlich als befangen gelten mußte (sie heiratete den Geschäftsführer und ließ sich nach kurzer Zeit wieder scheiden).

Aber diese Vorgänge interessierten die Herren vom Ausschuß nicht. Direktor Troßmann mußte es dulden, daß Susanne Sievers wenige Stunden nach dem ergangenen Befehl – zwar mit rotgeweinten Augen, aber glücklich – wieder in ihren geliebten Ausschuß einzog. Ein zufriedenes Schmunzeln und Blinzeln der Abgeordneten begrüßte sie.

Dr. Arndt, der Jurist der Sozialdemokraten, versäumte nicht, einer Kollegin gegenüber noch einmal extra zu betonen, daß die Sievers eine gute und korrekte Sekretärin sei, die sein Vertrauen besäße. Das wollte bei der Zugeknöpftheit dieses Mannes schon etwas heißen. Das konnte auch nicht von ungefähr kommen.«

Eigentlich war es nur der SPD-Mann Heiland, im Ausschuß ganz unten an den in Hufeisenform aufgestellten Tischen sitzend, kein Jurist und selten das Wort ergreifend, der die Sekretärin nicht mochte. Er ließ, wenn er sich bei Freunden glaubte, bissige Bemerkungen fallen. Aber diese galten mehr der attraktiven Frau und waren als typisch männliche Reaktion an-

zusehen und zu verstehen, meinten diese Freunde und lächelten sehr sarkastisch über den Abgeordneten Heiland.

»Bis in das Jahr 1951 hinein tagte der Ausschuß weiter, und neben einer Fülle von Arbeit fand Susanne Sievers immer noch Zeit, Kontakte anzuknüpfen und sie auszubauen, was ihr später bei ihrem Wechsel zur Presse zugute kommen sollte.

Die Arbeit des Ausschusses brachte keine Schecks und Scheine zutage, mit denen die Stimmen zugunsten Bonns bezahlt worden waren. Es fand sich auch keine Quittung mit dem Vermerk: ›Als freundlicher Dank für die Stimmabgabe vom 3. November 1949‹.

Mangels nicht zu erbringender Beweise wurden die Untersuchungen eingestellt und der Ausschuß aufgelöst.

Schatten von vielleicht geleisteten Meineiden blieben zwischen den Aktendeckeln liegen. Aber der Staub von Archiven wird sie in Vergessenheit bringen.

Der tödlich verlaufene Autounfall eines der umstrittensten Zeugen der Bayern-Partei – wenige Stunden nach seinem Eid im Zeugenstuhl – war wohl der einzige Augenblick, der den Atem stocken ließ.

Die zarte, blonde Sekretärin dieses Mannes, als Zeugin seinetwegen arg in Bedrängnis gebracht, kam mit dem Leben davon. So gerecht konnte das Schicksal sein!

Niemand wunderte sich darüber, daß Susanne Sievers – um viele Erfahrungen reicher, informierter und gewitzter, als sie den Aktendeckel des Ausschusses 44 schloß – nicht mehr in das stupide Sekretariat im Dachgeschoß des Bundeshauses zurückkehren wollte, um mit ihren Kolleginnen auf ›Abruf‹ zum Diktat zu warten.

Vielleicht war aber auch ihr Erlebnis mit einem der Sicherungsbeamten im Bundeshaus – der sie mit einem Kollegen aus dem Wirtschaftsministerium dazu gewinnen wollte, ins BMW zu gehen, um Sonderaufgaben zu erfüllen – maßgebend für ihren Entschluß, die relativ gesicherte und bequeme Stelle im Bundeshause aufzugeben und zur Presse überzuwechseln.

Vielleicht aber reizte sie es auch nur, ein freies und unabhängiges Leben zu führen und journalistisch tätig zu werden. Sicher hatte sie sich im ersten Überschwang alles leichter vorgestellt. Monatelang von den Journalisten als Ausschuß-Sekretärin belagert, von der man Informationen erhalten wollte, dachte sie, die gleiche Begeisterung anzutreffen bei dem Versuch, Aufnahme in diesem Kreis zu finden.

In den ›Gründerjahren‹ gab es in Bonn zwei Kategorien von Journalisten und Redakteuren.

Die, die maßlos stolz auf ihre einst im Ullstein-Verlag in Berlin oder in einer sonstigen attraktiven Zeitung verbrachten Jahre und erworbenen Kenntnisse waren und nicht aufhören konnten, damit zu renommieren. Das waren die eigentlichen Snobs, die niemanden mit einer anderen Vergangenheit zu akzeptieren bereit waren. Die anderen waren jene, die sich als Kriegsberichterstatter die ersten Sporen verdient hatten, damit zwar nicht renommieren konnten, aber fest zusammenhielten und insgeheim von dem ›Dreck‹ schwärmten, in dem sie einmal gelegen und gearbeitet hatten. Dazwischen lebten die nicht ganz ernst genommenen Neulinge, die eifrig dabei waren, von den Meistern zu lernen und die, die vermeinten, auch ohne Lehre bei Ullstein oder der ›Frankfurter‹ es gleich den ›Alten‹ zu können, zumindest die dicksten Rosinen fanden und absolut nicht beliebt waren.

Der Vertrag als Redaktions-Assistentin, den Susanne von dem Bonner Vertreter der ›Westfälischen Rundschau‹ angeboten bekam, war verlokkend und blendete sie, so daß sie ihn ohne Zögern den anderen Angeboten vorzog und annahm. Es dauerte Wochen, bis sie erkannte, daß die in dem Vertrag festgelegten Sicherheiten und Zusicherungen auch nicht in etwa realisiert werden konnten und sie von Peter Hinterholzer mehr als nur geblufft worden war.

Er war nicht gerade das Beispiel, nach dem zu streben sich seine Schülerin vorgenommen hatte, obwohl auch Hinterholzer beim Vertragsabschluß betont auf seine Tätigkeit im Ullstein-Verlag hingewiesen hatte. Aber es lag mehr im Menschlichen und weniger im Journalistischen begründet.

So kam es bald, wie es kommen mußte.«

Der einzige, der Susanne Sievers Verständnis entgegenbrachte, war Dr. Fritz Brühl. Er hatte sein Büro über dem der »Westfälischen Rundschau« und daher wohl manchmal Gelegenheit, Dispute aus dem unteren Stockwerk mitanzuhören.

Er selbst hatte oft genug Gelegenheit, das Zwielichtige und Zwiegesichtige Hinterholzers kennenzulernen, der auch für den Wirtschaftsteil seiner Zeitung arbeitete.

Susanne Sievers fand in dem ruhigen und klugen Fritz Brühl, der die »Süddeutsche Zeitung« in Bonn mit einer größeren Redaktion verantwortlich leitete, den besten und aufrichtigsten Ratgeber. Sie schloß sich ihm enger an, und die entstandene Freundschaft war wohl die fruchtbarste für ihre journalistische Entwicklung.

Fritz Brühl, ein dunkler, etwas zur Fülle neigender Mann, dem der Humor aus kleinen verschmitzten, braunen Augen blitzte, konnte aber auch

ein fröhlicher Kumpan sein. Seine sangesfreudige Kehle reizte ihn oft im Überschwang einer nächtlichen Laune – egal, ob Schläfer erwachten oder müde Kellner zur späten Stunde im Bundeshausrestaurant erschraken – ein lustiges Lied aus seiner alten »herrlichen Burschenzeit« anzustimmen. »Mein Vater war ein Schuhmachermeister, von ihm habe ich die Sangeslust«, wußte er seinen munter tönenden Bariton in Schutz zu nehmen.

Im ganzen gesehen war das Leben, das Susanne führte, ein buntes und abwechslungsreiches, in dem sie sich trotz allen Ärgers und aller Intrigen wohl fühlte.

»Es gab Abgeordnete, die bei dem Wechsel zur Presse Verständnis für sie bewiesen hatten und auch weiterhin guten Kontakt zu ihr hielten. Sie hörte aber auch Vorwürfe, die weniger dem eigentlichen ›Abwandern‹ oder der jetzigen Arbeit galten, sondern mehr ihrer Tätigkeit bei einer sozialdemokratischen Zeitung.

Unter den Kritikern war Peter Nellen von der CDU der eifrigste Wortführer, der ihr sehr ernstliche Vorhaltungen über ihre ›Untreue‹ machte.

Peter Nellen hatte Susanne im ›Spiegel-Ausschuß‹ kennengelernt, dem er als Mitglied angehörte. Er schätzte sie, und es war ihm arg, sie im Lager der Opposition zu wissen. Aber Susanne beteuerte immer wieder, alles das habe doch nichts mit ihrer grundsätzlichen Einstellung zu tun. Sie beabsichtigte, zunächst nur zu lernen, um bald frei und unabhängig innerhalb der Presse arbeiten zu können. Peter Nellen war dann auch beruhigt und gehörte bis zum Tage, an dem Susanne plötzlich aus Bonn verschwand, zu dem Freundeskreis, der die von ihr veranstalteten Parties in der Reuterstraße lieben lernte.

Die ersten journalistischen Versuche, die Susanne unternahm, verliefen nicht ohne Ärgernis. Sie hatte die Absicht, sich auf Kommentare und Glossen aus Bonn einzustellen – nicht in der Art gewichtiger Leitartikler, sondern humorvoll-spritzige Randbemerkungen zum politischen Tagesgeschehen beizusteuern.

Unklugerweise bot sie ihren ersten Artikel der »Westfälischen Rundschau« für die Frauenseite an. Er wurde auch gedruckt. Susanne gab ihrem Aufsatz die Überschrift: »Eine Frau sieht den Politiker von 50«, die Redaktion machte daraus: »Eine Frau sieht den Abgeordneten von 50«, womit die ganze Geschichte einen anderen Akzent erhielt.

Als die Frauen der SPD-Abgeordneten am sonntäglichen Frühstückstisch – nach einer Woche der Trennung endlich wieder mit ihren Männern vereint – in »ihrer« Zeitung, der »Westfälischen Rundschau«, herumblätterten, sprang ihnen dieser Artikel auf der Frauenseite fettgedruckt ins Auge.

Der erste Satz: »Man darf es laut und deutlich sagen: nur die 50jährigen besitzen den Sex-Appeal des Alters!« veranlaßte die Damen, vorsichtig über den Zeitungsrand hinweg ihr Gegenüber zu mustern.

Dann aber lasen sie weiter und fanden Stellen, die nicht wortlos hingenommen werden konnten; sie verdarben den Sonntag restlos.

»Die Generation der 50jährigen spielt im Bundestag die entscheidende Rolle. Sie hat die vorbildlichsten Parlamentarier gestellt, die unausgesetzt im Stande der politischen Bewährung leben . . . Sie sind keine geschulten Taktiker, die schon 1933 glaubten, eine politische Rolle zu spielen. Sie sind aber auch nicht ganz so unerfahren und nicht von jenem steifgefrorenen Hochmut wie die Allerjüngsten, die 1933 noch Kinder waren und heute Parteidogmatiker und Abgeordnete sein wollen. . . . Sie lehnen es ab, sich als Kriegsgeneration zu bezeichnen – aber sie verstehen sich über Parteien hinweg ausgezeichnet. Sie sind die geraden, harten und nüchternen Politiker der Zukunft. . . . Sie wissen, daß Politik das Leben verkürzt und daß Medizin das Leben verlängert. . . . Sie stehen auf jener Schwelle, an der die Jugend endet, das Alter aber noch nicht begonnen hat, an der sich Vaterkomplex und Romeogefühle so großartig ergänzen. . . . Aber weil sie wie muntere Fischlein auch im Wasser des Alltags und der charmanten Gelegenheiten herumzuschwimmen verstehen, besitzen sie, wie gesagt, den Sex-Appeal des Alters.«

Es gab einige Aufregungen. Erst innerhalb der Familien und dann in der SPD-Fraktion, weil der Verleger der »Westfälischen Rundschau« – ebenfalls Bundestagsabgeordneter – doch dafür zuständig war, daß so »unseriöse« Artikel nicht gerade in der Frauenbeilage der »Westfälischen Rundschau« veröffentlicht wurden.

Susanne wurde in den nächsten Wochen entweder ganz geschnitten von denen, die einen sehr wortreichen Sonntag zu Hause erlebt hatten oder bekam ernste Vorwürfe zu hören. Wenn sie wahrscheinlich auch nicht unbegründet über »Sex Appeal« und die »munteren Fischlein« schrieb, so dürfte sie das aber doch nicht, meinten die Herren und waren sehr ungehalten. Karl Bielig, Abgeordneter der SPD und Redakteur der »Westfälischen Rundschau« in Dortmund, gab ihr den Rat: »Du hast ein bemerkenswertes Talent, aber Du mißbrauchst es, in dem Du nichtgefällige Themen wählst. Laß das sein! Und stell Dich auf die rein parlamentarische Berichterstattung um.«

In den Wochen nach der Film-Aufführung, die Willy Brandt und Susanne gemeinsam besucht hatten, trafen sie sich noch oft im Bonner Raum. Aber immer war Susanne in Begleitung und Willy stets allein. Mit einem Cognacglas in der Hand saß er grüblerisch in irgendeiner Ecke, und

man sah ihm an, daß er sich mit seinen Sorgen auf seine Art beschäftigte.

In Bonn hatte man damals noch weniger Gelegenheit als heute, sich zu amüsieren. Den anderen dabei aus dem Wege zu gehen, war einfach nicht möglich. Einige kleine Weinstuben, ein paar Barbetriebe stellten das berühmte Bonner Nachtleben dar, über das es dann ja auch zahllose Witze und Anekdoten gab.

In jeder Bar, in jeder Weinstube kam es zu einem Wiedersehen mit denen, die man gerade woanders wünschte. Fast alle »Zugereisten« in Bonn waren – nur in einem möblierten Zimmer beheimatet – auf die Gaststuben der Wirte und auf das gute Verhältnis zum anderen an der Bar angewiesen. Es war die Zeit, wo alle sich noch bemühten, freundlich zueinander zu sein. Wo Vorschläge und Diskussionen, die auf parlamentarischem Boden unterbrochen oder kein Ende gefunden hatten, unter gelockerten Umständen fortgeführt werden konnten und mitunter ein besseres Echo fanden. Wo Abgeordnete aller Parteien sich nicht streng nach der Fraktionszugehörigkeit separat und isoliert dem anderen gegenüber verhielten, sondern mancher fröhliche Umtrunk dafür sorgte, daß die folgende Plenarsitzung die tiefe Kluft zwischen rechts und links nicht so deutlich machte.

Auch für die Journalisten war es noch ein wesentlich einfacheres und fruchtbareres Arbeiten. Es gab noch keine offiziellen und keine Fraktionsgesetze, die der Mitteilsamkeit einen Riegel vorschoben. Die Presse verhielt sich dem politischen Bereich gegenüber toleranter, und die Kritik war so, daß sie noch keinen »Maulkorb« benötigte. Der sogenannte »Rufmord« grassierte noch nicht in Bonner Gassen und füllte noch keine Spalten offizieller und offiziöser Publikationen.

Aus diesen Darstellungen kann man unschwer erkennen, aus welchem Holz Susanne – die Journalistin – geschnitzt war. Ihre Suche nach Kontakten und ihre »Männersucht« spricht für sich. Es fiel ihr nicht schwer, »Willy, den Leichtlebigen« einzufangen. Und so beschreibt sie selbst ihren »Fang«: »In einer Nacht – etwa vier Wochen nach dem ersten Kontakt trafen sich Willy Brandt und Susanne an der ›Kranzler‹-Bar wieder. Er hatte in Günther Karweiner vom NWDR einen verständnisvollen Zuhörer und Zechkumpan für die Nacht gefunden. Sie, im Kreise einiger Kollegen, sprühte vor guter Laune. Man begrüßte sich – plötzlich auf dem Barhocker nebeneinandersitzend – mit lautem und großem ›Hallo!‹

Es wurde eine lange Nacht, in deren Verlauf es Willy gelang, in das Notizbuch von Susanne einen Termin einzuschmuggeln, an dem er sie wiedersehen wollte. ›Es war die Pfeife‹, sagte Susanne später, ›ich mag Männer, die Pfeife rauchen.‹ Doch es wird auch wohl noch etwas mehr gewe-

sen sein, was aus den Zufällen dann eine ernstzunehmende Angelegenheit machte.

Susanne hatte inzwischen schon einiges über den ›jungen Mann‹ Reuters erfahren; in politischer Richtung mehr, als über den ›Mann‹ Brandt. Sie interessierte sich für ihn!

Obwohl nicht im Journalismus aufgewachsen, aber routiniert wie einer der alten Fachhasen, wußte sie blitzschnell zu reagieren, wenn es darum ging, Kontakte aufzunehmen, die nicht uninteressant schienen. Dazu kam natürlich der Charme und die gewinnende Art von Willy Brandt, der es versteht, jede Frau zu gewinnen, auf die er es abgesehen hat. Und auf Susanne hatte er es abgesehen! Es hätte also gar nicht einer nochmaligen telefonischen Nachfrage von Brandt – Stunden vor der verabredeten Zeit – bedurft. Susanne hatte nicht vor, abzusagen.

Sie trafen sich im ›Adler‹ in Bad Godesberg, weil Susanne dieses alte Weinhaus mit seinen stilvollen und kultivierten Räumen durch ihre Freunde bei der CDU und FDP – die hier ständig zu Gast waren – kennen und schätzen gelernt hatte.«

Es ließ sich im »Adler« nicht nur gut speisen, auch die Weinkarte versprach einen Gaumengenuß. Man fühlte sich in der intimen Atmosphäre behaglich und gut aufgehoben. Die altfränkische, aufmerksame Fürsorge des Oberkellners, der noch ein Mann der »alten Schule« war, paßte gut zu dem Rahmen der geschmackvollen Aufmachung. Man konnte sich der Gesamtwirkung nicht entziehen – sie zog die Gäste immer wieder neu an.

Es waren wie immer die gleichen Gäste, unter unter ihnen beiderseits bekannte Kollegen, die Willy Brandt und Susanne an diesem Abend im »Adler« trafen. Das »neue« Paar wurde etwas erstaunt zur Kenntnis genommen, doch dann wandte man sich wieder den lukullischen Genüssen, die allenthalben serviert wurden, zu, und beide konnten ungestört einen passenden Platz suchen. Sie fanden ihn im hintersten Raum in einer gemütlichen Ecke. Die anfängliche Fremdheit war bald überwunden – Lachen erklang und eine anregende Unterhaltung ließ sie die Umgebung fast vergessen. Gesprächsthemen fanden sich genug aus ihrer parlamentarischen und journalistischen Arbeit. Willy scheute darüber hinaus keine Mühe und Kosten, um den Abend festlich zu gestalten. In den Gläsern funkelte ein guter Wein und später auch Sekt. Was auf den Tellern lag, schmeckte beiden ausgezeichnet und die Stimmung hob sich im Laufe des Abends immer mehr.

Willy wußte so bestrickend und gewinnend aufzutreten und sein jungenhaftes Naturell wie die damit verbundene Schüchternheit so liebenswert in den Vordergrund zu spielen, daß keine Frau – und Susanne war

auch eine – ihm lange widerstehen konnte. Das wußte Willy auch – aus seiner Erfahrung mit Frauen.

»Der Alkohol versetzte ihn immer mehr in Eroberstimmung und ließ Komplexe – mit denen er hin und wieder zu kämpfen hatte – gar nicht erst aufkommen. Das gleiche Gefühl, das ihn schon damals im Kino – als er dicht neben ihr saß – beherrschte, flammte wieder auf, wenn auch die ganze Tischbreite vorerst noch zwischen ihnen war. Er spürte immer deutlicher, daß ihm diese Frau mehr würde, als seine bisherigen Spielereien neben der Ehe mit Rut. Susanne sollte denn ja auch ein weiterer Meilenstein in seinem sehr vielseitigen Leben werden!

Von Willy Brandt war Susanne begeistert. Immer wieder mußte sie in sein Gesicht schauen, das vom Lachen so verändert und bubenhaft gemacht wurde. Das braune Funkeln aus den Augenschlitzen und die beiderseitigen Grübchen, die wie tiefe Furchen bis zu den zahllosen Krähenfüßchen seiner Augen liefen, veranlaßten sie zu der Bemerkung: ›Du siehst aus wie ein lachender Bär und stellst Dich auch genau so an.‹

Damit war bereits am ersten Abend sein künftiger Name geprägt und geboren. Susanne nannte ihn nur noch ›Bär‹. Sie mochte den Namen Willy sowieso nicht und fand ihn auch gar nicht passend. Brandt versuchte auch nicht, ihr den Namen oder gar ›Karl-Herbert‹ schmackhafter zu machen. Er fand ›Bär‹ bezaubernd und dachte dabei an die Frau, die vor Jahren einmal seine Gefährtin gewesen war in einer sehr glücklichen Zeit. Die Erinnerung an diese alte Liebe, die ihm einstmals sehr unter die Haut gegangen war, mochte mit dazu beitragen, daß er sich immer heftiger in Susanne verliebte. Sie lachten oft an diesem Abend und eine unbeschwerte Fröhlichkeit lag zwischen ihnen, die im Laufe der langen Nacht – die sie erleben sollten – zu einem immer größeren Vertrautsein führte.«

Sie verließen am späten Abend den »Adler«, den Willy nicht mehr für den geeigneten Ort hielt, um das Beisammensein zu verlängern und intimer zu gestalten. Außerdem verspürte er schon seit Stunden das Verlangen nach kräftigen Getränken, die seiner Kehle vertrauter waren und ihm letzte Hemmungen nehmen sollten. So fuhr man in blendender Laune mit einem Taxi in die Innenstadt von Bonn und landete in der »Carlton«-Bar.

Erst war Susanne etwas pikiert, als man ihren Begleiter mit einem lauten »Hallo Willy« an der Bar begrüßte. Er war also hier kein unbekannter Gast, stellte Susanne fest. Er erzählte ihr dann, daß auch er nur so viel Kontakte zu der blonden Bardame habe, wie alle anderen, die ihre Nähe auffallend oft suchten. Sie war die Frau eines ehemaligen hohen Nationalsozialisten, der Staatsrat in der Reichskulturkammer gewesen war. Anziehungskraft also genug, um Neugier, Mitleid und Ressentiments zu be-

friedigen und Anita eine feste Stammkundschaft zu sichern.

Der Kampf um die »unbewältigte Vergangenheit«, der bei vielen Plenarsitzungen häufig mit persönlichen Angriffen verbunden war, wurde hier an der »Carlton«-Bar etwas menschenfreundlicher und verständnisvoller fortgesetzt. Bewacht vom bärtigen Barkeeper Charly stand die Bardame – durchaus als Dame respektiert – im Mittelpunkt der Unterhaltung. Sie wußte aus der Vergangenheit so eindrucksvoll zu erzählen, daß viele glänzende Augen bekamen und manch fröhliches Lied erscholl in frühen Morgenstunden, wenn »Hinkelchen« ihr geschultes Organ ertönen ließ und alle begeistert einfielen. Das Geschäft florierte – denn Erinnerungen machen durstig. Und so kam denn jeder auch auf seine Kosten.

Zum ersten Mal erkletterten also Willy und Susanne gemeinsam den Barhocker in der »Carlton«-Bar und schlossen sich der allgemeinen Stimmung an. Es wurde allerseits heftig getrunken und Susanne sah mit Staunen und Respekt, welche der »Bär« zu schlucken wußte.

Was ihr weniger gefiel war, daß er nicht gerne tanzte und sich sehr tolpatschig dabei anstellte.

»Nun, das werde ich Dir noch beibringen«, meinte sie zu Willy. Es wurde alles in allem eine lange, fröhliche und aufschlußreiche Nacht. Als sie sich am frühen Morgen trennen mußten, stand es für beide fest: wir gehören – wenigstens vorläufig – zusammen. Willy bekannte ihr, daß es nicht seine Art sei, sein Gefühl jedem zu zeigen, dennoch hoffe er, ihr gezeigt zu haben, wie intensiv er verliebt sei.

Sie waren auch von dieser Nacht an nicht mehr zu trennen und jede Gelegenheit, die sich bot, wurde ausgenutzt, um zusammenzusein. Wenn die Plenarsitzungen – was oft der Fall war – bis in die Nacht dauerten und Willy gezwungen war, auszuhalten, dann wußte er, daß Susanne nicht weit weg von ihm war. Sie saß in der ersten Reihe auf der Pressetribüne – still ausharrend und auf ihn wartend. Nur mit halbem Ohr lauschte sie den Ausführungen des Präsidenten und der Abgeordneten. Es war längst Redaktionsschluß für die »Westfälische Rundschau« und kein Anlaß mehr, für die nächste Ausgabe Notizen zu machen. Immer grüßte ihn ihr Lächeln, wenn er sich unauffällig umdrehte. Es war fast unbegreiflich, daß ihre Umgebung die Sehnsucht, die auf ihren Gesichtern lag und ihre enge Verbundenheit nicht erkannte.

Wenn sie im Bundeshausrestaurant mit anderen an einem Tisch saßen, wußten sie so geschickt ihre eigentlichen Gefühle zu verbergen, daß es noch Wochen dauerte, bis ein bestimmter Freundeskreis über ihre Gefühle orientiert war.

Der Frühling im Jahre 1951 war schön und setzte frühzeitig ein. Das

von allen so gehaßte Bonner Klima wurde erträglicher und man benutzte die langen Abende gern, um am Rhein zu sitzen, bevor man in der Innenstadt vor Anker ging.

Willy und Susanne verbrachten ihre Abende im »Kranzler«, im »Carlton« oder in einer der kleinen Weinstuben in Bonn. Susanne lernte unter Willys Führung »härtere« Alkoholicas lieben und er überwand ihr zuliebe seine bisherige Abneigung und tanzte eifrig mit ihr.

Nachdem sie sich gemeinsam den Film »Der Reigen« angesehen hatten, der ihm besonders gut gefiel, wurde die gleichnamige Melodie von Oscar Strauß »ihre« Melodie, die über aller Liebe und Zärtlichkeit, die sie verband und erfüllte, schwebte.

»Susanne hatte inzwischen in der Reuterstraße eine kleine Wohnung durch ihren Mitarbeiter – der sie ihr weitervermietete – bekommen. Hier verlebten sie die schönsten Stunden ungestört und ganz alleine.

Das war zu der Zeit, als es sich langsam in Bonn und vor allem in der Umgebung des Bundeshauses herumgesprochen hatte, beide seien enger liiert. Willy fürchtete wohl, daß diese Gerüchte nach Berlin dringen könnten und hoffte, sie ließen sich noch eine Zeit unterdrücken, wenn man sich weniger der Öffentlichkeit zeigte.

Susanne war durchaus damit einverstanden, sie konnte ihm keine Bitte abschlagen. Wenn Willy mit seiner heiseren Stimme (die ihm den Ruf eines Alkoholikers einbrachte) sie zärtlich ›mein Mädchen‹ nannte und seine Hand auf ihren Nacken legte, dann gab es wohl nichts, was sie für ihn nicht bereit gewesen wäre zu tun.«

Susanne erlebte in der Zusammenarbeit mit Peter Hinterholzer immer mehr Schwierigkeiten. Launisch und zänkisch veranlagt und jeden Erfolg, den Susanne für sich verbuchen konnte, mißgünstig verfolgend, wenn er nicht teilhaben konnte, wurde das Leben in der Redaktion selbst für sie fast unerträglich. Dazu kam, daß sie sich gegen die Intrigen und Verleumdungen, die nur innerhalb der Redaktion geboren wurden, nicht zur Wehr setzen konnte, weil sie die Zusammenhänge lange Zeit nicht erkannte.

Die clevere und abenteuerlustige Susanne begnügte sich nicht lange mit ihrer bisherigen journalistischen Tätigkeit und suchte einen Weg, den Informationshandel individueller zu gestalten. Sie schildert das wie folgt:

»Sie beschloß, dem unerquicklichen Zustand ein Ende zu machen und den Versuch zu unternehmen, sich von dem Vertrag, der sie an Hinterholzer band, zu lösen.

Sie besprach sich mit Willy Brandt darüber. Er gab ihr den Rat, ihre Kenntnisse und Informationen, die er selbst gut einzuschätzen wußte, in einem Dienst zu verankern, der sich bestimmt rentieren würde.«

Hinterholzer gab sie frei unter der Bedingung, mitmachen zu können. Er hatte längst die guten Beziehungen und Verbindungen, die Susanne besaß, richtig und für sich ersprießlich einzuschätzen gelernt.

»So gründete also Susanne Sievers vorerst nur mit wenigen Exemplaren, die noch auf der Maschine geschrieben wurden, die ›Vertraulichen Informationen aus der Bundeskanzlei und den Bundesministerien‹.

Sie war ganz überrascht, wie gefragt diese Informationen in Bonn waren und wie schnell sich der Bezieherkreis erweiterte und vergrößerte. Sie war stolz auf ihren Erfolg, wenn er auch manchen Neid bei Kollegen erweckte, die sich mit gleichen Plänen befaßten.«

»Bart«-Schulz, damals noch Redakteur des »Parlamentarisch Politischen Pressedienst«, eines offiziösen Organs der SPD, versuchte alles, um Minen zu legen, die seine persönlichen Vorhaben hätten fördern können. Er wurde dann, als er PPP verließ, ihr härtester Konkurrent, der mit wesentlich anderen Voraussetzungen seinen privaten Dienst »Wirtschafts- und Sozialpolitik« zu gründen verstand; vorerst aber keinen größeren Erfolg erzielte, bis sich gewisse Hände spendabel für ihn öffneten.

»Mit Intrigen und Gerüchten über die fragwürdige Herkunft der Informationen versuchte man Susanne zu zwingen, den Dienst wieder einzustellen. Doch in Industrie- und Abgeordnetenkreisen wurden ihre Informationen inzwischen gern gelesen und gut dotiert.«

Als im Juli 1951 das Parlament in Sommerurlaub ging, war sie mitten im Aufbau ihrer Redaktion, die sie ganz in ihre Wohnung verlegt hatte. Die bevorstehende längere Trennung von Willy Brandt machte ihr Kummer, die Arbeit schenkte ihr aber Ablenkung und die Gewißheit, die Zeit der Trennung leichter zu überstehen. Beinahe aber wäre dieser, nur für einige Wochen bestimmte Abschied, ein endgültiger geworden.

In den Frühsommerwochen hatte Susanne bei Willy eine merkwürdige Verlegenheit festgestellt, deren Grund sie einfach nicht entdecken konnte. Ihre Fragen an ihn: »Warum?«, blieben unbeantwortet oder fanden nur ausweichende Antworten.

Willy bat sie dann, den letzten Abend mit ihm zu verbringen, bevor er die Stadt für den Sommer verließ. Eigentlich hätte er zwar zu seinen skandinavischen Freunden gehen müssen, deren Einladung er bereits angenommen hatte. Susanne sagte zu.

Sie machten einen kleinen Spaziergang am Rhein entlang. Als sie dann aber auf der Uferpromenade allzuviele Bekannte aus dem Bundeshaus trafen, flüchteten sie auf das Promenadendeck des »Knurrhahn«, ein Hotelschiff, das am Ufer, nicht weit von der Bastei, verankert lag.

Es war schön, dort oben zu sitzen und die kühle Abendbrise nach dem

heißen Sommertag zu spüren. Nur wenige Menschen saßen in so früher Abendstunde in den bunten Stühlen an Deck und so konnten sie sich ungestört unterhalten und wohl fühlen.

Susanne, die viele Eigenarten von Willy Brandt inzwischen kennengelernt hatte, und nicht alle der ihm eigenen Gesten liebte, merkte, daß er nervös immer wieder auf sein linkes Handgelenk schaute, an der er die Uhr verkehrt mit dem Ziffernblatt am Puls trug. Sie konnte sich seine Nervosität einfach nicht erklären und brachte sie in Zusammenhang mit dem Abschied und der Trennung, die ihnen bevorstand und für sie keine Möglichkeit aufwies, während des Sommers in Verbindung zu bleiben. Susanne hatte zu Hause noch kein Telefon, und Briefe konnten aus begreiflichen Gründen zumindest von ihr nicht an ihn geschrieben werden. Er hatte ihr das klargemacht, sie hatte es, was blieb ihr auch anders übrig, akzeptiert.

Wehmütig sprachen sie davon, daß es Herbst würde, bevor es ein Wiedersehen geben könnte. Ihre Gedanken kreisten noch einmal um alle Stunden, die sie in den letzten Monaten verbracht hatten. Ob Willy Brandt gewartet hatte, bis sie sich auf einem neutralen Boden befanden, der Susanne bei allem – was sie auch zu hören bekommen sollte – zwang, ruhig, wenn nicht gar lächelnd sitzenzubleiben oder ob es so etwas wie »Anständigseinwollen« beiden Frauen gegenüber, die er im Moment liebte, war, bleibt dahingestellt.

Willy sprach zum ersten Mal von seinem Familienzuwachs, der in den letzten Wochen eingetroffen war, und Susanne hörte zum ersten Mal von dem zweiten Sohn, der Lars hieß und dessen Vater Willy war.

Sie wurde sehr schweigsam, und die folgenden Stunden, die ohnehin schon beschattet waren, wurden noch trüber.

Als sie dann in der kleinen Wohnung von Susanne waren, löste die Überraschung und der damit verbundene Schmerz eine Tränenflut aus. Schluckend und schluchzend lag sie in seinen Armen und dachte, das Ende von allem sei gekommen. Willy hielt sie lange umschlungen, tröstete sie, bis sie ruhiger wurde und seinen Vorstellungen zugänglicher. Sie glaubte ihm dann, daß auch dieses Ereignis – dessen Ursprung vor ihrer Zeit lag – sich nicht störend oder hindernd auf ihre Verbindung auswirken könnte. Doch sie blieb sehr still und bedrückt, und die Trennung an diesem Morgen fiel beiden schwer.

Am Vormittag kam sie noch einmal in sein Büro im Bundeshaus, das er mit Berliner Kollegen teilte, die aber noch in der Fraktion waren. Verlegen, wie sie ihn nie gesehen hatte und von einer echten Schüchternheit – nicht die von ihm sonst so gern gespielte – befangen, hielt Willy zumeist

den Blick zu Boden gesenkt und sah sie nur immer blitzschnell von der Seite an. Sie wollten noch einen kleinen Spaziergang machen, da er bald nach Wahn fahren mußte. Susanne traf ihn dann hinter der Terrasse des Bundeshausrestaurants, und sie setzten sich auf eine Bank am Rheinufer.

Willy brachte ihr ein kleines Buch »Liebesgeschichten« mit, und redete auf sie ein, sie solle alles nicht so tragisch nehmen und am besten den Abend und seine Bekenntnisse vergessen. Es stünde nichts, gar nichts, zwischen ihnen und er könne sich eine Zukunft ohne sie überhaupt nicht mehr denken.

Sie nahmen endgültig Abschied voneinander, und Willy flog zurück nach Berlin.

Susanne schrieb ihm – trotz der Vereinbarung, keine Briefe zu schicken – nach einigen Tagen: »Ich denke, daß ich doch die Frau bin, die zu Dir paßt. Ich werde Verständnis und Geduld haben, auch wenn es mir nicht immer leicht fallen wird. Es wird das einzige Mal bleiben, daß ich die Haltung verloren habe.«

Willy antwortete Ende Juli 1951:

Liebe Susann!

Hab Dank für Deine lieben Grüße. Vor allem aber laß mich herzlich – und hoffentlich nicht verspätet – zum Geburtstag gratulieren. Vielleicht hast Du auch meinen Blumengruß erhalten – gern hätte ich ihn von einem heißen Geburtstagskuß begleiten lassen und Dir ganz in Deiner Nähe viel Gutes gewünscht.
Ich denke viel an Dich, Susann. Im übrigen aber – nimm mir's nicht übel und versteh es nicht falsch – halte ich nicht viel davon, daß wir uns Briefe schreiben. Du willst mir einfach nicht aus dem Kopf. Ich freue mich auch, von Dir zu hören. Aber es ist besser, einfach einen Gedankenstrich zu setzen.
Zum Ausruhen bin ich bisher kaum gekommen – zuviel Kleinkram. Hoffentlich hast Du nicht zuviel Ärger und statt dessen Erfolg in der Arbeit. Wenn das Wetter dort besser ist als hier, wünsch ich Dir auch ein bißchen Freude am schönen Rhein.
In der 1. Septemberwoche bin ich, wenn nicht alle Stränge reißen, wieder in Bonn. Wenn Du dann auch da bist, melde ich mich, und wenn Du für Bären noch was übrig hast, wirst Du es mich hoffentlich wissen lassen.
Laß Dir's gut gehen, Puma. Vergiß nicht ganz Deinen

Bär

Für Susanne verlief der Sommer 1951 verhältnismäßig ruhig. Nur ihre Kinder, die dann in Ferien nach Hause kamen, brachten zeitweise eine muntere Abwechslung. Sonst war sie mit dem Ausbau des Informationsdienstes beschäftigt. Sie stellte einen Werbeplan auf, der ihr neue Leser für den Dienst gewinnen sollte. Am 28. Juli 1951 erschien in der »Quick« ihr Bild im Zusammenhang mit einer Reportage über sogenannte »Lobbyisten«. Neben dem Industrie-Finanzier Heinrichsbauer, den Susanne bereits im sogenannten »Spiegel«-Ausschuß kennengelernt hatte, und anderen sah sie sich vor die Tatsache gestellt, zumindest zu dem Kreis der Lobbyisten – denen der Vorwurf gemacht wurde, sie wüßten aus der Politik Geschäfte zu machen – gerechnet zu werden. Durch den Bildtext wurde das auch nicht abgemildert. »Quick« schrieb: »Sie (Susanne) würde sich wehren, als ›Lobbyist‹ bezeichnet zu werden. Aber die VERTRAULICHEN INFORMATIONEN der charmanten Susann Sievers stehen bei einzelnen Abgeordneten in gutem Ansehen. Sie behauptet, ihr Material diene nur als ergänzender ›Hintergrund‹ und nicht der Propagandaauswertung.«

Neuer Ärger kam so auf sie zu. Er wurde von anderen gesteuert, in der Absicht, den Dienst zur Liquidation zu bringen. Die Bildreportage blieb auch an höchster Stelle nicht unbeachtet. Kritiken aus dem Bundeskanzleramt erreichten sie. Der Staatssekretär bat sie, einen neuen Titel für ihren Informationsdienst zu wählen, da der alte, der den Untertitel »aus der Bundeskanzlei und den Bundesministerien« führte, zu Mißdeutungen führen könnte.

Doch es gab bald Schwierigkeiten. Bonn war ein Nachrichtendschungel, und es schwammen zu viele Hechte im Informationsteich. Die Regierungsseite selbst wollte den Nachrichtenmarkt unter Kontrolle bringen: Susanne Sievers sah dies so:

»Staatssekretär Otto Lenz, der sich vordringlich um die Koordinierung der Informations- und Meinungsbildungsmittel der Regierung bemühte, stand auch zu den im Bonner Raum herausgegebenen Informationsdiensten in gutem Kontakt.

Ein Informationsministerium der Regierung war zwar geplant, lag aber noch in weiter Ferne. Vorerst war die Presse zumeist auf die Unterrichtung durch das Bundeskanzleramt angewiesen, wenn sie über die Arbeit der Exekutive etwas erfahren wollte. Hierdurch entstanden dann die ersten Kompetenzschwierigkeiten zwischen Staatssekretär Otto Lenz und Ministerialdirektor Herbert Blankenhorn.

Herbert Blankenhorn, der als Generalsekretär der CDU lange mit Dr. Adenauer in der britischen Zone politisch zusammengearbeitet hatte, war

zum persönlichen Referenten des Präsidenten vom Parlamentarischen Rat – der Vorinstitution des Parlamentes – avanciert und dann vom Bundeskanzler Adenauer als Ministerialdirigent ins Bundeskanzleramt geholt worden. Er war mit der Leitung der Verbindungsstelle zur alliierten Hohen Kommission beauftragt worden.

Im Frühjahr 1950 wurde er dann Ministerialdirektor und Leiter der Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten. Blankenhorn hatte nicht vor, seine starke Position im Bundeskanzleramt von Otto Lenz beeinträchtigen zu lassen. Er war allgemein in Bonn als der härteste Antagonist von Otto Lenz bekannt, dessen Erfolg und Einfluß beim Bundeskanzler ihm abträglich für seine eigene Gunst erschien.

Herbert Blankenhorn versuchte, über seinen Freundeskreis einen Informationsdienst aufzuziehen, der von ihm aus dem Hintergrund hätte gelenkt werden können. Ein guter Bekannter von ihm war Gary Lewy, der sich frühzeitig in Bonn niedergelassen hatte und sich ein Büro einrichtete im gleichen Haus, in dem auch Dr. Hermann Pünder, der frühere Oberdirektor des Frankfurter Wirtschaftsrates, und jetzige CDU-Bundestagsabgeordnete ein Büro unterhielt, das die Abwicklung dieser ehemaligen bizonalen Dienststelle durchzuführen hatte.

Die Funktion des Büros Lewy war nicht für alle klar ersichtlich. Lewy vertrat angeblich bestimmte jüdische Kreise und ihre Interessen hinsichtlich einer Wiedergutmachung durch die Bundesrepublik. Lewy fuhr oft zu Blankenhorn nach Honnef, wo dieser am Menzenberg ein sehr hübsches Haus bewohnte.

Susanne, die Lewy über dessen Tochter Anita kennengelernt hatte, erfuhr von dem geplanten Unternehmen, einen Informationsdienst zu gründen und herauszugeben und versuchte, mit ihrem eigenen Dienst dort einzusteigen, um allen weiteren Anfeindungen mit einem kräftigen Rückhalt entgegentreten zu können.

Durch die Indiskretion ihres Mitarbeiters Hinterholzer, den sie in weiser Voraussicht sowieso nur andeutungsweise unterrichtet hatte, wurde dieser Plan nicht nur falsch, sondern auch noch in der als sozialdemokratisch bekannten Zeitung »Westfälische Rundschau« publiziert. Die Folge war, daß alle von Susanne geführten Gespräche und Verhandlungen wie auch das Unternehmen selbst ins Wasser fielen.

Sie mußte sich also nach einer anderen Hilfe umsehen, die ihren Dienst festigen und ausbauen sollte. Sie bemühte sich also mit Otto Lenz in ein Gespräch zu kommen, um über ihn Subventionen zu erhalten, die vielen ähnlichen Unternehmungen bereits gewährt wurden. Vorerst änderte sie wunschgemäß den Titel des Dienstes und nannte ihn »Bonner Informa-

tions Briefe« (BIB).

Am 30. August 1951 schreibt Willy Brandt an Susanne:

Liebe Susann! *Berlin, den 30. 9. 51*

Ein Bär grüßt und teilt in aller Form mit, daß er den Sommerschlaf abzubrechen und am kommenden Montag am Rhein für ein paar Tage aufzukreuzen denkt: 16.00 ab hier nach Wahn, in ein Büro, in dem einige Unordnung zu herrschen scheint: Dein Brief (mit Bild) vom 15. Juli ist hier glücklich am Montag dieser Woche gelandet.
Es wäre nett, wenn Du Zeit und Lust hättest, dem Bären Montagabend bei einer Flasche Wein Gesellschaft zu leisten. Falls ja, bin ich 21 Uhr an bekannter Stelle in Godesberg.
Aber wirklich nur, wenn Du magst. Bis, hoffentlich, Montag sehr herzlich

Dein Bär

Ein kleines Geschenk, ein Berliner Bär, als Maskottchen gedacht, trifft ebenfalls in Bonn ein. Doch der Plüschbär, wie später auch der »Willybär«, treffen Susanne nicht in Bonn an. Sie war zur Leipziger Messe gefahren und hatte seinen Brief und das Anbringsel nicht erhalten.

Willy wartet am von ihm vorgeschlagenen Ort vergeblich auf sie und erfährt später – nachdem er sich in ihrem Büro unauffällig erkundigt hat – wo sie sich zur Zeit befindet.

Am 5. September 1951 kommt sein nächster Brief aus Berlin:

5. 9. 51

Meine liebe Susann!

Tatsache: Bonn ist – war diesmal – viel trister als ich gedacht hätte.
Mein Hauptgedanke: daß Dir nichts Unangenehmes zugestoßen sein möge!
Im übrigen: bei Streng habe ich von 9 bis 1 die Stellung gehalten – was blieb mir übrig, als mich langsam aber gründlich vollaufen zu lassen?
Und schließlich: Sonntag komme ich, wenn nicht alle Stränge reißen, wieder. 10.45 an Düsseldorf. Ab 14 oder 15 Uhr Sitzung in Bonn, von der ich nicht weiß, wie lange sie dauern wird. Aber wie wäre es mit Sonntag 21 Uhr bei Streng? Falls meine Sitzung dann noch dauert, komme ich jedenfalls vorbei und gebe Bescheid.

Herzlichst Dein Bär

Sie treffen sich am Sonntag bereits vor »Streng« auf der Straße und fallen sich vor Freude in die Arme. Als sie dann im Lokal sitzen, sprudelt Susanne über vor Neuigkeiten. Sie erzählt alles, was sie inzwischen in Bonn erlebt und welche Sehnsucht sie nach ihm gehabt habe. Dann schildert sie lachend ihr Abenteuer, das sie in Leipzig erlebt hat. Durch einen der üblichen Tricks, der extra für die Messe in Leipzig verstärkt amtierenden Sicherheitsdienstleuten der Zone, war sie mit ihrem westdeutschen Begleiter zu einer Vernehmung geführt worden, um Rechenschaft abzulegen, was der Grund ihres Aufenthaltes in Leipzig sei. Susanne, ahnungslos und unverzeihlich dumm handelnd, war sich der Gefahr, die hinter ihr stand, nicht bewußt.

Vom Sicherheitsdienst, wie von den grausamen und oft fingierten Verhaftungen, Verschleppungen und Verurteilungen in der Zone hatte sie bisher nur am Rande der Bonner politischen Ereignisse gehört. Da sie selbst keine Angehörigen unter der sowjetischen Besatzungsmacht in der Zone wohnen hatte, war sie, wie so viele Westdeutsche, über das schwere Schicksal der Menschen in der Zone nur mangelhaft informiert. Daß es dort nach dem Kriege noch die gleichen KZs gegeben hatte wie unter Hitler, die dann zwar 1950 aufgelöst, aber die Opfer dieses Terrors statt nach Hause in die berüchtigten Zuchthäuser der Zone geworfen wurden, wo sie nun unter der Knute von zumeist sächsischen Bütteln weiterschmachten mußten, war ihr nicht bekannt.

»Als es in ihrem törichten Kopf langsam dämmerte und sie sich der Gefahr, in der sie schwebte, bewußt wurde, reagierte sie vorsichtiger. Sie erklärte sich einverstanden, ein Abonnement mit einer ›Wirtschafts-Organisation‹ auf Lieferung der ›Bonner Informations Briefe‹ abzuschließen und diese an eine Adresse in Westberlin zu liefern. Unerfahren mit den Methoden der kommunistischen Taktik und in der Überzeugung, nichts Unrechtes zu tun, da ja auch die im Deutschen Bundestag vertretenen KP-Mitglieder die gleichen Möglichkeiten hatten wie sie selbst, die Informationen zu erhalten, erkannte sie nicht die Fußangeln, die man ihr mit dieser vorerst noch harmlosen Abmachung gelegt hatte.«

Willy Brandt, der durch seine jahrzehntelange Tätigkeit in der Konspiration und den damit verbundenen Erfahrungen besser unterrichtet sein mußte, schwieg und warnte Susanne nicht – ja, er glaubte ihr nicht so recht, dieses »Abenteuer« erlebt zu haben.

Sie führten in den vergangenen Monaten – und sollten es noch verstärkt in der künftigen Zeit tun – viele politische Gespräche. Mittelpunkt dieser Unterhaltungen aber waren ständig die parteiinternen Auseinandersetzungen, mit denen Willy zu kämpfen hatte, und die sozialdemokratische

Politik schlechthin.

Zweiter Gesprächsstoff war der Ausbau und die Vervollkommnung von Susannes Dienst und ihre Informationssammlungen. Sie kannten keine Geheimnisse voreinander und erzählten sich auch offen ihre Wünsche, Pläne und Ziele. Nur so ist es auch zu verstehen, daß im Frühjahr 1952 die »Bonner Informations Briefe« während der Senatskrise in Berlin meldeten, Willy Brandt sei der vorgesehene und fähigste Nachfolger Ernst Reuters als »Regierender Bürgermeister« von Berlin.

Der Herbst 1951 brachte für Willy bis in den Winter hinein verstärkte Angriffe innerhalb der Bonner Parteizentrale.

Auch die gleichzeitige Verhärtung der Berliner SPD-Angriffe wurde spürbar. Willy war in diesen Wochen von einer kaum noch auszuhaltenen Reizbarkeit. Die ständige Abwehrstellung, in der er sich befand, rieb ihn fast auf. Er klagte einmal Susanne gegenüber, daß er das Gefühl habe, auf einem Teppich zu stehen, den ihm noch unbekannte Hände bereits unter den Füßen wegzuziehen versuchten.

Seine Augenlider waren meist hektisch gerötet und die Stimme noch belegter und kaum verständlich. Der Mund, verkniffen und verbittert herabgezogen. Seine Stirn von einer Falte gefurcht, die die Augenbrauen als spitze Winkel in seinem Gesicht stehen ließen. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, schaute er verbissen und grimmig vor sich hin. Im Plenum rutschte er noch tiefer in seinen Stuhl, und man merkte sein Desinteresse an den Dingen, die um ihn herum vor sich gingen. Noch intensiver hielt er die Augen gesenkt, wenn er mit anderen sprach und suchte mit den Blikken unruhig einen nicht vorhandenen Gegenstand auf dem Boden, so, als ob er Angst hätte, das Spiegelbild seiner Gedanken wäre in ihnen zu finden.

Hastig und zerfahren wiederholte sich in stupider Gleichförmigkeit die Geste, auf die von ihm umgekehrt getragene Uhr zu schauen. Diese »markierte« und »sehr leicht mißverständliche« Angewohnheit, das Zifferblatt der Armbanduhr auf der Innenseite des Handgelenks zu tragen, hat Willy Brandt schon manchen sarkastischen Seitenhieb und Spott eingebracht. Es war auch ein ständiger Kummer von Susanne, die von irgendeinem der vielen Gerüchte um Brandt aus der Emigration gehört hatte und daher immer wieder versuchte, ihm das Versprechen abzuringen, die Uhr richtig zu tragen und damit den Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen. Natürlich hielt er nie sein Versprechen oder nur für wenige Stunden; dann lag das Zifferblatt wieder an der alten Stelle. Eine ihm seit der »losen« Zeit der Emigration liebgewordene Angelegenheit.

Jäher Stimmungswechsel und eine körperliche Verkrampfung waren

die Zeichen seines Tiefstandes. Das stereotype Lächeln, das er aufzusetzen wußte, sobald er sich beobachtet glaubte, konnte zumindest Susanne nicht täuschen. Die Stunden, die sie zusammen verbrachten, wurden oft zur Qual und bestanden eigentlich nur aus Trinken, weil er sie zwang, mitzuhalten. Willy stand in dieser Zeit sozusagen mit dem Korkenzieher auf, und sein Atem roch ständig nach Alkohol und den hastig inhalierten zahllosen Zigaretten, die er halb aufgeraucht wegwarf und durch eine neue ersetzte. Seine Zähne nahmen nun auch noch eine häßliche gelbe Färbung an, und der gleiche Nikotinbelag ließ seine Hände ungepflegt erscheinen. Es war ihm alles gleichgültig. Er fand aus dem Labyrinth seiner Verzweiflung nicht mehr heraus. »Du bist feige«, beschimpfte ihn Susanne, die aufgebracht darüber war, daß er nicht mehr kämpfen wollte.

Vergebens bemühte sie sich, an die eigentlichen Ursachen dieser Niedergeschlagenheit, die sie sich einfach nicht erklären konnte, heranzukommen. Doch seine Versuche, ihr seine Vergangenheit, die im wesentlichen Ansatzpunkt für seine Gegner geworden war, zu erzählen, blieb bald stecken. »Ich brauch was zu trinken, mein Mädchen!« waren oft die einzigen Worte, mit denen er sie begrüßte, wenn er kam und mit denen er auch in Schlaf sank. Susanne, die sich vor jedem anderen Mann geekelt haben würde, wenn er nur halb soviel getrunken hätte, beschwor ihn immer wieder, vernünftig zu sein. In ihren Augen blieb Willy Brandt, auch wenn er sich noch so betrank, immer noch vollkommen und liebenswert. Die Zwiespälte und Widersprüche im Wesen dieses Mannes richteten in ihrem Gemüt und in ihrer Liebe zu ihm keine Verwirrung an. Sie meinte ihn besser zu verstehen als alle anderen und war davon überzeugt, daß man ihm Unrecht tat. Deshalb wurde sie von den gleichen feindlichen Gefühlen beeinflußt, die auch ihn beherrschten. Nur konnte er sie geschickter verbergen, und sie schaffte sich viele Feinde im Parlament, wenn sie tagsüber bissige und – nach ihrer Meinung – berechtigte Kritik gegenüber bestimmten Kreisen äußerte.

»Die Gründe, die zu der Krisis führten, in der sich Willy Brandt seit Monaten befand, waren in den harten parteiinternen Auseinandersetzungen in der Berliner SPD zu suchen.«

Reuter und mit ihm seine politischen Freunde standen im Mittelpunkt heftiger Kritiken wegen der Frage Bund-Berlin und einer Weiterführung der »Großen Koalition« in Berlin. Reuter drohte gegenüber Bonn mit seinem Rücktritt und seiner Partei gegenüber mit unmißverständlichen Worten.

Die erheblichen Schwierigkeiten, mit denen Reuter in seiner Partei zu kämpfen hatte, waren jedoch nur zum Teil durch sachliche Meinungsver-

schiedenheiten bestimmt. Weitgehend beruhten sie auf der chronischen Spannung zwischen Reuters Persönlichkeit und dem parteiorganisatorischen Betrieb. Auf dem Ende Oktober stattfindenden Parteitag gelingt es dann Ernst Reuter mit überzeugenden Argumenten eine klare Entscheidung zu seinen Gunsten zu erzielen: Man spricht ihm das Vertrauen aus.

»Die Angriffe und das Parteiengekläff aus sozialdemokratischen Kreisen gegen Ernst Reuter wurden zwar nicht eingestellt, aber vorerst nicht mehr so offen ausgetragen. Um so mehr stürzte man sich auf den Freundeskreis um Reuter. Willy Brandt geriet in das Sperrfeuer erneuter Polemik. Seine Rivalität zu Franz Neumann, dem es längst deutlich geworden war, mit welcher Zielstrebigkeit Willy Brandt ihm seine ›Star-Position‹ innerhalb der Berliner SPD abzujagen trachtete, setzte ihn auch in Bonn weiter aufs Eis. Während der Streitigkeiten innerhalb der Berliner SPD um die Bundespolitik hatte sich Dr. Schumacher an die Seite Reuters gestellt, ohne damit aber auch Willy Brandt näher heranzuziehen oder gar zum Kontaktmann zwischen ihm und Reuter zu dulden. Im Gegenteil! Er schloß ihn so offensichtlich aus den Besprechungen und Verhandlungen mit Reuter, die dieser persönlich in Bonn führte, aus, daß diese Brüskierung noch verletzender als alles bisherige für Willy Brandt war.

Brandt war darüber um so betroffener, als er sich doch jahrelang seiner Ansicht nach als Berliner Verbindungsmann zum Parteivorstand bestens bewährt zu haben glaubte.

Kurt Schumachers Einstellung ihm gegenüber aber blieb hart und unversöhnlich. Brandts Gegnern war es gelungen, das Ohr des Parteivorsitzenden zu finden. Franz Neumann, der treueste Gefolgsmann Schumachers aus den parteiinternen Kämpfen um 1945/46 – als es galt, den Bestrebungen nach einer Verschmelzung der SPD mit der KPD entgegenzutreten – war ›der‹ Berliner Mann für Schumacher. Wer Neumann angriff, hatte mit seinem starken Willen und der Konsequenz einer Isolierung durch Schumacher zu rechnen.«

Am 3. Januar 1952 schreibt Willy Brandt an Susanne:

3. 1. 52

Meine liebe Susann!

Ich weiß nicht, ob Du diesen Brief überhaupt noch lesen willst, nachdem ich mich so lange ausgeschwiegen habe. Tatsache ist, daß ich nicht wußte, was mit Dir sei – ob Du vielleicht überhaupt nicht heil aus Düsseldorf nach Bonn zurückgekommen seist.

Grund zu diesem Rätselraten? Du hattest mir einen Brief zum Geburtstag angekündigt. Aber es kam keiner, nicht vor Weihnachten und nicht nach Weihnachten. Weiteres, in einer Sitzung brachte man mir Dein Paket, über das ich mich wirklich sehr gefreut habe, das mich aber auch etwas beschämt hat.
Weiß Gott, welcher Freund, das Paket so lange zurückgehalten hat. Am Sonnabend vor Weihnachten hatte ich übrigens noch versucht, Dich telefonisch zu erreichen. Aber es kam keine Verbindung zustande. Da ging es also wie schon mal zuvor, daß ich mir alle möglichen Sorgen um Dich machte – Sorgen, die – wie ich nun hoffen darf – keine eigentliche Berechtigung hatten.
Meinerseits habe ich allerdings noch andere echte Sorgen gehabt. Wir müssen darüber sprechen. Hoffentlich werde ich Dich nicht traurig stimmen. Bevor wir uns sehen, möchte ich Dir aber schon auf diesem Wege sehr, sehr herzlichen Dank für Deine Geschenke sagen. Ich möchte Dir lieber mal, wenn Du es gar nicht erwartest, eine Überraschung bereiten. Bevor ich Dich wiedersehe, möchte ich Dir auch – wie es sich so gehört, ich habe einige Tage lang fast nichts anderes getan! – nochmals alles Gute und viel Glück im neuen Jahr wünschen.
Ich schreibe diese Zeilen während einer Sitzung des Abgeordnetenhauses – nachdem ich eine schlechte Rede gehalten habe, während ich auf eine gute vorbereitet war. So kann's gehen.
Jedenfalls hat mich nichts daran hindern können, immer wieder an Dich zu denken und Dir viele gute Gedanken zu widmen.
Wenn der Wettergott es will, komme ich am 8. vormittag nach Düsseldorf, bleibe aber nur bis Donnerstag mittag in Bonn. Es wäre schön, wenn wir uns am Dienstag sehen könnten. Jedenfalls werde ich gegen 19 Uhr in meinem Büro sein.
Bis dahin viele Grüße und noch etwas mehr!

Dein Bär

Susanne hatte sich im vergangenen Herbst einen kleinen, grünen Personenwagen gekauft, der ihr die Möglichkeit gab, nun auch Willy Brandt ständig vom Flughafen in Köln/Wahn abzuholen wie auch hinzubringen, wenn er wieder nach Berlin zurückflog. Wenn das mitunter auch sehr umständlich und zeitraubend war, da die Berliner Maschine oft wegen Nebel und Landeschwierigkeiten Verspätung hatte, so war sie doch davon nicht abzuhalten. Sie wollte ihn bereits in den ersten Minuten seines Eintreffens im Bonner Raum begrüßen. Wahrscheinlich einem inneren Bedürfnis folgend, jede Minute bei ihm zu sein und wenn es auch bloß für eine kurze

Autofahrt zwischen dem Flughafen und Bonn war.

Ernst Reuter, der im Frühjahr 1952 oft gezwungen war, nach Bonn zu fliegen, benutzte häufig die gleiche Maschine wie Willy Brandt. Das führte dazu, daß ihm Susanne und ihr »Abholdienst« längst bekannt waren. Susanne wartete im Wagen – den sie vor dem Flugplatz parkte – auf Brandt, weil sie ihn nicht unnötigen Fragen seiner Berliner Kollegen ausgesetzt sehen wollte. Von Willy hörte sie dann aber immer wieder, daß Reuter sie bereits aus dem Flugzeug entdeckt hatte und Willy darauf aufmerksam machte, daß das »gelbe Mützchen« wieder auf ihn warte. Susanne trug zu der Zeit mit Vorliebe eine kleine gelbe Strickkappe – wohl, weil sie wußte, daß die Mütze ihr gut stand. Aber es störte sie nicht. Sie bewunderte die Person Ernst Reuters und war von seiner Haltung so beeindruckt, daß der Spott dieses Mannes für sie eine Ehre war, weil er überhaupt von ihr Notiz nahm.

Das Verhältnis zwischen Brandt und Susanne war immer inniger und fester geworden. Zwangsläufig kamen sie in ihren Gesprächen auch auf die Zukunft und seine Ehe mit Rut zu sprechen.

Willy hatte ihr einmal ein Bild von Rut mit den beiden Jungen gezeigt, das aufgenommen wurde, als der jüngste erst einige Wochen alt war. Als Susanne sagte: »Ich habe mir Rut eigentlich ganz anders vorgestellt«, meinte er, es wäre eigentlich von ihm nicht ganz fair, gerade diese Aufnahme zu zeigen, da Rut nicht besonders gut getroffen sei.

Es liegt wohl in der Natur jeder Frau, neugierig zu sein. Mit Susanne war das nicht anders. Sie fragte ihn über Rut und auch seine früheren Liebesaffären aus. Zum ersten Male hörte sie, daß Willy schon einmal verheiratet und vorher lange mit einer anderen Frau in der Emigration zusammengelebt hatte, die ebenfalls allgemein als seine Frau angesehen worden war.

Er erzählte ihr von seiner Tochter Ninja, die bei Carlota, seiner früheren Frau in Oslo lebte: »Meine erste und meine zweite Frau waren Freundinnen und haben sich in Stockholm kennengelernt«, erklärte ihr Willy; »sonst habe ich wohl zahllos oft geglaubt, verliebt zu sein, und es war dann doch nur ein triebhaftes Gefühl, das aufflammte und nach der Erfüllung wieder verlosch«, wußte er alle anderen Episoden zu erklären und entschuldigen.

Das war wohl der Augenblick, wo auch Susanne etwas Angst um die Zukunft bekam und ihn fragte: »und wann legst Du mich ab?« Aber seine Antwort: »Ich kann mir eine Zukunft ohne Dich nicht mehr vorstellen«, beruhigte sie wieder, und lachend frotzelte sie ihn mit seinen früheren Erlebnissen: »alle Männer sind wie kleine prahlende Jungen, wenn sie von

ihren Eroberungen erzählen.« Sie verspürte keine Eifersucht mehr auf die Vergangenheit, weil er ihr glaubhaft zu machen verstand, daß sie nun der einzige Mensch war, dem er sich enger verbunden fühlte, den er aufrichtig liebe.

Ist Rut eifersüchtig?« wollte sie noch wissen. »Ich lasse ihr selbst viele Freiheiten, und das mildert wohl meine Ablehnung, sie mit nach Bonn zu nehmen, was sie oft möchte«, antwortete Willy.

Tatsächlich brachte er in all den Monaten, die er mit Susanne bisher verbracht hatte, seine Frau Rut nicht einmal mit nach Bonn. Viele Frauen der Abgeordneten interessierten sich dafür, wo und wie die Männer lebten und waren bemüht, wenigstens an dem gesellschaftlichen Leben – das langsam in Bonn aufblühte – teilzunehmen, das ihnen aufgrund des Bundestags-Mandates Eingang in alle Kreise verschaffte.

»Wenn ich Berlin verlasse, ist es für mich so, als ob ich auch meine Ehe mit Rut hinter mir lasse. Sobald ich Dich in Bonn wiederhabe, gibt es nur eine Frau für mich, das bist Du, Puma!«

Willy wußte, mit welcher Liebe Susanne an ihm hing. Was er als gebundener Mann dafür geben konnte, war nicht viel. So sollte sie wenigstens nicht auch noch durch die Gegenwart Ruts in Bonn gefühlsmäßig bedrängt werden. Deshalb blieb Willy Brandt auch dem Presseball, der zum ersten Mal im Kurhaus in Bad Neuenahr stattfand, fern.

Ohne Rut konnte er nicht kommen, weil sie sich den Ball niemals hätte entgehen lassen wollen. Mit ihr zusammen in der Gesellschaft Susanne zu begegnen, wäre ihm nach seinen eigenen Worten denn doch zu arg geworden. Vielleicht fürchtete er aber auch die Randbemerkungen bestimmter Freunde, die dieser »pikanten« Begegnung gewiß viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten.

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß Brandt mit der Zeit immer offener über seine Schwierigkeiten mit Rut sprach. Bestimmte Ereignisse in seinem Privatleben fanden ihren Niederschlag auf sein Verhalten in Bonn. Er war oft veränderlich wie das Wetter. Er konnte so voll Charme und Zärtlichkeit stecken, um dann wieder mit plötzlicher Gleichgültigkeit Susanne aufs tiefste zu verletzen und zu kränken.

Immer wenn es in Berlin zu Reibereien gekommen war – und nach seinen Worten war Rut eine sehr temperamentvolle Frau –, flüchtete er in die kleine Wohnung von Susanne. »Es tut gut, bei Dir zu sein. Hier ist alles friedlich, und Deine Anständigkeit habe ich eigentlich nicht verdient«, sagte er dann.

Trotzdem konnte er Versuchungen, die in bestimmten Richtungen lagen, genauso wenig widerstehen wie früher.

Als Susanne einmal für einige Tage nach Hamburg gefahren war und Willy die Tage allein in Bonn verbringen mußte, schreibt er später auf einem Abgeordneten-Briefbogen des Deutschen Bundestages:

Liebe Susann! *Frankfurt, 24. 2.*

Du wirst staunen, von mir aus Frankfurt zu hören: Ich war bis Freitagmittag in Bonn, habe abends in Baden-Baden gesprochen und fliege heute abend, so der Wettergott es will, zurück.
Es war in der Tat traurig, von Dir nur Geschriebenes in Bonn anzutreffen. Der Brief der Vorwoche war übrigens zunächst gar nicht aufzufinden. Armes Puma, das vergebens im Kino wartete! Ich bemühte mich – zunächst nur mit Teilerfolg – die Erkältung loszuwerden, die inzwischen in Fieber ausgeartet war. Aber von etwas Ernstem konnte nicht die Rede sein.
Hoffentlich ist es Dir in Hamburg gut gegangen. Ich habe in Bonn vorgehabt, viel Zeit zum Ausschlafen zu verwenden. Aber Donnerstag wurde daraus dann doch ein Bummel mit meinem norwegischen Freund, mit Frühlandung im Carlton, wo ich natürlich wieder auf Euler und Kerweine stieß. Du hattest recht mit Deiner Vermutung: in der kommenden Woche ist Plenar. Ich rechne damit, daß ich am 4. mittags wieder nach Bonn komme. Es wäre schön, von Dir ein Lebenszeichen vorzufinden. Aber du weißt: Hundertprozentige Gewißheiten gibt es bei meinen Reiseplänen nie.
Was Du mir geschrieben hast, hat mich gefreut. Was meine Antwort ist, werde ich Dir hoffentlich bald sagen können. Heute nur als Zwischenbescheid: Ich denke noch immer eine »Masse« an Dich und habe Dich, glaube ich, etwas zu gern. Gerade jetzt erfüllen mich nur schöne Gedanken, ich möchte Dir gerne einen Kuß geben – nein, nicht nur einen.
Laß Dir's gut gehen, liebe Susann, Auf Wiedersehen, und denke mal an

Deinen Bär

Der norwegische Freund war Susannes beste Freundin gewesen. Das stellte sich aber erst viel später heraus, und die Nacht war nach dem »Carlton« auch noch nicht zu Ende gewesen!

Willy, der oft davon sprach, Susanne mit zu seinen skandinavischen Freunden in Godesberg zu nehmen, fand bei ihr nicht viel Entgegenkommen. »Ich bin lieber mit Dir allein, da muß ich mich doch nur verstellen, und das mag ich nicht.«

Auch zu seinen amerikanischen Freunden ging sie nicht mit. Ein direkter Grund für diese ablehnende Haltung war eigentlich nicht vorhanden. Nur konnte sie sich nicht seiner Meinung anschließen, daß während dieser Besuche der konventionelle Zwang eingehalten werden müsse.

Willy hatte Gründe, seine Liebe vor anderen zu verbergen und seine Gefühle für sich selbst zu behalten. Susanne dagegen gehörte zu jenen Frauen, die stets wünschen, sich offen zu ihrer Liebe zu bekennen – auch wenn dies in der Gesellschaft oft Mißfallen erregte. Sie lehnte jede Verstellung ab. Dann wollte sie lieber mit ihm ganz alleine bleiben.

So zogen sie es auch weiterhin vor, lieber in der Wohnung von Susanne allein zu sein oder möglichst Lokale in der Umgebung von Bonn aufzusuchen, in denen nur bestimmte Freunde – wenn überhaupt – anzutreffen waren, die ihre Verbindung längst erkannt hatten und tolerierten.

Im Januar beschlossen sie an einem besonders heiteren und zärtlichen Abend eine kleine Reise zu unternehmen, womit der größte Wunsch von Susanne in Erfüllung gehen sollte. Aber der Plan konnte nicht verwirklicht werden. Zeitmangel war bei Willy der eine Grund, der andere war, daß er telefonisch erreichbar bleiben mußte. Er konnte es nicht so einrichten, daß sein Aufenthalt in dem von ihnen vorgesehenen Schwarzwald durch eine offizielle Begründung ermöglicht wurde.

Um Susanne zu trösten, die sehr traurig über das Scheitern dieser Reise war, wollten sie wenigstens einmal 24 Stunden außerhalb Bonns gemeinsam verleben. Sie beschlossen also eine neue Reise – ebenfalls ins Gebirge – in das vier Kilometer von Bonn entfernte Siebengebirge.

Susanne freute sich wie ein Kind und packte, um das Gefühl zu haben, eine richtige große und lange Reise zu unternehmen, den Koffer. Sie erhofften sich von diesem Ausflug viel Spaß.

Der Beginn der Eintage-Reise war allerdings dann etwas trübe. Susanne holte Willy am Abend im Bundeshaus ab. Er mußte von seinem Büro aus noch einmal mit Berlin telefonieren. Sie gingen deshalb auf die obere Etage des Seitenflügels, in dem sein Zimmer lag. Sie waren allein. Willy telefonierte mit Rut, und dabei sprach er norwegisch. Susanne, die neben seinem Schreibtisch saß, nahm ihm das sehr übel in der Annahme, daß es sich um »Bettgeflüster« handelte, das nicht für ihre Ohren bestimmt sein sollte. »So ein Unsinn!«, sagte Willy beschwörend zu ihr, »wir sprechen nur norwegisch zu Hause, und es waren alles andere als Freundlichkeiten, die ich Rut sagte.«

Susanne erschien es unmöglich, daß das Ehepaar Brandt nur norwegisch sprechen sollte, wenn man allein zu Hause war. Und sie ging mit gekrauster Stirn zum Wagen. Willy war es dann, der während der Fahrt nach

Mehlem, wo man die Fähre nach Königswinter nehmen wollte, Susannes Einsilbigkeit mit eigenen lebhaften Erzählungen zu überbrücken dachte, trotzdem es ihm aus anderen Gründen gerade jetzt schwer fiel, lebhaft zu sein.

Als Susanne am frühen Morgen Willy in Wahn von der Berliner Maschine abgeholt hatte, stellte sie fest, daß er ziemlich mitgenommen aussah. Auf ihre spöttischen Bemerkungen, ob er zum Ausschlafen nach einem anscheinend sehr anstrengenden Wochenende in Berlin jetzt nach Bonn gekommen sei, wies Willy auf die hinter ihm liegenden turbulenten Sitzungen des Berliner Abgeordnetenhauses hin. Nun, auf der Fahrt in den »Tag zu Zweit« dachte er sie mit Einzelheiten aus diesen Sitzungen wieder in die frühere gute Laune zurückzuversetzen. Er schilderte ihr die immer deutlicher werdenden Gegensätze innerhalb der SPD in Berlin und die Machtkämpfe, die sich im Untergrund abspielten. Er erweckte auch jetzt wie immer ihr lebhaftes Interesse, weil sie sich für alle Geschehnisse, die in Zusammenhang mit ihm standen, erwärmen konnte. Sie war selber ehrgeizig genug, um auch für seinen sehr stark entwickelten Hang in der Richtung das nötige Verständnis zu haben.

So waren sie, als die Fähre in Königswinter landete, doch bereits wieder in einer sehr angeregten Unterhaltung.

Die erste Reiseunterbrechung erfolgte am »Tubak«, einem alten rheinischen Wirtshaus in Königswinter, das sie schon öfters besucht hatten, um in der gemütlichen Enge der holzgetäfelten Stube Steinhäger mit Schinken zu trinken und zu essen und dabei die anderen Gäste zu beäugen, was ihnen viel Spaß gemacht hatte. Nun tranken sie schnell einen Steinhäger und schluckten mit den eiskalten Tropfen auch die restlichen Schatten, die noch zwischen ihnen lagen, herunter. Willy genehmigte sich im Herausgehen schnell noch ein Glas, und weiter ging's in Serpentinen den Weg hinauf zu der Höhe, auf der der »Margarethenhof« lag, wo »Herr und Frau Sievers« angemeldet waren und bleiben wollten.

Es war kein Licht mehr zu sehen, als sie in tiefer Dunkelheit den Wagen auf dem Parkplatz des Hotels abstellten, und sie hatten schon Bedenken, ob sich die Türe des Hotels noch für die späten Gäste öffnen würde.

Willy gähnte zum ersten Mal, als er in Ermangelung eines Hausdieners das Gepäck selber tragen mußte. Auf mehrere Koffer hatte Susanne bestanden. Sie wollte den Eindruck einer »Durchreise« erwecken und sich selbst damit die Illusion vorgaukeln, nach diesem Tag würden noch andere Reisetage folgen.

Der Januar, wenn er keinen Schnee bringt, ist für die Hotels im Siebengebirge eine tote Zeit. Zumeist verschlossen oder nur teilweise geöffnet,

warten sie auf die ersten sonnigen Frühlingstage, die auch den ersten Besucherstrom brachten.

Sie standen aber nicht allzu lange am Office, bis sich ein Hausgeist einfand und sie begrüßte. Nach den üblichen Formalitäten brachte er sie in ihr Zimmer. Doch sie wollten noch nicht schlafen gehen. Sie wollten noch essen und Willy hatte Durst. Die zwei Steinhäger hatten Appetit auf mehr gemacht, und er fühlte sich auch sehr abgespannt und wollte sich auffrischen. Sie waren die einzigen Gäste im Hotel. Die Küche hatte bereits geschlossen. Es gab nichts mehr zu essen – es gab nur noch eine Flasche Wein, die im Salon von einem müden Oberkellner serviert wurde, dem sie die Nachtruhe wegnahmen. Wenigstens stand das auf seinem vorwurfsvollen Gesicht geschrieben.

Sie hätten also doch noch im »Tubak« essen sollen und mit der nötigen Bettschwere in die Höhe zum »Margarethenhof« fahren sollen, meinte Willy mißmutig, als es für ihn nichts Besseres mehr zu trinken gab. »Ich hätte doch daran denken und selbst etwas einpacken sollen«, klagte Susanne und machte sich Vorwürfe. Sie wußte, wie abhängig Brandt von bestimmten Dingen war, wenn er ein unterhaltsamer und charmanter Partner sein wollte.

Der Ober gähnte erst noch versteckt, dann immer offener, und Willy schlief fast in seinem Sessel ein.

»Mit Dir zu verreisen, das macht keinen Spaß«, stellte Susanne enttäuscht am frühen Morgen fest, als Willy aus seinem tiefen Schlaf erwachte. Mit roten Ohren murmelte er etwas von der Höhenluft, die ihm anscheinend nicht bekommen wäre.

Resigniert packte man die Koffer und fuhr wieder nach Bonn zurück, ohne den Tag im »Margarethenhof« zuEnde zu bringen, wie es eigentlich noch geplant war.

Willys Eitelkeit mag an dem Tag etwas gelitten haben, denn Wochen später, am 13. März, schreibt er ihr:

Liebe Susann,

heute morgen kam Dein zweiter Brief.
Gestern abend hatte ich, bevor ich nach Godesberg fuhr, versucht, Dich telefonisch zu erreichen. Du warst leider nicht zu Hause, aber ich hoffe, daß Du meinen Gruß erhalten hast.
Schade, daß Dich das gute Wetter im Stich läßt. Hier ist es auch ziemlich mies.

Ich hatte Dir wohl schon erzählt, daß ich mich am Montag mit Otto-Heinrich und anderen »Sachverständigen« auf eine Sektreise begebe. Sie fängt in Mainz an. Schade, daß Du nicht dabei bist. Aber ich werde bestimmt an Dich denken. Übrigens, als ich am Dienstag mit dem Wagen von Frankfurt kam, zwang sich mir auch eine putzige Erinnerung auf. Wir passierten den Margarethen-Hof. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mir wegen Übermüdung gleich ein Zimmer genommen.
Die Berliner Krise wird wohl doch noch mal beigelegt werden. Die »Welt« zitiert mich heute im Leitartikel mit der despektierlichen Bemerkung: »Unzulänglichkeiten aller Parteien veruneinigt euch.« – Apropos: Hättest Du der RIAS-Übertragung der Vertreter vom Abgeordnetenhaus noch etwas länger gelauscht, würdest Du mich auch gehört haben. Man sagt, ich sei sogar in guter Form gewesen.
Ich freue mich auf Post von Dir, wenn ich Montag abend oder Dienstag früh wieder in Bonn sein werde. Alles Gute und viele liebe Grüße!

Dein Bär

Recht aufschlußreich zeichnet Susanne ihren illustren Intimkreis. Die Schilderung macht manches verständlich, was noch Jahre und Jahrzehnte danach nur zwischen den Zeilen der Illustrierten angedeutet wurde:

»Zur Karnevalszeit, am 17. Februar, gab Susanne wieder eine ihrer beliebten Partys, die dieses Mal besonders nett zu werden versprach.

Sie scheute keine Mühe. Die Räume ihrer Wohnung wurden zu einem bunten Faschingszelt umgebaut, und die verschickten bunten Einladungskarten waren so vielversprechend und reizend ausgefallen, daß bereits im Plenum die eingeladenen Abgeordneten mit den Karten bejahend zu Susanne, die auf der Pressetribüne saß, hinaufwedelten. Es wurde dann auch sehr lustig. Die Parlamentarier, die gekommen waren, begrüßten die Kollegen der eigenen Fraktion genauso freudig gestimmt, wie die von der anderen ›Fakultät‹. Es war immer so bei Susanne. Die unterschiedlichen Meinungen in politischer Hinsicht waren für die Gäste entweder eine gute Diskussionsgrundlage bei weniger lustigen Abenden oder spielten überhaupt keine Rolle bei so munteren Festen, wie an diesem Abend.

Man wollte ein paar Stunden tanzen, trinken und Spaß erleben. Sollte dazwischen auch politisch ein wenig gerauft werden, so erhöhte das nur die allgemeine Stimmung.

Der Zweimeter-Superbayer Donhauser, als leicht lädierter Engel aus den Fängen des ›Spiegel-Ausschusses‹ entlassen, riß zwar erst einmal die Hälfte der bunten Dekoration von der Decke ab, aber die Stimmung stieg

wie eine Rakete. Die weiblichen Gäste waren genauso reizend wie passend kostümiert, und die Herren bekamen gleich an der Garderobe Pappnase, Bärtchen und Fes nach Wahl ausgehändigt.

Die beste Rolle in diesem Trubel, der die Nachbarschaft nicht schlafen ließ, spielte vorerst Otto Heinrich Grewe, Rechtsanwalt und SPD-Abgeordneter. In der Größe ein wenig zu kurz ausgefallen, wies er mit seinem sehr bedeutenden Umfang eine stattliche Breite auf. Mit seinem schlohweißen Haar, das einen mächtigen Kopf krönte und appetitlich mit seiner rosigen Gesichtshaut kontrastierte, wirkte er so gewinnend, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte und sein Fes eine gewisse Berechtigung in der Symbolisierung fand. Seine in einer klaren, intensiven Bläue funkelnden Augen blitzten genießerisch hinter starken Brillengläsern. Er entwikkelte ein Temperament, das alle – ob er in seinen kleinen Händchen die Flasche schwang oder auf seinen ebenso kleinen Füßen herumtanzte – mitriß.

Peter Nellen, dem die von ihm ausgewählte Pappnase melancholisch ins Gesicht hing, vertauschte schnell seine Nase mit einem Fes, als er die reizende Sekretärin vom BBC kennenlernte, die er dann auch nicht mehr aus den Augen ließ.

Statt August Martin Euler traf ein Telegramm von ihm ein: ›Mein Blinddarm hinderte mich, Indianer zu spielen‹. Er war tags zuvor operiert worden, ohne daß es bekanntgeworden war. Trotz der Komplikation seiner Operation vergaß er nicht, die Grüße zu schicken, und das wurde dann auch gebührend begossen. Euler wurde schnell wieder gesund, und später tauchte das Gerücht auf, dazu hätten ihm nur die Mengen Alkohol, die auf seine Gesundheit getrunken worden waren, verholfen.

Willy Brandt spielte den Charmeur, den nur die Anwesenheit der Gastgeberin vorerst daran hinderte, alle Frauen in Beschlag zu nehmen. Er war aber so in Stimmung, daß er sogar beim Klang des ›Reigens‹ vergaß, mit Susanne zu tanzen. Er hatte eine Partnerin im Arm, die ihn beim Tanz fesselte.

Als letzter Gast, als die ersten bereits an Aufbruch dachten, kam noch Franz-Josef Strauß, dem seine nächtliche Rundfahrt durch Bonn eine reiche Beute an Blechorden von Karnevalsgesellschaften eingebracht hatte. Klirrend schleppte er pfundweise Blech auf der Brust mit sich herum. Es sollte ihn, so meinte er, vor ernstlichen Verwundungen weiblicherseits schützen.

Der umworbene Junggeselle mit aussichtsreicher Karriere war auf den Bonner Festen immer ein beliebter Gast. Auch bei Susanne gab es heiratswütige Damen, die ihn sofort in Beschlag legten. Rosemarie war sogar

zur Selbstaufopferung bereit, um seine Gunst zu erringen, die möglichst über die drei tollen Faschingstage anhalten sollte. ›Na, i moag dös net, dös Madl is vuil z'temperamentvoll‹, mit diesen Worten flüchtete Josef und brachte seinen blechernen Harnisch zwischen sich und alle weiteren weiblichen Angriffe.

Anita, die umworbenste Frau des Abends, brillierte in Solotänzen. Sie hatte einen geschmeidigen Körper, schwarzes Haar und Augen, die wie Kohlen in ihrem weißen Gesicht glühten. Ihr ganzer Körper lockte wie die Sünde, wenn sie tanzte. Sie war ungeheuer stolz darauf, Jüdin zu sein und betonte es immer wieder.

Es gab eigentlich in der ganzen langen Nacht für Susanne neben ihrer Fürsorge um die Gäste nur zwei kritische Momente, die sie fast aus der Fassung warfen.

Otto Heinrich Grewe, der seinen Fahrer vermißte und ihn als gestohlen oder ermordet von der Polizei – an die er sich über den Notruf wandte – zurückerhalten wollte, gab den einen Grund. Die Uniform der herbeigeeilten Hüter des Gesetzes erschienen Susanne in froher Sektlaune so fabelhaft echt wirkend, daß sie mit Begeisterung die nun allerletzten Faschingsgäste begrüßen und einfach nicht glauben wollte, daß es wirkliche Polizisten waren. Das war schon eine Gaudi. Vor allem, als sich dann noch herausstellte, daß der Fahrer ruhig in der Fahrbereitschaft des Bundeshauses schlief und auf Abruf wartete.

Es war ein Glück, daß der Polizeipräsident ein Freund von Otto Heinrich Grewe war, der Spaß verstand. Sonst hätte es wohl noch ein Nachspiel gegeben.

Der andere kritische Moment war der, als Susanne ihren Freund Willy nur mit einem sehr harten Schlag ins Gesicht davor bewahren konnte, im Alkoholrausch eine Situation herbeizuführen, die für alle noch Anwesenden mehr als peinlich gewesen wäre.

Aber Anita zog eben die Männer an, wie der Zucker die Fliegen. Jahre später schickte sie Willy Brandt bei einem seiner Englandbesuche noch Blumen in sein Londoner Hotel. Auch sie hatte ihn nicht vergessen!

Sonst aber war es ein wohlgelungenes Fest, das mit Würstchen und kräftiger Hühnerbrühe seinen Abschluß in der Morgendämmerung fand. Es gab keine Glasscherben. Nur Otto Heinrich Grewe hatte eine Beule am Kopf und wußte nicht woher.«

Eigentlich war es Peter Nellen, der in den folgenden Mittagsstunden – immer noch unrasiert aus dem Plenum kommend – die herzlichsten Dankesworte für Susanne fand. Wenn er auch etwas mitgenommen ausschaute, so war für ihn die Nacht einfach herrlich gewesen, und »BBC« blieb

ihm vorerst unvergessen.

Echte Scherben gab es aber anscheinend nach dieser Party bei Willy Brandt und Susanne Sievers.

Sie trafen sich zu einer ernsten Aussprache, die von Willy einige Tage später noch einmal brieflich kommentiert wurde:

24. Februar 1952

Liebe Susann!

Es fällt mir schwer, Dir zu schreiben. Aber ich muß, nicht weil ich es am Telefon versprochen hatte, sondern weil es nicht anders geht.
Ich weiß genau, daß ich mich schlecht benommen habe und daß Du das nicht verdient hattest. Ich bitte Dich aufrichtig um Verzeihung.
Damit ist nicht gesagt, daß Du letztens mit Deinen Vermutungen auch nur andeutungsweise recht gehabt hättest. Aber darum geht es wohl eigentlich nicht. Wenn ich mir Vorwürfe zu machen habe, dann liegen die Ursachen tiefer – sie liegen auch länger zurück. Und sie liegen außerhalb unseres eigentlichen Bereiches.
Aber hat es viel Sinn, das jetzt analysieren zu wollen?
Der Abschied im Wagen an der Hausdorffstraße war sehr traurig. Du sprachst mit großem Ernst und trotz einer momentanen Erregung nicht aus der Laune des Augenblicks. Und ich? Hörte mir das an, widersprach kaum, akzeptierte das Urteil.
Das war wohl so etwas wie ein Schlußstrich. Und ich halte wenig von der Kunst des Kleisterns.
Etwas aber sollst Du wissen – ich bin sogar kühn genug zu meinen, daß Du es weißt: nichts wird die gute Erinnerung an Dich und uns bei mir je trüben können (außer vielleicht mein eigenes »schlechtes Gewissen«). Vielleicht hätte ich mich zu dem, was ich jetzt die gute Erinnerung nenne, klarer bekennen, vielleicht hätte ich Dir offener zeigen und sagen sollen, wie froh ich war, Dich getroffen zu haben. Aber das ist wohl an sich nicht meine Art, und außerdem hatte ich vielleicht ein bißchen Angst davor, daß der Trennungsstrich dann eines Tages noch mehr schmerzen würde. Oh, diese verfluchten Fesseln, die man sich selbst anlegt und die einen hindern, ganz sich selbst zu sein!
So bleibt dann nur die Hoffnung, daß Du irgendwo trotz allem auch mir unaufmerksamem und undankbaren Jungen ein kleines Stückchen freundlicher Erinnerung bewahrst.
Ich weiß nicht, ob wir uns in dieser Woche sehen werden. Wenn nicht, möchte ich Dir schon jetzt eine gute Erholung, viel Ski-Spaß wünschen.

Wenn es Dir in der Folge so gut gehen sollte, wie es Dir gebührt, müßte es Dir eines Tages schrecklich gut gehen. Ich hoffe daß Dir zumindest allzuviel überflüssige Sorgen erspart bleiben mögen.
Wer weiß, wann, wo und wie wir uns wiedersehen? Du magst entscheiden, ob Du gelegentlich mit einem guten Freund eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein trinken willst.
Von Herzen alles Gute, liebes Puma, von Deinem trotz entgegengesetzter Kalenderentwicklung in den Winterschlaf zurückkehrenden

Bär

Auf die Vorwürfe eingehend, die ihm Susanne offenbar gemacht hatte, behauptet er: »Damit ist nicht gesagt, daß Du mit Deinen Vermutungen auch nur andeutungsweise recht gehabt hättest. Aber darum geht es wohl eigentlich nicht. Wenn ich mir Vorwürfe zu machen habe, dann liegen die Ursachen tiefer – sie liegen auch länger zurück. Und sie liegen außerhalb unseres eigentlichen Bereiches. Der Abschied in der Hausdorffstraße war sehr traurig. Du sprachst mit großem Ernst und trotz einer momentanen Erregung nicht aus der Laune des Augenblicks. Und ich? Hörte mir das an, widersprach kaum und akzeptierte das Urteil.«

Willy Brandt muß wohl die Überzeugung gehabt haben, daß er Susanne verloren hatte, denn seine Worte: »Etwas aber sollst Du wissen – ich bin sogar kühn genug zu meinen, daß Du es weißt: Nichts wird die gute Erinnerung an Dich und uns bei mir je trüben können, außer vielleicht mein eigenes schlechtes Gewissen. Vielleicht hätte ich mich zu dem, was ich jetzt die gute Erinnerung nenne, klarer bekennen, vielleicht hätte ich Dir offener zeigen und sagen sollen, wie froh ich war, Dich getroffen zu haben. Aber das ist wohl nicht meine Art, und außerdem hatte ich vielleicht ein bißchen Angst davor, daß der Trennungsstrich dann eines Tages noch mehr schmerzen würde. Oh – diese verfluchten Fesseln, die man sich selbst anlegt, und die einen hindern, ganz sich selbst zu sein!« lassen keine andere Deutung zu. Resigniert schließt er den Brief, den er wohl in einer, bei ihm selten anzutreffenden Selbstkritik schrieb: »So bleibt mir nur die Hoffnung, daß Du irgendwo trotz allem auch mir unaufmerksamem und undankbaren Jungen ein kleines Stückchen freundliche Erinnerung bewahrst.«

Nachdem er den Brief geschrieben hat, fährt er in die Stadt und bummelt durch die Bars. Nachts um 1 Uhr ruft er Susanne in ihrer Wohnung an: »Bitte hol mich bei ›Meyers‹ ab, ich kann nicht mehr.«

»Was um Gottes willen kann geschehen sein«, denkt Susanne und fährt in ihrem Wagen im größten Tempo über die Reuterstraße und den Bon-

ner Talweg zum Kaiserplatz. Sie findet ihn in einer Ecke, gleich hinter der Tür sitzend. Nicht mehr fähig, gerade zu stehen, fällt ihm das Sprechen genauso schwer und er lallt: »Ich kann ohne Dich nicht sein.« Der Ober, der sie beide von ihren wiederholten Besuchen kennt, meint, er habe doch sehr, sehr viel getrunken und gehöre jetzt ins Bett.

Sie bringt ihn in ihre Wohnung und verspricht ihm alles, um ihn zu beruhigen. Er schläft ein, ihre Hand in der seinen, als ob er sie nie mehr loslassen wollte.

Nüchtern geworden, erzählt er ihr am anderen Morgen, daß ihn die Vorstellung, sie verloren zu haben, einfach zum Trinken gezwungen habe und er zuletzt nur noch den Gedanken hatte, sie telefonisch zu rufen.

Sie bringt ihn zum Flughafen Wahn, damit er die Maschine nach Berlin noch erreicht. Susanne ist längst bereit, alles zu verzeihen, glaubt aber, daß es für ihn heilsamer ist, noch etwas im Ungewissen zu bleiben.

Susanne fährt für Wochen zum Wintersport ins Allgäu und sieht Willy Brandt vorerst nicht mehr.

Sie schreiben sich Briefe, die seinerseits von einer überschwenglichen Sehnsucht und Gefühlsanballung erfüllt sind. »Vielleicht wird Dir diese, aus meiner Feder stammende Plauderei ein Lächeln abzwingen, falls Du nicht vor sittlicher Entrüstung errötest.«

»Alle Vernunft spricht dagegen, daß ich Dir auch nur andeute, wie lieb ich Dich habe, und es ist fast grotesk, wie häufig meine Gedanken zu Dir eilen.« –

Am 18. März schrieb Willy an Susanne:

Wiesbaden, 18. 3

Liebe Susann,

gestern war also ein Tag, der sich durch eine recht angenehme Art der Pflichterfüllung auszeichnete. Abends landeten wir in Wiesbaden, und ein paar von uns haben hier übernachtet, um heute, renoviert in Bonn aufkreuzen zu können.
Ich bin großartig ausgeschlafen, und gleich geht es mit der Bahn rheinabwärts.
Dies heute nur als Gruß – ich lasse morgen nochmal von mir hören. Weiter alles Gute, viel Sonne und nicht zu viel Schnaps.
Viele liebe Grüße von einem, über den auch gestern abend eine Kapelle spielte, daß er vom Norden her käme – und der sich inzwischen sogar angewöhnt hat, der Melodie des Reigen andachtsvoll zu lauschen.

Bär

Brandt hat allen Grund, Susanne in Bonn und in seinem Leben zu vermissen. Jetzt, wo er vielleicht erkennt, was sie ihm bedeutet, wird das Alleinsein in Bonn um so schmerzlicher und trister für ihn.

Eine kleine Sektreise für »Sachverständige« aus dem Bonner Parlament, arrangiert von einer rheinischen Sektkellerei, bringt ihm etwas Abwechslung. Doch auch hier vermißt er sie. Er schreibt ihr: »Schade, daß Du nicht dabei bist. Aber ich werde bestimmt an Dich denken . . .« und er findet trotz dieser anstrengenden Tour, die ihn und andere Teilnehmer in Wiesbaden zur Übernachtung zwingt, damit sie wieder »renoviert« in Bonn erscheinen können, Zeit, ihr eine Karte mit feuchtfröhlichen Grüßen zu schicken, die von Otto Heinrich Grewe, seinem Freund – der auch als Sachverständiger gilt – unterschrieben wird.

Die Berliner Senatskrise – im März 1952, die ernsteste aller bisherigen – veranlaßt »Die Welt« am 13. März zu einem scharfen Leitartikel, in dem auch Willy Brandt zitiert wird mit der despektierlichen Bemerkung: »Unzulänglichkeiten aller Parteien veruneinigt Euch!«

Susanne liest im kleinen Walsertal und weiß, daß er also wieder sehr aktiv an den politischen Auseinandersetzungen teilnimmt. Wenn Ernst Reuter tatsächlich sein Amt als »Regierender von Berlin« niederlegen würde, käme es vielleicht auch zu einschneidenden Änderungen in Willys Leben, fürchtet Susanne und macht sich Sorgen um ihn.

Reuter hatte am 6. März erklärt, er sei als Bürgermeister an einem Punkt angelangt, »wo ich mir und auch dem Abgeordnetenhaus die Frage vorlegen muß, ob eine Weiterführung der Regierungsgeschäfte durch mich und den Senat in seiner heutigen Zusammensetzung politisch noch möglich ist.«

Am 19. März schreibt Willy an Susanne:

Liebe Susann, *19. 3. 52*

es war nett, mit Dir gestern abend ein paar Minuten plaudern zu können – wenn auch nur per Telefon. Vielen Dank für Deine beiden Briefe – den zweiten, besonders gefühlvollen und gedankenüberwogenden, erhielt ich heute früh.

Gestern abend bin ich bummeln gegangen und in der »Melody« gelandet. Heute morgen bin ich natürlich wieder mal nicht ausgeschlafen. Dabei war es stinklangweilig. Allein war ich auch. Aber es fällt so schwer, rechtzeitig nach Hause zu gehen.

Wirklich leid tut es mir, daß Du während Deines Urlaubs mit praktischen Sorgen geplagt worden bist und daß Dich so schwierige Probleme erwarten,

wenn Du nächste Woche wieder in Bonn aufkreuzt.
Wie ich Dir schon sagte, fahre ich heute nachmittag wieder weg. Am Abend habe ich eine Versammlung, und morgen ist Sitzung des Abgeordnetenhauses. Kommenden Dienstag scheint es eine Sondersitzung zu geben, obgleich alles darauf hindeutet, daß die Scherben um Reuter noch einmal gekittet werden. Wahrscheinlich werde ich also am Mittwoch in Bonn sein und jedenfalls ein paar Tage bleiben. Laß' bitte brieflich oder telefonisch von Dir hören, wenn Du wieder im Lande bist. Vielleicht reflektierst Du sogar auf meinen seinerzeitigen großzügigen Vorschlag, »gelegentlich« eine Flasche Wein mit mir leerzumachen. Ich freue mich jedenfalls darauf.
Alle Vernunft spricht dagegen, daß ich Dir auch nur andeute, wie lieb ich Dich habe, und es ist fast grotesk, wie häufig meine Gedanken zu Dir ziehen. So ist es jedoch nun mal. Vielleicht wird sich das aber doch noch ändern?
Also, der langen Rede kurzer Sinn: Laß es Dir auch in den letzten Tagen in den Bergen noch gut gehen. Pump Dich richtig voll mit Luft und Sonne und bleib das prächtige, liebe, wilde Puma –

Dein Bär

Als dann Susanne, braungebrannt und vollgepumpt mit guter Laune und neuer Kraft, nach Bonn zurückkehrt, stellen beide fest, daß die Trennung nach der vergangenen Krise ihnen die Erkenntis brachte, daß sie mehr als je zusammengehören und sich das Gefühl zwischen ihnen noch verstärkt hat. Eigentlich ist es aber dann doch mehr Susanne, die von der Möglichkeit einer gemeinsamen Zukunft wieder spricht und auf die alten Vorstellungen von Willy zurückgreift. Sie schätzt zwar alles realistisch ein, aber ihre Hoffnung in der Richtung kann auch Willy deutlich spüren.

Sie kennt aber seine Sprunghaftigkeit und seine veränderlichen Stimmungen zu gut, um sich an etwas zu klammern oder etwas bewußt mit Zuhilfenahme von Versprechungen zu erreichen. Sie grübelt zwar oft über seinen Brief nach, in dem er von seinem »schlechten Gewissen« ihr gegenüber spricht, das »außerhalb des eigentlichen persönlichen Bereiches liegt«. Sie kommt aber zu keinem Ergebnis, und er weicht bei Fragen aus. So legt sie diesen Brief zu allen anderen, obwohl er sie zum Nachdenken zwang.

Der Berliner Landesparteitag der SPD im Mai 1952 brachte noch einmal harte Auseinandersetzungen. Erst einen Monat vorher war die Fraktion im Abgeordnetenhaus auseinandergefallen, und der Landesvorsitzende Franz Neumann – Willys stärkster Rivale – stand auf der Seite der Opponenten. Willy Brandt kandidiert mit Einverständnis Reuters gegen

Neumann für den Berliner Landesvorsitz. Aber es war noch zu früh. Er bekam nur ein Drittel der Delegiertenstimmen und fiel durch. Seine Stimmung war nicht die beste, als er in Bonn ankam. Er hatte vor, noch einmal einen Vorstoß bei Dr. Schumacher, der seit Monaten ernstlich krank war und dem Parlament fernbleiben mußte, zu unternehmen.

Über Annemarie Renger, die Sekretärin von Dr. Schumacher, erreichte er eine Einladung in Schumachers Haus am Venusberg. Voller Hoffnung auf diese Aussprache, ließ sich Brandt von Susanne zum Venusberg fahren.

Es war eine warme und liebliche Mainacht, die es Dr. Schumacher erlaubte, Willy Brandt in seinem Garten zu begrüßen und mit ihm auf der Terrasse sitzen zu bleiben. Als Annemarie Renger auch das Glas Willy Brandts mit der bereitgestellten Maibowle füllen wollte, protestierte Dr. Schumacher und meinte – zwar spöttisch, doch überraschend liebenswürdig –, daß dies wohl nicht das richtige Getränk für Brandts rauhe Kehle sei, Annemarie solle ihm doch lieber etwas »härteren« Alkohol einschenken.

Brandt kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Kurt Schumacher zeigte sich ihm gegenüber von einer ganz neuen Seite. Er brachte ihm sogar ein gewisses Verständnis entgegen für seine eigenwilligen politischen Ansichten.

Trotz der zeitweise sehr lebhaften Unterhaltung waren aber die Augen des bereits vom Tode gezeichneten Oppositionsführers ständig und fast wehmütig auf den blühenden Garten gerichtet. Fühlte Schumacher sein Ende nahen?

Brandt, von Schumacher kommend, erzählte Susanne: »Ein merkwürdiger, beinahe pathetischer Widerspruch zeigte sich in manchen seiner Ausführungen. Er nimmt Abschied von seinem Leben und fühlt wohl, daß es der letzte Frühling ist, den ihm das Schicksal schenkt. Die meisten seiner Pläne werden keine Erfüllung mehr finden. Deshalb ist er wohl auch den Menschen gegenüber grundsätzlich versöhnlicher gestimmt, die sich so lange unter seinen harten Willen zu beugen hatten. Wir sind nicht als Freunde geschieden, es kam aber auch kein Gegensatz an diesem Tage auf, und so brauchte auch keiner nachzugeben.«

Willy Brandt blieb sehr schweigsam in dieser Nacht. Vielleicht hatte Dr. Schumacher ihm doch Dinge gesagt, die in seinem Kopf herumspukten und über die er nicht sprechen wollte und konnte. Vielleicht aber verglich er auch das Leben Kurt Schumachers – dem sein politisches Bekenntnis eine fast unmenschliche und schier unerträgliche Last an Leiden auferlegte – mit seinem eigenen Leben, dem wirkliche Gefahren, Entbehrun-

gen und Leiden fremd waren. Die Größe dieses Mannes mag ihn beeindruckt, wenn nicht gar beschämt haben.

Anfang Juni muß Susanne ins Krankenhaus. Willy besucht sie einmal kurz und schickt später über eine Freundin Rosen. Kranke Frauen mag er nicht. – Außerdem gibt es für ihn eine Fülle von Arbeit. Er schreibt ihr: »Es tut mir wirklich leid, daß ich Dich nicht besuchen kann, aber glaube mir, daß ich unter furchtbarem Druck stehe – und – falls es nicht zu den Ferien kommt, ernstlich mit einem Kollaps rechnen muß.«

Willy Brandt klappert zu dieser Zeit, um seine Niederlage vom Landesparteitag der SPD im Mai wettzumachen, geduldig, aber auch zähe, die Betriebsgruppen und Kreisvorstände der SPD ab und macht seinen Genossen in langen Reden und Diskussionen klar, daß nicht Neumanns, sondern seine, Brandts, Sicht der Dinge richtig sei.

Brandt hatte den Schwerpunkt seiner Werbung auf die Mitgliedschaft verlegt. Er wollte sich seine »Star-Position« auf der untersten Ebene aufbauen und ein solides Fundament schaffen, um dann dem Führungskopf der SPD mit harten Forderungen für seine Person entgegentreten zu können.

Daß sein Plan richtig war, beweist seine seit dieser Zeit steil in die Höhe schießende Karriere, die allerdings erst – nachdem der starke Wille Schumachers verlöscht war – ihren Anfang nehmen konnte.

DIE NETZE VON PANKOW

Nun beginnen die härtesten Jahre im Leben der allzuflinken Informationshändlerin Susanne. Das Nachrichtengeschäft wird ihr zum Verhängnis. Hier ein Auszug aus ihrer eigenen, damaligen Darstellung:

»Susanne fährt zwei Tage, nachdem sie aus dem Viktoria-Hospital entlassen wurde, nach Berlin und sollte nicht mehr nach Bonn zurückkehren.

Sie schenkt der Sekretärin, Fräulein Harms, als ob trübe Vorahnungen sie erfaßt hätten, einen Blumenstrauß mit den Worten: ›Wenn sie verblüht sind, bin ich wieder zurück.‹

Es sollten über vier Jahre vergehen, bis es zu einer Heimkehr kam; viele Blumen waren inzwischen verblüht, Fräulein Harms längst auf einer anderen Stelle, und alles, was Susanne sich in mühseliger Arbeit aufgebaut hatte, verloren und vernichtet.

Susanne fährt nach Berlin und verliert am Zonenkontrollpunkt Ber-

lin-Babelsberg auf unerklärliche Weise ihre Handtasche. Sie vermißt sie aber erst, als sie im »Roxy-Hotel« auf dem Kurfürstendamm absteigt. Sie fährt trotz der eindringlichen Warnungen von westdeutschen Zollbeamten in Berlin-Dreilinden nach Babelsberg zurück, in der Überzeugung, dort sei ihr die Handtasche aus dem Wagen gestohlen worden.«

Das Verhalten der sowjetzonalen Grenzposten verstärkt ihren Verdacht. Sie kommt aber zu keinem Ergebnis; wohl gerät sie in einen heftigen Streit mit den Posten, die sie im Verlauf der erregten Auseinandersetzung sogar »Westbiene« schimpfen.

Da gibt es Susanne auf und kommt gegen zwei Uhr nachts ins Westberliner Hotel zurück. Am frühen Morgen telefoniert sie mit ihrem Mitarbeiter, Peter Hinterholzer, in Bonn und fragt ihn um Rat. Er schickt sie zum Präsidium der Volkspolizei in den Ostsektor. Dort soll sie eine entsprechende Anzeige auf Diebstahl und Beleidigung erstatten.

»Sie telefoniert mit der Ziethenstraße, wo die SPD-Landesleitung ihr Büro hat, um Willy Brandt zu erreichen. Er ist nicht da.

Bei ihren früheren Besuchen in Berlin traf sie sich mit Willy gelegentlich im ›Roxy-Hotel‹, wo sie immer wohnt. Offiziell zeigten sie sich in Berlin aber nie. Willy fürchtete, seine Frau Rut könne ›Wind‹ bekommen. So konnte Susanne ihn auch nicht zu Hause anrufen.

Sie sagt im Hotel Bescheid und fährt mit der S-Bahn zur Königsstraße im Sowjetsektor. Im dortigen Polizeipräsidium wird ein Protokoll angefertigt. Man behält den Interzonenpaß, den Susanne als einzigen Ausweis noch besitzt. Er hatte im Handschuhkasten des Wagens gelegen, sonst wäre er, wie alle anderen Papiere, ebenfalls verlorengegangen. Doch jetzt verliert sie auch ihn. Sie wird aufgefordert, am anderen Tag wiederzukommen. Bis dahin soll die Angelegenheit geklärt und in Ordnung sein.

Sie kommt ins Hotel nach Westberlin zurück und findet eine Nachricht vor, daß ihre Tasche auf der Berliner Avus von einem LKW-Fahrer gefunden wurde. Geld sei allerdings nicht mehr in der Tasche gewesen, läßt der Fahrer sagen.

Susanne versucht wieder Willy Brandt zu erreichen. Vergeblich auch jetzt. Trotzdem er wußte, daß sie in Berlin ist, findet sie keinen Weg zu einer Verbindung mit ihm und hört auch nichts von ihm persönlich.

Sie holt die Tasche im Wedding ab. Der Fahrer sagt ihr nichts über seinen Besuch bei der Westpolizei, den er mit der Handtasche unternommen hat. Er schweigt aus unergründlichen Motiven und nimmt den Finderlohn stillschweigend in Empfang.

Alle Papiere, Ausweise und dergleichen mehr sind noch in der Tasche. Auch einige Manuskripte, die Peter Hinterholzer ihr vor der Abfahrt nach

Berlin noch in seinem Büro – in Anwesenheit der Sekretärin – übergeben hat. Sie waren sein Informationsmaterial für die nächste Ausgabe des BIB. Darunter befand sich auch ein angeblicher Brief Görings an Churchill, der später in den Zeitungsmeldungen über die Verschleppung, Flucht oder als was immer ihr Verschwinden hingestellt wurde, eine so makabre Rolle spielen sollte, ohne daß Hinterholzer es für nötig fand, den wahren Sachverhalt richtigzustellen.

Am Morgen des 25. Juni 1952 telefoniert Susanne abermals mit Peter Hinterholzer in Bonn und schildert den bisherigen Verlauf der Angelegenheit und fragt, was sie seiner Ansicht nach nun tun soll, um den Interzonenpaß wieder zu bekommen, denn ohne ihn kann sie Berlin in ihrem Wagen nicht verlassen.

›Abholen im Polizeipräsidium! Dich entschuldigen! Alles als durchaus verständlichen Irrtum hinstellen.‹ Den Rat gibt ihr Hinterholzer. Sie erzählt ihm noch, daß der Rechtsanwalt Dr. Tarnow, den auch Hinterholzer kennt, ihr den Rat gegeben habe, im Falle von Schwierigkeiten sich mit einer Empfehlung von ihm persönlich an den Justizminister der Zone, Fechner, zu wenden. Er, Tarnow, sei mit Fechner aus der gemeinsamen KZ-Zeit bei Hitler bekannt. Hinterholzer nimmt das zur Kenntnis und empfiehlt ihr, diesen Vorschlag notfalls anzuwenden. Später, ›in völliger Unkenntnis des wahren Sachverhaltes – da er von Susanne keine Nachricht mehr erhielt – wußte Hinterholzer gerade über letztere Informationen Stories am laufenden Band zu berichten, die nicht nur falsch, sondern auch zu vielen Mißdeutungen führten. Aber davon wußte Susanne lange Jahre nichts, wie ihr auch bis zur Heimkehr alle Gerüchte, Diffamierungen und Unterstellungen unbekannt blieben. Wie sollte sie auch davon etwas erfahren! Noch immer hat Susanne nichts von Willy Brandt gehört. Er ist in der Wohnung am Schlachtensee, wird ihr in der SPD-Landesleitung gesagt. Sie wählt die Nummer 84 83 76. Rut meldet sich. Da gibt es Susanne endgültig auf.

Sie läßt ihren Wagen am Bahnhof Zoo stehen und fährt nochmals zum Präsidium der Volkspolizei in den Ostsektor, um nunmehr ihren Paß zu holen. Sie kommt nicht mehr wieder.

Auf dem Präsidium wird Susanne gebeten, zu warten. Als sie, unruhig und ungeduldig geworden, später gehen will, stellt sie fest, daß sie das Wartezimmer nicht mehr verlassen kann. Sie ist eingeschlossen!

Um fünf Uhr holt man sie aus dem Zimmer und erklärt ihr, sie müsse nach Babelsberg fahren, um den Volkspolizisten, der sie mit ›Westbiene‹ beschimpft habe, zu identifizieren. Man lege Wert auf eine saubere und

höfliche Haltung der Grenzposten, der Mann müsse gegebenenfalls bestraft werden.

Ihren Paß hat Susanne noch nicht. Sie konnte sich gegen diese geplante Autofahrt nicht zur Wehr setzen. Sie versucht, gute Miene zum bösen Spiel (sie hatte noch keine Ahnung, wie böse es war) zu machen.

Statt in Babelsberg endete die Fahrt in einem ganz anderen Berliner Stadtteil. Susanne weiß nicht, wo sie sich befindet, als ein großes eisernes Tor sich nach einem Garten zu öffnet, der Wagen passiert und das Tor wieder zufällt. Ein großer Park wird durchfahren und der Wagen hält dann vor einer zweistöckigen Villa im alten viktorianischen Stil. Ein kühles Vestibül, das noch die Pracht vergangener Tage ahnen läßt, nimmt alle auf.

Susanne sieht in die großen Räume des Erdgeschosses. Die Türe zur Terrasse ist geöffnet und in etwa 20 Meter Entfernung liegt am Gartenende ein See, dessen gegenüberliegendes Ufer wie ein kleiner dünner Strich erkennbar ist.

Ein weißer Seesteg führt vom Garten des Hauses in den See. Ein Boot kann Susanne nicht entdecken.

Alle Räume machen einen verwahrlosten Eindruck. Das Parkett ist von unzähligen schmutzigen Schuhen verdorben. Der Velours, mit dem die Halle ausgeschlagen ist, verschlissen und befleckt.

Blitzschnell hat sich Susanne umgeschaut und alles erfaßt. Sie wird aber bald auf die obere Etage geführt. Auch hier herrscht der gleiche Eindruck wie unten: alte Pracht, unaufdringliche Eleganz in der Einrichtung – mit dem Stempel der neuen Wohner versehen: Verwahrlosung!

Die beiden Zivilisten, die außer dem Fahrer bereits mit ihr im Wagen gesessen haben, fordern sie auf, in einem Sessel Platz zu nehmen.

Susanne stellt heftige Fragen, die nicht oder nur mangelhaft und höchst unwillig beantwortet werden.

›Wir stellen Fragen, Sie haben zu antworten . . .‹ mit diesen Worten zeigt man ihr offen, daß die Situation, in der sie sich befindet, eine ernste ist.

Man will sich innerhalb kurzer Zeit, wie lange, hinge von ihr selber ab, davon überzeugen, daß es kein eingefädeltes Spiel war, das sie veranlaßte, in den Ostsektor zu fahren und die Anzeige zu stellen, erklärt man Susanne dann. Je offener und ehrlicher, je bereitwilliger sie die gestellten Fragen beantworten würde, um so mehr wäre man bereit, sich friedlich zu trennen.

Mit harmlosen politischen Fragen fing es dann an und als man sich in den frühen Morgenstunden trennte, hatte sich gezeigt, daß das Leben von

Susanne Sievers etwa von der ›Großmutter bis zur Zahnbürste‹, einschließlich ihrem Bekanntenkreis in Bonn, dem Staatssicherheitsdienst der Zone sehr bekannt war.

So lange Susanne von ihrem Sessel aus sich in einer etwa gleichgestellten Position als Gesprächspartnerin wähnte, wurde sie auch von einer gewissen Zuversicht nicht verlassen. Diskussionen bis zum frühen Morgen waren ihr nicht fremd. Die innere Spannung, in der sie sich befand, hielt sie wach.

Außerdem wollte und konnte sie immer noch nicht einsehen, daß ihre persönliche Freiheit bedroht war. Versponnen in der Vorstellung, in absehbarer Zeit mit einer glänzenden Story in Bonn wieder eintreffen zu können, nahm sie alles noch wie ein zwar unbequemes, aber dennoch aufregendes Abenteuer in Kauf.

Man zeigte ihr ein Schlafzimmer mit Bad und wünschte etwas ironisch einen ›guten Schlaf‹ und sie war allein. Sie sollte sich aber bald davon überzeugen, daß sie es nur in dem Raum war, in dem sie sich befand. Im Parterre waren insgesamt drei Männer und eine Frau in Zivil untergebracht. Später konnte Susanne feststellen, daß ihre Bewacher, wenn sie das Haus verließen, Uniformen der Volkspolizei trugen.

Ein scharfer Schäferhund bewachte die Villa und auch ihre Bewohner, soweit sie nicht freiwillig in ihr weilten.

Man ließ Susanne tagelang ›schmoren‹, wenn sie bei den Vernehmungen über die Bonner Verhältnisse zu einsilbig geblieben war. Der Herausgeberin eines Informationsdienstes traute man weit mehr Kenntnisse und Informationen zu, als es bei Susanne in Wirklichkeit der Fall war.

Es dauerte nicht lange, bis der Name Willy Brandt fiel und von jetzt ab stand die Person Brandts im Mittelpunkt der Vernehmungen.

Man war informiert – auch hier erstaunlich gut –, daß er ihr Freund war. Sie stritt es ab und verlor damit jede Glaubwürdigkeit, weil man Beweise hatte, die eindeutig auf das intime Verhältnis zwischen ihr und Brandt hinwiesen. Doch das wußte Susanne zu der Zeit noch nicht.

Die Behandlung und das Essen waren sonst gut. Sie hatte keinen Grund, in der Richtung zu klagen. Man hatte ihr auch neue Wäsche und Kosmetikartikel gegeben. Sie durfte auch stundenlang im Garten sitzen in der Sonne.«

Draußen an der Spitze des Seesteges lag dann »Wolf« mit einem der Männer und beide schauten gelangweilt auf den See. Bei der kleinsten unvorhergesehenen Bewegung von Susanne zeigte der eine seine scharfen Zähne und der andere griff in die Jackentasche, wo der Abdruck einer Pistole längst von den aufmerksamen Augen Susannes entdeckt worden

war. Unablässig drehten sich Fluchtgedanken in ihrem Kopf, aber die Aussichtslosigkeit ihrer Pläne wurde immer deutlicher.

Auf dem See – es war Ferienzeit – glitten viele Boote vorbei. Fröhliche Lieder erschallten und die Schleppkähne brachten – Susanne bildete es sich ein – Grüße aus einer anderen Welt, die für sie unerreichbar geworden war, zu der es keine Verbindung mehr gab.

»Anlegen verboten«, warnte eine Tafel jeden, den die Neugierde lockte und jeder Versuch, kurz vor Anker zu gehen in der Nähe des Ufers, scheiterte. Als an einem späten Sommernachmittag ein Faltboot mit zwei Menschen vor dem plötzlich aufgetretenen Gewitter, das den See aufwühlte, am Ufer vor dem Haus Schutz suchen wollten, wurden sie weggejagt, ohne Rücksicht auf das Unwetter. Susanne sah es von ihrem Zimmerfenster aus und es machte sie traurig und hoffnungslos.

»Bei den Vernehmungen merkte sie immer deutlicher die Absicht, daß der Staatssicherheitsdienst sie nach Bonn als Agentin zurückschicken wollte. Sie stellten es ihr dann auch offen anheim. Vorerst jedoch nur vorsichtig, ohne nähere Details.

Sie lehnte es ab, in der Überzeugung, daß man sie über kurz oder lang doch freilassen müsse.«

»Sie haben keine echten Gründe, mich hier festzuhalten«, erklärte sie den Männern vom SSD.

Ihre Gedanken waren, wenn sie allein war, bei Willy Brandt. Nun lebte sie schon seit Wochen mit ihm in der gleichen Stadt und doch lag zwischen ihnen mehr als eine unüberwindliche Mauer. Ob er sie nicht suchte? Sicher würde von ihm Hilfe kommen. »Er läßt mich nicht in den Händen dieser Menschen!« das waren die Gedanken von Susanne und ihre feste Überzeugung. Doch der Juli näherte sich bereits dem Ende und nichts geschah, was ihre Hoffnung berechtigt hätte.

Eintönig vergingen die Tage, wenn sie alleine war, und sie las Bücher von Maxim Gorki, die sie in dem Zimmer vorgefunden hatte. Sie war direkt froh, wenn es zu neuen Vernehmungen kam, denn dann verging die Zeit schneller.

Ihre Bewacher hatten die gleiche Langeweile und ließen in ihrer Aufmerksamkeit langsam nach. Waren sie der Überzeugung, daß ihr Häftling keine bösen Absichten hatte? Oder sah man Susanne bereits an, daß sie langsam mürbe wurde?

Sie stellte sich die Qual ihrer Eltern und Kinder vor, die seit Wochen nicht wußten, wo sie war.

»Ob sie denken, ich bin tot?« Der Gedanke löst die ersten Tränen, die zu einem Strom werden, aber keine Erleichterung bringen. Sie ließen nur

die Schwäche zurück, die allein den Trieb kannte: Frei zu werden um jeden Preis!

Es gelang Susanne dann, einen Zettel aus dem Haus zu schmuggeln. Sie warf ihn, in der Puderdose versteckt, vom Fenster ihres Zimmers auf einen kleinen Weg, der am Zaun des Gartens vorbeiführte. Die Dose landete vor den Füßen von zwei jungen Männern, die täglich um die gleiche Zeit auf dem Weg zur Arbeit hier vorbeigingen. Susanne hatte das längst festgestellt und registriert. Die jungen Leute reagierten schnell und hoben die Dose auf. Sie gingen weiter, ohne ein Zeichen zu geben.

»Wird der Zettel West-Berlin erreichen oder den Staatssicherheitsdienst?« fragte sich Susanne. Aber ihr waren die Folgen gleichgültig. Es mußte versucht werden!

Viel später konnte sie feststellen, daß es gelungen war und der Kassiber mit der Nachricht West-Berlin erreicht hatte. Nur war man dort so töricht, darüber in den Zeitungen zu berichten, daß sie sich in einem Haus in Berlin-Schmöckwitz, Imkerweg, befand. Hier handelte es sich um eine jener Spezialunterkünfte, die Agenten des SSD zur Berichterstattung benutzten. Diesmal wurde der »Treff« zu einer »Vernehmung« benutzt, denn für den SSD lag die »Doppelagententätigkeit« im Vordergrund.

Die Meldungen trugen nicht dazu bei, ihr das Leben zu erleichtern. Der SSD hatte sich blamiert. Trotz aller Bewachung und zur Schau gestellten Drohung war er von der Inhaftierten überspielt worden. Das Haus verlor seinen Sinn, denn nur in der Verborgenheit konnte der SSD seine Arbeit verrichten, wenn er Erfolg haben sollte. In dem Versuch, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen, sah man den besten Beweis, wie raffiniert und gerissen Susanne sein mußte.

Diese Feststellung trafen die Männer in der gleichen Zeit, als Susanne, einem Test unterworfen, ihre wahren Absichten und Gedanken verriet. Ihr Manöver, dem SSD ihre Mitarbeit anzubieten und damit die Möglichkeit zu erhalten, erst einmal wieder frei zu werden, wurde durchschaut. Danach gab es für Susanne kein Zurück mehr. Sie lehnte es endgültig ab, als Agentin des SSD nach Bonn zurückzukehren und über Willy Brandt und seine Kontakte zu skandinavischen und amerikanischen »Freunden« zu berichten.

Am gleichen Abend hörte für Susanne das relativ bequeme Leben in der Villa auf.

»Sie wurde nach Berlin-Pankow gebracht, wo im alten Gerichtsgebäude eine Abteilung für Sonderfälle eingerichtet war. Sie lernte innerhalb weniger Tage die erbarmungslose Maschinerie des SSD mit allen Finessen psychologisch angelegter Vernehmungen kennen.«

Das Ende stand für sie fest. Es würde ein Ende mit Schrecken sein, über dessen Einzelheiten sie sich noch keine klaren Vorstellungen machen konnte.

»Lähmend dehnte sich die Zeit, in der man sie bewußt im Ungewissen ließ. Vier Schritte im Quadrat der Einzelzelle und im Kopf schmerzende und bohrende Fragen:

›Ist Willy Brandt ein Agent der Amerikaner und Norweger?‹

Der Staatssicherheitsdienst behauptete es und legte ihr Unterlagen vor, aus denen das eindeutig erkennbar sein sollte.

›Enthielt das Geständnis des Mannes, das man mir höhnisch vorlas, die Wahrheit?‹

Ja, es gab noch andere Personen, die vor Susanne wegen angeblicher Spionage für Willy Brandt angeklagt und zu Geständnissen gebracht worden waren.«

»Warum hat er mir seine Emigrationszeit nicht offen und ehrlich geschildert?«

Alle Fragen, die Susanne an ihn gerichtet hatte über seine politische Vergangenheit, waren von Willy Brandt stets nur unklar beantwortet worden – wenn überhaupt.

»Heißt er wirklich nicht Willy Brandt?«

Nein, er heißt wirklich Karl Herbert Frahm. Susanne wußte es nicht. Trotz aller Vertrautheit, die zwischen ihnen herrschte, hatte es Brandt ihr nie gesagt.

Später erzählte Susanne Sievers über ihre Haft:

»Die pausenlosen Verhöre fanden auch nach der Beendigung einen Fortgang in der Lautlosigkeit meiner Zelle, wenn zweifelnde Fragen in meinem Kopf hämmerten und ich nicht mehr ein noch aus wußte und nach der Wahrheit suchte.

In meinem Kopf saß eine Spinne, die mein Gehirn umklammerte und mir jede Fähigkeit zum klaren Denken nahm.

Was hatte Willy mit seinem ›schlechten Gewissen‹ gemeint? Wieder stand der Brief, der mich bereits einmal tagelang mit seinen Ausführungen beschäftigt und zum Nachdenken gezwungen hatte, im Mittelpunkt meiner Fragen.

Wieso lag dieses ›schlechte Gewissen‹ außerhalb unseres eigentlichen, persönlichen Bereiches?

Die Zeilen seines Briefes standen mit Riesenlettern fragend vor mir und raubten mir die letzte Ruhe. Ich fand keinen Schlaf und wanderte auf und ab in der Enge meiner Zelle.

Sollte Willy wirklich falsch gespielt haben?

Woher kam sein Brief, den man mir als Beweis meiner intimen Beziehungen zu dem ›Ami-Agenten-Brandt‹ vorlegte?

Ich wußte, daß er in meiner Wohnung zurückgeblieben war!

An der Schwelle von Leben und Verderben stehen heißt, sich an Dinge klammern wollen, die die Angst wegnehmen. Ich hatte Angst! Angst um mein bißchen Leben! Ich war kein Held! Ich wollte es auch nicht sein. Ich wollte frei sein und weit weg.

Ich dachte an meine Eltern und meine Kinder. Was würden sie sagen? Ich hatte sie oft vernachlässigt, um mit Willy zusammen zu sein. Ich weinte aus Mitleid mit mir selbst und versank immer tiefer in eine haltlose Verzweiflung.

Gespräche tauchten wie Schemen auf und warfen dunkle Schatten auf Erinnerungen, die einst so harmlos erschienen und unter dem nagenden Zweifel zur Anklage wurden.

Sollten alle Beweise von empfangener Liebe, geschenktem Vertrauen nur in bestimmter Absicht gegeben worden sein?

Nein!

Es konnte nicht sein – es durfte nicht sein! Woher sollte ich dann noch die Kraft haben, Widerstand zu leisten und am Leben bleiben zu wollen.«

Es dauerte viele Monate, die Susanne Sievers in der Einsamkeit ihrer Zelle – ohne jeden Kontakt mit der Außenwelt – verbringen mußte, bevor sie die ganze Tragik ihres Schicksals kennenlernen sollte.

Mit der Verurteilung als »Spionin« wurde sie wenigstens auch aus der erbarmungslosen und zermürbenden Ungewißheit herausgerissen. Ein Ziel, wenn es auch in weiter Ferne lag, stand vor ihren Augen: die Freilassung nach Verbüßung der Zuchthausstrafe.

Willy Brandt befand sich im Sommer 1952 – in der Zeit, die Susanne bereits in der Zelle von Berlin-Pankow verbrachte – mit seiner Frau Rut in den norwegischen Bergen. Die Ferien, von deren dringender Notwendigkeit er bereits im Mai Susanne geschrieben hatte, schenkten ihm sonnige Tage und im Kreise der Familie gewiß auch viel Freude.

Ob seine Gedanken während dieser Wochen der Sorglosigkeit zu seiner von ihm doch vorgeblich so geliebten Freundin gingen? Die Zeit, wo er Susanne geschrieben hatte:

»Wenn es Dir in der Folge so gut gehen sollte, wie es Dir gebührt, müßte es Dir eines Tages schrecklich gut gehen«, lag weit hinter ihm.

Eigentlich war es fast eine Erleichterung für ihn, Susanne mit ihren Zukunftsplänen nicht mehr ständig anhören zu müssen. Kurt Schumacher, der harte Führer der SPD, war gestorben; sein Wille erlosch und der Weg zu einer politischen Karriere für Willy Brandt – wenn auch noch nicht

ganz frei – so doch wesentlich geebneter.

Mit seinen bisherigen »Spielereien« mußte er aufhören, sie durften zumindest nicht mehr solche Maße annehmen, daß seine Ehe mit Rut und sein Ruf gefährdet war. Das konnte seiner Karriere schaden.

Willy hatte sich mit Rut ausgesprochen, sie verstand und verzieh ihm alles in Anbetracht dessen, daß ihr Willy eine rosigere Zukunft versprochen hatte und er nur noch seinen politischen Ambitionen dienen wollte.

Sicher hatte und empfand Willy Brandt auch für sein »wildes, liebes Puma« Mitleid. Aber konnte er ihr helfen? Sie mußte mit den Dingen alleine fertig werden und schaffte es auch gewiß. Susanne war immer resolut und tatkräftig gewesen. Sie wird sich auch diesmal zu helfen wissen.

Vor dem Parteivorstand seiner Partei erklärte Willy Brandt auf Befragen, seine Beziehungen zur Sievers seien nur lose und rein persönlicher Art gewesen.

Nein, politische Dinge hätten keine Rolle gespielt.

Im übrigen baute er dann eifrig weiter an seiner Berliner Position. Heute bekennt er freimütig, wie es ihm in dieser Zeit nach und nach gelang, das Funktionärskorps – das ganz auf Franz Neumann eingeschworen war und auch Reuter nur zögernd toleriert hatte – auf seine Seite zu bringen.

Anfang 1954 kandidierte er für den Posten des stellvertretenden Vorsitzenden der Berliner SPD und wurde gewählt.

Es dauerte kein Jahr, bis zum Januar 1955, da schaffte Willy Brandt wieder einen Sprung. Der Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses, Otto Suhr, wurde nach den Berliner Wahlen, die der SPD die absolute Mehrheit brachten, an Stelle von Dr. Walther Schreiber Regierender Bürgermeister, und Brandt rückte auf den Stuhl des Parlamentspräsidenten nach.

»Susanne Sievers erzählt weniger Schönes über die Jahre, die für Brandt eine steil nach oben führende Karriere brachten; für sie selbst aber Elend, Hunger und Verzweiflung bedeuteten:

Die Rückkehr der ›Brandt-Agentin‹ aus dem DDR-Zuchthaus Halle/Saale war eine menschliche Tragödie. Susanne hatte vier harte Zellenjahre hinter sich. Hier einige Auszüge:

›Erst als ich am 11. Dezember 1952 von der damaligen Vizepräsidentin des Obersten Gerichtshofes, Hilde Benjamin, unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil ich für den ›Ami-Agenten Willy Brandt‹ und das Ostbüro der SPD Spionage getrieben haben sollte, wurde ich wider Erwarten ruhig. Alle Fragen, die mich so lange gequält hatten, kamen nach dieser Verurteilung zum Schweigen.

Ein kurzes Aufbäumen noch, das unter dem kameradschaftlichen Klopfen meiner Zellennachbarin ein Ende fand. Irgend etwas war tot in mir, zerbrochen und stumpfte selbst die Verzweiflung ab.

Angesichts der vielen furchtbaren Schicksalsbahnen, die meinen Weg kreuzten, war das eigene Leid in erträglichen Grenzen gehalten. Der Andrang von Entbehrungen, Nöten und Rohheiten wurde bewältigt und ich lernte schnell, mein trockenes Brot neben stinkenden Kübeln in der Gemeinschaftszelle – in die ich nach vielen Monaten des Alleinseins gebracht wurde – herunterzuschlingen, weil der Hunger allen Ekel überwand.

Schmutzige Wäsche wurde genau so selbstverständlich, wie das Nebeneinanderliegen und Zusammenleben mit Mörderinnen auf engstem Raum, um deren Gunst ich genauso buhlte, wie die Wachtmeisterinnen, die die gleiche Angst wie ich hatten.

Ausweg und Flucht – Freiheit hinter Gittern – brachte das Dunkel der Nacht, wenn ich unter dem Schutz der grauen alten Wolldecken, die noch den Geruch meiner zahllosen Vorgänger trugen, mir meine Welt aufbaute mit den bunten Steinen der Sehnsucht, und in Träume versank, die alles vergessen ließen.

Aber diese Träume waren auch gefährlich, sie glorifizierten einmal Gewesenes und den Mann, an den ich unaufhörlich denken mußte: Willy Brandt!

Vergessen waren die Zweifel, die ich einmal eingeimpft bekommen hatte. Vorhanden war nur Liebe und Zuversicht; der Glaube, daß alles einmal ein Ende haben würde und meine Wünsche dann in Erfüllung gehen müßten. Hatte ich es mir nicht verdient?

Ich war kein Lamm, das sich dem Leiden gefügig anbot. Bitterste Entrüstung und das Aufbäumen gegen Dinge, die sich mit der menschlichen Würde nicht vereinbaren ließen – egal, ob es mich oder andere betraft –, waren an der Tagesordnung.

Monate und immer wieder neue, lange Monate in Einzelhaft nahmen mir viel von meiner früheren Fröhlichkeit. Einsamkeit bringt zur Besinnung, und die eigene Unzulänglichkeit heftet sich an die Fersen und geht lautlos mit bei dem eintönigen Auf- und Abwandern in einer Zelle, die kleiner als mein Badezimmer zu Hause ist.

Neue Luftschlösser gaben neue Hoffnung und halfen, weiter leben zu können.

Es gab auch eine Zeit, in der ich zurücksank in die alte Verzweiflung und Aussichtslosigkeit. Sie wurde hervorgerufen durch den an meinem Herzen nagenden Neid, wenn andere mit strahlenden Augen und in der

Erinnerung an zärtliche Hände, die sie für Minuten gestreichelt hatten, aus dem Besuchszimmer zurückkamen. Sie brachten immer einen Hauch von Freiheit mit und die Ausgeglichenheit, um die ich mich vergebens bemühte.

Wir westdeutschen Frauen – es waren nur einige wenige – durften keinen Besuch aus der Heimat empfangen.

Das waren Wochen voller Qualen für mich und . . . für die, die mit mir eingeschlossen waren. Ich werde nicht leicht zu ertragen gewesen sein, weil ich nicht eingestehen wollte, daß das Heimweh mich innerlich fast zerstörte. Ich haderte erneut mit meinem Schicksal und gab Gott die Schuld, daß ich so leiden mußte.

Ich suchte nach einem Ausweg und meinte . . . eine Flucht in den Tod sei auch eine Flucht in die Freiheit!

Ich dachte nicht an meine Eltern, nicht an meine Kinder, deren Not und Leid ich noch vergrößern würde. Ich dachte nur an mich! Ich hatte keine Angst zu sterben! Ich hatte nur Angst, daß es mißlingen könnte.

Die Scham vor meiner erbärmlichen Feigheit und die Lächerlichkeit eines mißlungenen Versuches waren die härteste Strafe und bewahrten mich für immer vor gleichem!

Am 17. August 1956 kam für mich der Tag, der mir die Freiheit wiedergab. Ich wurde begnadigt und entlassen.

Eine schwere eiserne Tür fiel hinter mir ins Schloß, ich stand auf der Straße. Allein! Laufen, stehenbleiben, Lachen oder Weinen, ich konnte selbst entscheiden, was ich tun wollte!

Fluchtartig brachte ich mich außer Reichweite von Tor und Mauern, die mich vielleicht mit tausend Polypenarmen wieder einfangen könnten.

Ich muß den Eindruck einer Betrunkenen erweckt haben, als ich mit unsicheren Beinen zur Straßenbahnhaltestelle eilte. Ich sah Häuser und Menschen wie im Traum. Ich hatte plötzlich ein unbestimmbares Angstgefühl vor dem neuen Leben, nach dem ich mich jahrelang, so viele durchwachte Nächte hindurch gesehnt hatte.

DIE ENTTÄUSCHUNG IN DER FREIHEIT

Der Bahnhof wirkt mit seinem Menschengewühl wie eine Lawine auf mich, die mich zu begraben droht. Ich spüre mit jeder Faser, wie welt- und menschenfremd ich geworden bin!

Die Erwartung, nach West-Berlin zu kommen, Willy Brandt wiederzusehen, mich in seinen Armen ausweinen zu können, ließ die Minuten der Bahnfahrt unendlich lang werden.

Bahnhof Zoo! Ausgangspunkt einer Fahrt, die vier Jahre dauern sollte. Unwillkürlich sucht mein Blick den Platz, an dem ich 1952 meinen Wagen zurückließ, bevor ich in den Ostsektor fuhr, so, als ob er dastehen und auf mich warten würde.

Ein Blumenstand zieht meine Nase an – dann erst meinen Blick. Blumen! Eine Fülle von Blumen, deren Duft ich geradezu gierig einsog, als ob ich mein Gehirn befreien könnte von der Erinnerung an stickiges Stroh, dem Gestank ungelüfteter Zellen, Chlor und dem eigenen penetranten Geruch, der aus jeder Pore zu dringen scheint und ›Zuchthaus‹ heißt.

Hochhäuser, Baugerüste und elegante Berlinerinnen, die die sommerliche Hitze unter die bunten Markisen des Kurfürstendammes geweht hat und hier mit roten Lippen an farbigen Strohhalmen spielten.

Wie wunderbar ist doch die neugeschenkte Welt!

Mein neugieriger Blick sucht alles, was schön und bunt ist. Zu lange herrschte grau in grau vor. Aber die Erinnerung geht lautlos mit und läßt sich nicht vertreiben! Sie klammert sich fest. Verhärmte und verhungerte Gesichter tauchen auf. Hände, die sich zwischen Gitterstäben sehnsüchtig herausstrecken und kraftlos herunterfielen vor Weh . . . zurückbleiben zu müssen.

Ein Wermutstropfen fällt in die Freude und trübt sie. Meine Füße werden langsamer und gehen fast zögernd weiter in der Pracht der westlichen Welt.

Für meine einzigen zehn Mark Ostgeld erhalte ich zwei Mark Westgeld. Genug . . . zum Telefonieren!

Ich muß eine Stimme hören, die ich in meinen Träumen unzählige Male hörte, wenn sie zärtliche Worte des Willkommens sprach!

Willy Brandt ist nicht zu erreichen!

Die alte Privatnummer stimmt auch nicht mehr. Das Fräulein vom Amt sagt, daß es sich um eine Geheimnummer handelt, die sie nicht bekanntgeben dürfe.

Wiederholt sich der Sommer 1952?

Ich bin ratlos!

Wohin?

Ich will nicht in das Flüchtlingslager Marienfelde. Ich habe genug vom Elend gesehen. Ich will unter fröhliche, unbefangene Menschen und bin doch in der Millionenstadt allein . . . allein in den ersten Stunden der Freiheit!

Ich weiß nicht, wie ich in das alte Hotel gekommen bin und Mut zum Eintreten fand – so wie ich aussehe. Die ersten freundlichen Worte kommen aus fremdem Mund und ich finde Aufnahme, trotz des erbärmlichen Zustandes, in dem ich mich befinde.

Für die Berliner ist ein entlassener politischer Sträfling aus der Zone keine Sensation. Es gibt so viele! Fremde Gesichter sehen mich mitleidig an. Ich will kein Mitleid!

Ein Telegramm an die Mutter und Geschwister. Der Vater! Hätte er noch ein Vierteljahr auf mich gewartet, der Tod wäre ihm sicher leichter gefallen.

Bald wird die Mutter zu Hause sitzen und vor Freude weinen!

Der Gedanke tut gut und läßt das hilflose Alleinsein nicht so schmerzlich werden.

Die erste Nacht in einem Zimmer, dessen Türe ich von innen verschließen kann. Ich versuche es immer wieder . . . es ist ein unbeschreibliches Gefühl. Das weiche Bett läßt mich nicht schlafen und ich schaue dem Spiel der Lichtreklame zu, das bunte Reflexe in mein Zimmer wirft.

Von der Straße klingt der Lärm und die Hupen der Wagen nur gedämpft in meine Höhe. Es ist ein beruhigendes Geräusch – wie eine ferne Brandung! Ich habe die Fenster weit geöffnet.

Keine Gitter, keine Schuten und von draußen – vor der Türe – schallt nicht der schwere Schritt und das Schlüsselklirren der Wächterinnen.

Es ist einfach unfaßbar, daß alles Schwere und Beängstigende vorüber sein soll – endgültig – und ich nicht träume!

Als die ersten Straßenbahnen klingelnd in den Morgen fahren, bin ich noch wach. Mein Körper ist an das frühe Aufstehen gewöhnt und die freudige Unruhe treibt mich hoch.

Es ist noch so lange, bis ich wieder telefonieren kann. Ich gehe in meinem Zimmer auf und ab; entsetzt bleibe ich plötzlich stehen, als ich mich bei dieser jahrelangen Gewohnheit ertappe.

Wieviel mag ich an mir haben, das auf die Vergangenheit weist?

Ich wage es um acht Uhr wieder! Willy Brandt ist noch nicht im Rathaus. Ich vergaß, daß er nicht mehr nur Abgeordneter ist. Seit gestern weiß ich, er ist inzwischen Präsident des Abgeordnetenhauses geworden.‹

Ganz schön, Willy! Deine Träume scheinen in Erfüllung zu gehen! Meine auch?

Ich muß also warten, bis Präsidenten anfangen zu arbeiten. Ich lache bei dieser Einsicht.

Ich lasse mir mein Frühstück aufs Zimmer bringen, weil ich mich nicht in das Frühstückszimmer traue. Blechnapf und Löffel sind auf die Dauer mit Tischmanieren nicht zu vereinbaren. Ich werde erst wieder lernen müssen, mit Messer und Gabel umzugehen.

Hans Falladas Buch fällt mir ein: ›Wer einmal aus dem Blechnapf frißt.‹

Es ist neun Uhr – nun muß es soweit sein. Die Sekretärin bittet mich, am Telefon zu warten. Mein Herz schlägt wie wahnsinnig: Willy! Gleich!

Doch dann klingt wieder die kühle, unpersönliche Stimme der Sekretärin durch die Leitung: ›Der Herr Präsident bittet Sie, um 11.30 Uhr bei ihm vorzusprechen.‹

War ich töricht, anzunehmen, daß die geliebte Stimme sofort hätte dasein müssen? . . . Telefon?

Ich gehe langsam den weiten Weg bis zum Schöneberger Rathaus. Ich habe kein Geld mehr, um zu fahren. Aber ich habe ja auch noch viel Zeit.

Zeit . . . Zeit bis zum Wiedersehen nach über vier Jahren!

Noch habe ich nicht darüber nachgedacht, wie ich aussehe! Jetzt, bei meinem Eintritt in das Vorzimmer des Präsidenten, trifft mich der Blick einer sehr kultivierten Sekretärin, gleitet über mein Äußeres und bleibt fragend bei der ebenso gepflegten Kollegin hängen.

Ich habe Angst, daß man mich wieder abweist. Wo ist meine Selbstsicherheit geblieben? Ich durfte wider Erwarten im Vorzimmer Platz nehmen.

Es dauert noch etwas, wird mir gesagt. Mein Herz klopft wie irrsinnig. Ob man das wohl hört? Die Unruhe hat mich wie ein Fieber überfallen. Jetzt dauert mir alles schon zu lange, nachdem ich Jahre geduldig warten mußte! Eine Vorstellung jagt die andere. Werde ich ›die Jahre dazwischen‹ überbrücken können?

Tausend Fragen – tausend Hoffnungen.

Endlos schleichen die Minuten, und die halbe Stunde wird zu einer Ewigkeit. Wie magnetisch angezogen ruhen meine Augen auf der getäfelten Tür, die sich bald öffnen muß.

Jetzt! Die Sekretärin öffnet sie . . . ein Schritt . . . noch einer und ich stehe in Willys Zimmer – eine Welt scheint zusammenzufallen.

An einem pompösen Präsidentenschreibtisch, dessen kolossales Format den Superdimensionen des Raumes entspricht, sitzt der Mann, auf den ich Jahre gewartet habe. Den ich liebe – an den ich immer noch glaube.

Kann ich es! schießt es mir blitzschnell durch den Kopf. Kann nach vier Jahren Trennung so viel Raum zwischen zwei Menschen liegen, die einmal so eng verbunden waren?

Meine Füße sind wie Blei geworden und kleben am Boden. Die Länge des Raumes und die Breite des Schreibtisches liegen immer noch zwischen uns. Bleibt das so?

Ich friere trotz der Augusthitze. Der Raum ist kühl. Lächerlich! Ich denke daran, daß Präsidenten sicher Klimaanlagen haben.

Irgend etwas ist in mir tot, was vorher noch so lebendig war.

Bringt mein versteinertes Gesicht Willy jetzt auf die Beine? Zögernd kommt er auf mich zu, oder sollte der Schreibtisch die Distanz anzeigen, die er zwischen uns zu legen beabsichtigt? Überwältigt ihn jetzt nur das Mitleid mit dem Mädchen, das sich wesentlich von dem früheren unterscheidet?

In der Mitte des Raumes treffen wir uns. Plötzlich schäme ich mich! Meine ganze lausige Ungepflegtheit paßt nicht zum Stil des Präsidentengemaches und zu dem neuen Menschen, der vor mir steht. Ich möchte weglaufen und erst als in seinen Mundwinkeln das altvertraute Lächeln aufgeistert, halte ich mich an seinen Händen fest, so fest, als ob ich sie nie wieder loslassen wollte.

Doch er löste sich von mir, legte einen Arm um meine Schultern und führte mich zu einem Sessel.

Ich mußte ganz plötzlich und heftig weinen. Aber die Tränen beruhigen und schwemmen auch die Enttäuschung weg. Zurück bleibt nur noch das: Endlich!«

So schildert uns Susanne Sievers die Jahre bis zu ihrer Rückkehr aus dem sowjetzonalen Zuchthaus und das Wiedersehen mit Willy Brandt.

Wie sie selber eingesteht, war sie töricht genug, anzunehmen, daß ihre Illusionen – durch die Haftjahre und den Mangel an menschlicher Fürsorge eng mit Willy Brandt verknüpft – in Erfüllung gehen könnten.

Doch mag das Erscheinen der Frau, die für Willy Brandt mehr als eine Liebelei gewesen war – wie aus seinen Briefen erkenntlich ist – etwas plötzlich für ihn gekommen sein. Oder sollte er Angst bekommen haben vor Gefühlen, die ihm mit offenen Händen entgegengereicht wurden, die er aber nun nicht mehr und schon gar nicht mehr gebrauchen konnte.?

Als Susanne Willy Brandt die Umstände ihrer Verhaftung und Verurteilung erzählt, sieht er sie mit ungläubigem Lächeln an.

»Ich hatte nicht mehr mit dem Ostbüro der SPD zu tun, als jeder andere Funktionär meiner Partei.«

Susanne zuckte zusammen!

Funktionär? Das Wort kannte und haßte sie aus dem ostzonalen Sprachschatz.

»Ist Willy Brandt ein Funktionär?« fragt sie sich und sieht ihn zum ersten Mal anders – im Mantel der Parteizugehörigkeit.

Sie versucht, ihm verständlich zu machen, daß ihr selber die eigene Verhaftung und Verurteilung mitsamt der Urteilsbegründung unverständlich geblieben ist. Ihre Hoffnung, durch ihn Klarheit zu gewinnen, scheint sich nicht zu erfüllen.

Nur zögernd gibt er zu, daß es auch schon andere gab, die angeblich für ihn Spionage getrieben haben sollten und von den Behörden der Zone aus diesem Grunde verurteilt wurden.

»Ja, aber ich trage auch da keine Schuld«, meinte Willy.

Susanne hatte nicht vor, Willy die Schuld zu geben. Was hätte es auch genutzt? Jahre, die verloren sind, können nicht zurückgeholt werden. Auch nicht durch Schuldeingeständnisse.

Wie seine bisherigen Gefährtinnen und Ehefrauen war auch Susanne in bestimmte Vorkommnisse um Willy Brandt hineingezogen worden – die sicher von ihm nicht beabsichtigten Folgen waren allein für Susanne schlimm und tragisch geworden.

Doch hätte Willy Brandt ruhig der Heimgekehrten gegenüber eingestehen sollen, daß es schon erklärlich ist, wenn ihn der SSD der Ostzone für eine «Schlüsselfigur der alliierten Geheimdienste in Berlin« und »Leiter des Ostbüros der SPD in Berlin« hält.

Es ist unbegreiflich, warum ein Mann, der in der Konspiration groß und bekannt geworden ist, jede Arbeit und Verbindung zu bestimmten Stellen leugnet.

Aber er, der immer nur vorübergehend inhaftiert war und dann immer das Glück hatte, mit heiler Haut davonzukommen, konnte ja auch nicht ahnen, was es für eine Frau bedeutet, mitten aus dem Leben herausgerissen zu werden und vier Jahre sinnlos und ohne Grund eingesperrt zu sein und vegetieren zu müssen hinter Gittern und Mauern mit dem Endziel: acht Jahre Zuchthaus!

»Als Susanne nach den Kameradinnen fragt, die früher entlassen als sie, in ihrem Auftrag Willy Brandt aufsuchten, um ihm eine Nachricht zu übermitteln, wird er etwas ungehalten: ›Ja, sie sind gekommen‹, antwortete er, ›aber später wurde es mir zuviel.‹ – ›Es hat viel Wirbel um Dich in meiner Ehe gegeben, nur durch das Auftreten einer solchen Frau, die mich bis in meine Wohnung nach Schlachtensee verfolgte‹, scheute sich Willy Brandt nicht, zu sagen. Susanne, hinter der mehr als ein ›ehelicher Wirbelsturm‹ lag, wurde sehr still. Zugegeben, es ist peinlich, durch dritte

Personen in Gegenwart der eigenen Ehefrau an Verpflichtungen erinnert zu werden, die man der Freundin im Zuchthaus gegenüber hat.

Als Anfang 1956 der ehemalige Haft-Zahnarzt aus dem ›Roten Ochsen‹ in Halle mit dem gleichen Anliegen, Susanne helfen zu wollen, an Willy Brandt herantrat, gelang es ihm vorerst nicht, ihn zu sprechen. Erst als er bewaffnet mit einem sehr energisch gehaltenen Brief, den er von einer Schwester Susannes als Alibi erhalten hatte, wieder im Schöneberger Rathaus aufkreuzte, wurde er ins Präsidentengemach eingelassen, ohne jedoch das Wohlwollen des Präsidenten für sich in Anspruch nehmen zu können.

Immerhin gelang es seinen Vorstellungen dann doch, daß sich endlich, nach vier Jahren, Willy Brandt um eine Freilassung Susannes bemühte. Er und Otto Heinrich Grewe versuchten über ihre jeweiligen Verbindungen eine positive Zusage zu erhalten. Es ist anzunehmen und mehr als wahrscheinlich, daß Susanne daraufhin begnadigt und entlassen wurde. ›Ich konnte nicht früher etwas für Dich tun, die Zeit war noch nicht reif. Jeder frühere Versuch hätte Dir neue Schwierigkeiten gebracht‹, erzählte Willy dann Susanne abschließend.

Die halbe Stunde, die für diesen unvorhergesehenen Besuch vorgesehen wurde, war vorbei, der nächste Besucher wartete bereits, um mit dem Präsidenten zu plaudern.

Willy Brandt gab Susanne, die ja ohne Geld entlassen worden war und nur mit einer Fahrkarte bis Berlin versehen war, 100 Mark und übergab sie seinem persönlichen Referenten, Hans Wellmann, der alles weitere veranlassen sollte. Sie trennten sich, ohne allein gewesen zu sein. Im Beisein von Hans Wellmann wünschte Willy Brandt Susanne eine recht gute Erholung und forderte sie auf, ihm gelegentlich einmal zu schreiben, wie es ihr gehe.

Hans Wellmann, der Vertraute von Willy Brandt, avisierte sie dann an der Stelle, wo ›Hilfsbedürftige‹ einen kostenlosen Flugschein zum Westen erhalten und meldete sie auch in Marienfelde an, damit sie schneller zu einem Notpaß kam, der die Ausreise ermöglichte.

30 Minuten Sehen und Sprechen hatten genügt, um den Turmbau von Illusionen und Wünschen einstürzen zu lassen. ›Ich konnte es erst nicht glauben. Das ist doch nicht wirklich‹, dachte Susanne, als sie Willy und seine Präsidentenpracht verließ. ›Er war, als ob zwischen ihm und mir nie etwas geschehen wäre. Ich mußte erkennen, daß alles, woran ich mich in den vergangenen Jahren geklammert hatte, in einer halben Stunde verloren war.‹«

Das Verständnis, die Liebe und die echte ehrliche Freude über ihre

Heimkehr fand Susanne dann zu Hause bei der alten Mutter, in deren Armen sie sich ausweinte.

Die Kinder waren in Ferien und blieben vorerst noch ohne Nachricht, daß die Mutter wieder zurück war. Susanne wollte nicht so erbärmlich, wie sie aussah, den Kindern gegenübertreten. Von den Geschwistern wurde sie langsam darauf vorbereitet, wie ihre Verhaftung im Spiegel der Öffentlichkeit hingestellt worden war und wie sie alle unter der Last zu tragen gehabt hätten, vor allem die Kinder. Die Tochter war unter der engstirnigen Auffassung von Lehrschwestern und Lehrerinnen sogar gezwungen, die Schule zu wechseln. Mitschülerinnen, deren Eltern vorstellig geworden waren, daß ihre Tochter nicht der richtige Umgang für die Tochter einer »Zuchthäuslerin« – einer Frau so gänzlich ohne Moral – sei, schnitten und isolierten das Kind.

Susanne, die krank nach Hause gekommen war und zu 70 Prozent schwerbeschädigt, faßte, was so auf sie einstürmte, nur langsam auf. Sie glaubte, verrückt zu werden. Das konnte doch nicht wahr sein! Und keiner, der für sie eingetreten wäre, kein Willy Brandt, der Klarheit in die Verworrenheit von Feststellungen und Gerüchten hätte bringen können?

Kein Mitarbeiter Peter Hinterholzer, der sie in den Ostsektor geschickt hatte? Nur Stories in wilder Folge mit winzigen Wahrheiten fand sie schriftlich vor, die im Jahre 1952 durch die Presse gegeistert waren.

Ihr Informationsdienst war laut Peter Hinterholzer bereits im Jahre 1953 eingegangen. Ihr Wagen eingezogen vom Kreditgeber, trotzdem Hinterholzer die Wechsel fertig bezahlt hatte. Nur Nutznießung hatte er keine gehabt, wie auch von allen anderen zurückgelassenen Dingen nicht.

»Ist das eine Heimkehr? Bin ich in eine Wüste gekommen, statt in ein Stückchen fruchtbare Heimat?« fragte Susanne. Nur die Liebe von den Kindern und die treue Fürsorge der Mutter halfen ihr über die Stunden der schrecklichsten Enttäuschung hinweg. »Heißt Opfer einer Willkür werden auch Opfer einer Hetze im eigenen Land, ohne sich hinter Gittern wehren zu können?«, verbittert stellte sie die Trägheit des Verstehenwollens um sich herum fest. Die Sorgen des Alltags in der Freiheit erweisen sich für sie nicht minder drückend als die Nöte im Zuchthaus. Das Hineinleben in ein neues Leben stellt die größten Anforderungen an sie, die sie mit einem kranken Körper kaum bewältigen kann. In der Erinnerung und in der Sehnsucht erschien ihr einstmals das Verlorene als Paradies. Heimgekehrt sucht sie die damit verbundene Seligkeit. Immer mehr Illusionen werden ihr abgenommen. Die zurückgekehrte Frau läuft Gefahr, von einer Umwelt absorbiert zu werden, für die das, was dem Zonenhäftling Jahre fehlten, nur zu selbstverständlich ist.

Wieder einmal bestätigt sich eine Binsenwahrheit, daß Freiheit und Luft zu den Gegenständen gehören, die man nur spürt, wenn man sie nicht hat.

Susanne findet die Anerkennung eines politischen Häftlings nach dem Häftlingshilfegesetz. Sie bekommt eine Summe von knapp DM 3000,– als Haftentschädigung. Der Rechtsanwalt Hinterholzers, Dr. Böckenhoff, ein rigoroser Mann, erreicht einen Vergleich, wonach sie auf alle Ansprüche verzichtet und mit DM 2000,– Abfindung einverstanden ist. Nochmals wird betont, daß sowohl der Informationsdienst eingegangen ist, und Peter Hinterholzer auch nicht Nutznießer des Wagens war.

Nach einem halben Jahr, als sie –wenn auch nur teilweise arbeitsfähig – wiederhergestellt ist, entdeckt sie im Rudolf-Franken-Verlag, Bonn, ihren Dienst »Bonner-Informations-Briefe« wieder. Sogar das alte Postschließfach im Bundeshaus wird noch benutzt. Hinterholzer hat jahrelang den Dienst weitergeführt und die Abonnenten mit Hinweis auf das Schicksal Susanne Sievers – der er sich verpflichtet fühle und in deren Auftrag er weiterarbeite – zu halten gewußt. Dann, kurz vor ihrer Rückkehr, verkaufte er gegen gutes Geld die Rechte und den Namen des Dienstes – dessen Herausgeberin Susanne Sievers war – an Rudolf Franken und arbeitete aber noch weiter gegen Honorar für Franken.

Auch das Schicksal des Wagens fand Aufklärung. Hinterholzer scheute sich nicht, das angebliche »Liebespfand eines Abgeordneten«, wie der STERN zu berichten wußte, jahrelang selbst zu fahren, bis er ihn als Anzahlung für einen neuen Wagen abgab.

Noch hatte Susanne nicht die Kraft und die Gesundheit, aber noch viel weniger das Geld, um gegen allen Betrug, gegen alle Machenschaften anzugehen.

Sie schreibt bittere Worte der Enttäuschung an Brandt, der sie tröstet:

Berlin, den 31. 8. 56

Liebe Susanne!
Vielen Dank für Deinen Brief. Ich stehe vor einer kurzen Reise nach Norddeutschland und muß mich daher sehr kurz fassen.
Sobald ich aus Siegburg etwas höre, werde ich natürlich eine Bestätigung schicken – im wesentlichen gestützt auf das, was, wie Du auch meinst, ich von Deinen Mitgefangenen gehört hatte. Entsprechend müßte sich ja auch der Anwalt äußern können, der für die Bundesregierung hier in Berlin tätig war und dem Dein Fall nahegebracht worden war.
Im übrigen muß Du geduldig sein, um nicht den neuen Abschnitt Deines Lebens mit zuviel Bitterkeit zu beginnen. Die Menschen haben sich im we-

sentlichen nicht geändert. Du siehst sie verständlicherweise jetzt nur anders als früher – vielleicht richtiger als früher.
Dein Vertrauen ehrt mich. Ich weiß nicht, ob Dir das, was ich Dir zu sagen haben könnte, wesentlich weiterhelfen würde. Jedenfalls könnte ich Dir wohl den einen oder anderen Hinweis geben.
Ich werde am 10. September nach Bonn kommen, aber nur wenige Tage dort sein. Wahrscheinlich bin ich am Abend des 10. frei, vielleicht auch erst am Abend des 12. Kannst Du am späten Nachmittag des 10. – nach 18 Uhr – bei mir im Bundeshaus anrufen?
Die Hotelrechnung hat Herr Wellmann natürlich in Ordnung gebracht. Du brauchst Dir – neben allen anderen Sorgen, die Du haben wirst – wirklich nicht auch noch Gedanken über die Auslagen zu machen, die Du hier auf der Durchfahrt hattest.
Herzliche Grüße!

Willy Brandt

Sie treffen sich am 10. September wieder. Willy Brandt ist für einige Tage in Bonn und der Abend gehört ihnen und sollte eigentlich nicht der Erinnerung dienen. Deshalb gingen sie auch nicht wie früher ins Weinhaus »Streng«, sondern zu »Jacobs«.

Susanne erschien Willy Brandt an diesem Abend vertrauter . . . fast wie früher.

Sie hatte sich in den letzten Wochen überraschend schnell erholt und zu ihrem Vorteil verändert. Das Verhärmte und Verbitterte war in ihrem Gesicht verlöscht. Was die Jahre ihren Zügen an Jugend genommen hatten, wurde durch die Reife ihres Ausdrucks und dem Charme ihres Wesens – der langsam wieder zum Vorschein kam – wettgemacht.

Seit die Kinder sich über die Traurigkeit in ihren Augen beklagt hatten, »laß sie doch wieder lachen, so wie früher«, war sie bemüht, alles zu verbergen und niemandem mehr zu zeigen, wieviel Schmerz und Enttäuschung mit der wiedergewonnenen Freiheit verbunden war.

Etwas bitter stellte sie fest, daß Willy an diesem Abend so ist, wie sie ihn bei ihrer Heimkehr gerne gesehen hätte. Dann wäre wohl alles leichter zu ertragen gewesen!

»Sogar das altvertraute ›Puma‹ kam wieder über seine Lippen.«

Sicher war es falsch gewesen, sagte sie sich, so unmittelbar aus dem Zuchthaus kommend, vor Willy hinzutreten. Jetzt, in diesen Stunden – in der zwangloseren und vertrauteren Umgebung – war es fast so, wie das Sichfinden zweier lange getrennter Liebender.

Sie blickte ihn immer wieder aufmerksam an. Auch er war älter gewor-

den. Die vergangenen Jahre hatten Spuren hinterlassen. Doch seine Stimme hatte noch den gleichen Klang. Auch sein Charme war der gleiche . . . liebenswerte geblieben. Die Stirn war höher geworden und die Haarlocke – die ihm immer noch ins Gesicht fiel – etwas dünner.

Er sah dicker aus und sein Gesicht gedunsen. Aber immer noch lag über allem das jungenhafte Aussehen, das sie früher so unwiderstehlich angezogen hatte.

Das Wiedersehen in Berlin hatte Wunden geschlagen. Sie sah ihn klarer und nüchterner, vielleicht so, wie er wirklich war. »Die Menschen haben sich nicht geändert . . .«

Solange sie von ihm getrennt war, hatte er in ihr gelebt . . . eine Liebe im Glorienschein der Erinnerung.

Jetzt war das Echo ihres Herzens matter. Die Last der Enttäuschung zu schwer, um ihm wie früher – wie noch vor einigen Wochen – mit offenen Händen entgegenzukommen.

Konnte es noch eine Brücke zwischen ihnen geben? Sie wußten es beide nicht, als sie die Gläser hoben und zum erstenmal wieder miteinander anstießen.

Der Wein löste ihre Befangenheit. Sie redeten vom Naheliegenden, von der Welt des Gestern und Heute. Vom Erfolg, den Willy auf der politischen Bühne in den vergangenen Jahren gefunden hatte, von den Möglichkeiten, die es für Susanne gab, wieder festen Fuß zu fassen.

»Erst mußt Du wieder völlig gesund werden, dann wird sich alles weitere finden. Sicher werde ich Dir helfen können«, versicherte ihr Willy an diesem Abend.

Zu später Stunde brechen sie auf. Susanne muß zurück nach Honnef, wo sie bei der Mutter wohnt. Die Wohnung in der Reuterstraße ging genauso verloren, wie alles andere. – Die Dunkelheit der Straße nimmt sie auf. Es ist nicht weit bis zur Bahn und fast menschenleer um diese Zeit.

Willy sieht den Schimmer in den hellen Augen von Susanne. Sie sind so schön geblieben, wie sie immer waren, denkt er. Sie ist aber anders geworden: stiller, verschlossener! Vielleicht reizt ihn das?

Plötzlich spricht er offen von dem, was früher war. Er bleibt stehen und zieht sie an sich.

Susanne wollte zurückweichen, als er sie küßte, weil sie Angst hatte, den Damm zu brechen, den sie seit Berlin um Erinnerung und Gefühl gebaut hat. Aber dann sah sie sein Lächeln, spürte den altvertrauten Geruch und seine Hand in ihrem Nacken – und ließ sich mitreißen in einen Wirbel, der aus dem »Damals« kam.

Rauhes Lachen und zotige Worte von Halbstarken, die über den Bot-

lerplatz streunten, reißen sie aus ihrer Versunkenheit. Eilig . . . so als ob sie vor ihrem eigenen Gefühl weglaufen müßten, überqueren sie den Platz und erreichen die Haltestelle. Ein hastiger Händedruck! Und erst als Susanne hinter den Scheiben der Bahn wieder auftaucht, spürt Willy das Verlangen, sie zurückzurufen.

Die Entscheidung wird ihm abgenommen . . . die Bahn gleitet an ihm vorbei. Susanne sieht noch sein resignierendes Lächeln, als er sich abrupt umdreht und geht.

Einige Tage später schreibt Willy ihr aus Berlin:

Bonn, 26. 9. 56

Liebe Susanne,
vielen Dank für Deine Zeilen, die ich eben – kurz vor meinem Rückflug – erhalte. Ich bin diese Woche nur noch mal Freitagvormittag zu einem Vortrag in Bonn.
Wir werden uns also erst sehen, wenn Du Deine Schwarzwald-Wochen hinter Dir haben wirst. Vielleicht ist das auch ganz gut, um der »Gefahr der Rückfälligkeit« zu entgehen.
Chruschtschow-Rede und Buch werde ich aus Berlin schicken. Die werden Dir dann wohl nachgesandt werden.
Herzliche Grüße

Willy

Die Befürchtung, vielleicht »dieser« Gefahr nicht widerstehen zu können und sich seinem Gefühl hinzugeben, entspringt wohl seiner Einsicht, daß die Triebhaftigkeit seines Wesens immer stärker ist als alle guten Vorsätze, Versprechungen und Treuegefühle.

Willy Brandt hofft, daß, wenn er Susanne nach Wochen wiedersieht, auch sein »Mitleid« mit ihr überwunden ist.

Im November kommt Susanne aus Badenweiler zurück. Sie ist so gesund und erholt, wie das bei der Krankheit, die sie aus der Haft mitgebracht hat, möglich sein kann. Die noch verbleibende Hypothek wird sie immer zwingen, ihr Leben entsprechend einzurichten.

Sie muß sich nach einer passenden Arbeit umschauen. Das ist nicht so einfach. Sie sucht Verbindung zu bekommen zu alten Freunden und alten Kreisen.

Sie findet dicke Bäuche und Männer in fetten Positionen und zwischen ihr und ihnen eine undurchdringliche Wand aus Sattheit, Trägheit, Distanz und Unverständnis.

Präsidenten, Direktoren, Chefredakteure und ähnliche Errungenschaf-

ten sind schlecht in Einklang zu bringen mit den Jahren im Zuchthaus, das Susanne als einziges »Plus« der Vergangenheit aufweisen kann.

Sie hatte auf bitterem Wege Dinge gelernt, die sie in der Freiheit nie hätte erwerben können. Das half ihr nun, als eine Hoffnung nach der anderen zerschellte. Als Träume platzten, und sie erkennen mußte, daß sie mehr verloren hatte, als nur vier Jahres ihres Lebens.

Sie lernte, realistischer zu denken und zu handeln!

Sie besuchte das Ostbüro der SPD, um wenigstens einmal den Kreis kennenzulernen, mit dem man sie grundlos in Verbindung gebracht hatte . . . für das sie Spionage getrieben haben sollte. Sie lernte einen Mitarbeiter aus der »Baracke« kennen, wie sich das SPD-Zentrum auf der Friedrich-Ebert-Allee in Bonn gern zu nennen pflegt, um das Provisorium Bonn zu betonen, denn der Gebäudekomplex selbst ist als Provisorium der Partei längst zu kostpielig geworden.

Der Mann bringt sie mit Stephan Thomas, der noch immer der Leiter des Ost-Büros ist, zusammen.

Obgleich man in den vergangenen Jahren die »Akte Sievers« in dem Büro sehr umfassend ergänzt hatte, schien Stephan Thomas, Susanne Sievers nicht richtig einzuschätzen. Vielleicht saß er aber auch schon zu lange in seinem Stuhl, um über die eigene Selbstzufriedenheit hinaus noch den feinen Unterschied erkennen zu können, der zwischen dem im sicheren Hinterland tätigen Leiter des Ostbüros und dem von der »Front« kommenden politischen Häftling bestand.

Das einzige hilfreiche Angebot, das er bereit war zu geben, bestand darin, daß Susanne für ihn etwas »schnüffeln« sollte in Verbänden, Vereinen und Seminaren, in denen sie als »Heimkehrerin« Aufnahme und Eingang gefunden hatte.

Oder war Stephan Thomas, der ja eine Zeitlang eng mit Willy Brandt zusammengearbeitet hatte, der Meinung, das Urteil der Hilde Benjamin wäre zutreffend gewesen und Susanne in diesem Metier heimisch und gerne zu Diensten bereit?

Susanne beklagte sich bei Willy Brandt, enttäuscht darüber, wie die Hände aussahen, die sich ihr angeblich entgegenstreckten. Noch waren Brandt und Thomas – die der antagonistische Kampf um Lorbeeren auseinandergebracht hatte – nicht dem Zug der Zeit gefolgt; noch schnitten sie sich.

Deshalb fand Susanne wohl auch bei Willy Verständnis und erhielt den Rat: »Bleib da weg. Es wird sich anderweitig etwas finden.«

Nur wo, das sagte er nicht, und auch nicht warum!

Susanne trifft Otto Heinrich Grewe wieder, den fröhlichen Kumpan

von früher. Willy hatte ihr erzählt, daß auch Otto Heinrich versucht habe, seine Beziehungen für ihre Freilassung auszunutzen.

Sie will sich bei ihm bedanken. Vielleicht kann er ihr weiterhelfen.

Sie trifft einen Mann, der unter der Last des Vorsitzenden vom »Wiedergutmachungs-Ausschuß« des Deutschen Bundestages und dem Andrang in seiner Rechtsanwaltspraxis, die hauptsächlich von jüdischen Klienten besucht wird, zwar nicht schlecht lebt, aber wenig Zeit für sich behält. Susanne hat Mitleid mit ihm und schweigt. Sie ist nur noch Zuhörerin, als er von seinem Grundstück in Ascona erzählt, auf dem er sein Haus bauen will.

Sie fühlt, sie ist hier nicht am rechten Platze. Zuviel liegt zwischen gestern und heute.

Haben die Menschen sich nicht geändert?

Sie findet einen Ausweg. Man bietet ihr eine gute Stelle in der Berliner Landesvertretung in Bonn an. Als Referenz gibt sie Willy Brandt, den Präsidenten des Abgeordnetenhauses an. Warum auch nicht?

Als Willy nach Bonn kommt und sich mit Susanne trifft, ist er verstimmt.

»Es ist nicht gut, wenn wir so eng zusammenarbeiten!« sagt er zu ihr.

»Bist Du ängstlich, ich könnte so taktlos sein und auf unsere Verbindung anspielen?« fragt Susanne zurück.

»Nein, aber wir könnten uns privat dann nicht mehr sehen", findet Willy den Ausweg, an einem klaren Nein oder Ja vorbeizukommen.

Das schreckt Susanne tatsächlich ab, darauf will sie es nicht ankommen lassen!

Sie können sich zwar nicht oft sehen, weil Willy nicht immer in Bonn die Zeit findet, um mit ihr zusammenzubleiben, aber sie findet auch nicht die Kraft, endgültig einen Trennungsstrich zu ziehen.

Längst hat Susanne eingesehen und erkannt, was Willy zu den kleinen »Wiedersehensfeiern« treibt. Es ist etwas zwischen ihnen, was ihn immer wieder anzieht, an das sie sich klammert. Vielleicht hat sie Angst, nicht nur ihn zu verlieren, sondern vielmehr, damit auch die ganze Sinnlosigkeit der letzten Jahre deutlicher zu erkennen.

»Im Frühjahr 1957 ist Willy in Höchenschwand im Schwarzwald. Aber die Zeit des Ausspannens – die er sich in seiner Rastlosigkeit gönnt – ist zu kurz. Die Entwicklung der letzten Jahre, sein zäher Kampf innerhalb der Partei haben ihn nervlich angeschlagen.«

Neuer politischer Ärger wartet auf ihn – ungelegen kommend wie nie!

Seit 1956 taucht im parteipolitischen Kulissengeflüster Willy Brandt als

potentieller Nachfolger des todkranken Otto Suhr auf.

Willy weiß, daß seine Chance, dieses umworbene und begehrte Amt zu erhalten, günstig sind. Sein alter Rivale, Franz Neumann, wird zwar alles versuchen, ihm diese Führungsposition zu entziehen, aber das Fundament, auf das Brandt jetzt bauen kann, ist durch seine unermüdliche Kleinarbeit gefestigt und zuverlässig.

Der neue Start politischer Angriffe, die wiederum seiner Emigrationszeit gelten, zwingt ihn diesmal, hart zurückzuschlagen, um alles zu gewinnen.

Er, der auch früher mit Susanne offen über seine politischen Schwierigkeiten gesprochen hatte – ohne allerdings die eigentlichen und ursächlichen Zusammenhänge zu klären, findet auch jetzt ihr Ohr, als er Ende Mai 1957 klagend an sie schreibt:

Bonn, den 28. Mai 57

Liebe Susanne!
Es ist gewiß nicht in Ordnung, daß ich erst heute auf Deinen Brief vom 30. 4. antworte. Aber es gibt dafür Gründe. Erstens bin ich bis Anfang Mai in Höchenschwand geblieben und trotzdem stellt sich heraus, daß die Zeit des Ausspannens zu kurz war: ich bin nicht organisch krank, aber doch durch die Entwicklung der letzten Jahre nervlich einigermaßen angeschlagen – mit der Folge, daß ich mich noch für einige Zeit zusammennehmen muß. Zum anderen habe ich in den letzten Wochen politischen Ärger. Persönliche Unzulänglichkeit und parteipolitische Verblendung – wenn nicht Schlimmeres – haben eine gewisse Gruppe in Berlin dazu verleitet, mich wegen meiner Haltung in der Emigration zu verleumden. Folge: ich habe mich, da ich mir nichts vorzuwerfen haben, entschlossen, den Weg der Auseinandersetzung vor Gericht zu gehen.
Aber wozu klagen? Viel näher liegt die Frage, was sich inzwischen bei Dir getan hat. Dein letzter Brief war voller Enttäuschung und Resignation. Hat sich in der Zwischenzeit nichts Neues, haben sich keine Ansatzpunkte für eine sinnvolle Tätigkeit ergeben? Ich hoffe es sehr. Aber auch wenn es noch nicht der Fall sein sollte, darfst Du ganz einfach nicht resignieren! Im Laufe dieses Monats bin ich nur ein paar Mal sehr kurz in Bonn gewesen. Und nun kommt die Pfingstpause. Aber ich hoffe, daß wir einander jedenfalls nach Pfingsten nach langer Zeit wieder einmal begegnen werden. Herr Köhler hatte mir wegen eines Artikels für das VOS-Organ geschrieben. Ich bin leider nicht dazu gekommen und muß mich (s. oben) bis auf weiteres überhaupt auf die unbedingt notwendige Arbeit beschränken. Im übrigen würde ich es sehr begrüßen, wenn Ihr – jedenfalls nach der Bundestagswahlen –

einen ernsten Versuch machen würdet, das Verhältnis zur Sozialdemokratie zu ordnen. Das müßte natürlich an möglichst zentraler Stelle geschehen. Herzliche Grüße!

Willy

»Susanne versucht, sich selbst ein klares Bild zu verschaffen und liest alles, was ihr über Willy Brandt zugängig wird. Sie findet durch den Dschungel von Gerüchten und Widersprüchen keinen Weg zur Wahrheit. Sie bestürmt ihn mit Fragen, als sie sich wiedersehen. Er ist ungeduldig und nervös. Seine Antworten befriedigen sie auch nicht.

Susanne hat inzwischen angefangen, als freiberufliche Journalistin zu arbeiten. Was liegt näher, als daß sie sich mit gesamtdeuschen Problemen und Verteidigungsfragen beschäftigt? Unerwartet wird ihr Hilfe von einer Seite entgegengebracht, von der sie keine erwartet hat.

Sie trifft Franz-Josef Strauß, der inzwischen Verteidigungsminister geworden ist, bei einer Versammlung zum erstenmal seit der Heimkehr wieder. Er, der sie am herzlichsten zur Rückkehr beglückwünscht, ist erstaunt zu hören, daß sie über Willy Brandt keine Unterstützung gefunden hat.

Er versucht ihr, im Rahmen seiner Möglichkeit zu helfen. Die erste Hilfe, um die sie nicht zu bitten brauchte!

Susanne hat längst die Hoffnung aufgegeben, über Willy zu einer festen und gesicherten Existenz zu kommen. Alle zaghaften und alle deutlichen Versuche verliefen im Sand. Seine Sorgen ließen ihm nicht so viel Verständnis für ihre Nöte.

Dr. Suhr – es wurde immer deutlicher – wird nicht mehr lange leben und Willy Brandt muß, will er das sichere Amt nicht völlig unvorbereitet übernehmen – gewisse Vorbereitungen treffen.

Dazu gehört, daß er, in der Überzeugung, daß er sich das leisten kann, ziemlich brutal erklärt: ›Wir können uns öffentlich nicht mehr sehen lassen. Ich kann mir das bei all meinen Plänen nicht mehr leisten. Rut könnte es erfahren und ich kann ihr nicht versagen, was ich mir selbst erlaube. So haben wir das immer gehalten. Damit muß jetzt aber Schluß sein.‹

Es schmerzt Susanne noch nicht einmal so sehr. Seine Selbstsucht, sein unbändiger Trieb und Ehrgeiz sind Faktoren, mit denen sie längst vertraut ist. Sie wünscht sich zwar, ihm noch einmal verfallen zu können, ihm uneingeschränkt zu glauben und vertrauen zu können wie damals, aber einen Menschen nackt, mit allen Fehlern sehen und nicht mehr verstehen zu können, ist so etwas wie endgültig Abschied nehmen von einem Idol, das seinen Sinn verloren hat.

Im Oktober 1957 wird Willy Brandt das, was der Informationsdienst

von Susanne vor Jahren etwas zu frühzeitig gemeldet hatte: Regierender Bürgermeister von Berlin!

Er tritt das Erbe Ernst Reuters an – vier Jahre nach dessen Tod.«

Knapp zehn Jahre nach seiner Rückkehr in die deutsche Staatsbürgerschaft ist es Willy Brandt gelungen, das höchste Amt, das ein Land in der Bundesrepublik zu vergeben hat, zu erringen.

Daß es Berlin ist, dessen Schicksal in seine Hände gelegt wird, verpflichtet ihn doppelt und in jeder Beziehung.

Bis November 1957 hat sich Susanne einen sicheren Aufgabenkreis erworben, der ihr die Möglichkeit gibt, endlich auch wieder eine Wohnung zu mieten und einzurichten.

»Deine Nachricht, daß Du wieder ein eigenes Heim hast, hat mich sehr gefreut«, schreibt Willy aus Berlin.

Noch ehe das alte Jahr zu Ende geht, besucht er sie. Das ist jetzt ja wesentlich einfacher für ihn geworden.

Anfang des neuen Jahres sollte es der Tochter von Susanne – die im gleichen Alter stand wie Ninja, Willys Tochter aus erster Ehe – gelingen, endlich den Nimbus um Willy Brandt bei der Mutter zu zerstören.

Willy hatte sich telefonisch für den Abend angemeldet und wollte gegen acht Uhr da sein.

Ute, die 18jährige, die nicht nur bei der Mutter, sondern mehr noch in der Schule und im Freundeskreis über den Regierenden Bürgermeister von Berlin gehört hatte, kannte Willy Brandt von Bildern her und fand ihn fabelhaft!

Sie warf im jugendlichen Überschwang, den Mann – der ein zweiter Ernst Reuter sein sollte – bald kennenlernen zu können, die Blumenvase auf dem festlich gedeckten Tisch um.

Sie mußten beide lange warten an diesem Abend. Willy kam gegen Mitternacht und befand sich nahe an der Grenze zur Betrunkenheit.

Vielleicht hatte er nicht mehr mit der Gegenwart der Tochter gerechnet; vielleicht hatte er aber auch schon den Grad von trunkener Gleichgültigkeit erreicht, der ihm jedes Taktgefühl raubte.

Er hatte unter jeden Arm eine Sektflasche geklemmt, hektisch gerötete Augenlider und einzelne Haarsträhnen fielen ihm ins Gesicht. Fürwahr kein schöner Anblick und schon gar nicht in den Augen des jungen Mädchens ein Held. Ute musterte ihn eiskalt, fast zitternd vor Enttäuschung – drehte sich um und verließ endgültig das Zimmer.

Susanne stand wie erstarrt. Das war nicht wieder gutzumachen! Willy und seine Verfassung wurden nebensächlich. Sie wußte, wie Enttäuschung und das Purzeln von Illusionen schmerzen konnten.

Sie ging in das Zimmer und fand die Tochter schluchzend auf dem Bett liegen.

»Daß ein Mann es in einem solchen Zustand wagt, um diese Zeit zu uns zu kommen!«

»Wie kann Dir ein solcher Mann so viel bedeuten?«

»Wie kann er ein so hohes Amt überhaupt besitzen?«

Susanne hätte mitweinen mögen! Alles, was Willy Brandt ihr mit oder ohne Verschulden zugefügt hatte . . . war nichts im Vergleich zu der Scham, die sie seinetwegen gegenüber der Tochter empfand.

Sie ging zu ihm zurück, um ihm mit harten Worten klarzumachen, daß dies wohl das Ende sei.

Sie fand ihn schlafend im Sessel liegen.

Resignierend bestellte sie ein Taxi und ließ Willy in seine Bonner Residenz bringen, ein wenig lädiert – ein wenig würdelos. Aber welchem Mann ist das noch nicht passiert? Sein Pech war nur, daß sein Amt ihm Fesseln anlegte, die ihn eigentlich hätten hindern müssen: ganz sich selbst zu sein!

Willy Brandt berichtet ziemlich am Ende seines Buches »Mein Weg nach Berlin«, daß ihm Rut bei der schweren Bürde, die sein Amt ihm auferlegt, eine große Hilfe ist und »Halt in der zermürbenden Hast des politischen Lebens.«

Dieses Eingeständnis – was er zudem allen seinen Frauen gegenüber machte – kann man Willy Brandt durchaus abnehmen.

Rut in ihrer natürlichen Art, weiß immer noch alle Herzen zu gewinnen. Willy Brandt, der zunehmend zu hochfahrendem Wesen neigt, ist oft auf ihre Vermittlung angewiesen. Ihr Charme überwindet jede Schwierigkeit und jeden Schnitzer auf gesellschaftlichem Parkett, der beiden gelegentlich noch unterläuft. Nur findet Rut immer schnellere und liebevollere Hilfe in ihrer Umgebung.

In geschwinder Erfassung einer Situation ist Willy ihr voraus. Als im Frühjahr die Gerüchte aus den ausländischen Botschaften auch deutschen Boden erreichen, wonach Rut beabsichtigen sollte, Willy zu verlassen, gibt Willy Brandt bekannt, sehr frühzeitig, daß seine 41jährige Frau Rut nach zehn Jahren wieder ein Kind erwartet (und – wie Jackie Kennedy – justament zur Wahlzeit). Willy bat die Presse gleichzeitig, das bevorstehende Ereignis als Privatsache zu behandeln.

Nun hatte niemand vorgehabt, dem Willy Brandt seine ganz »persönliche« Angelegenheit streitig zu machen, aber mit dem so frühzeitigen Hinweis auf den kommenden Familienzuwachs, zerrte er auch dieses Ereignis – aus welchen Gründen auch immer – in den Spiegel der Öffent-

lichkeit und stellt seine Frau dem peinlichen Verdacht aus, in die Spuren von Jackie treten zu wollen.

Wenn Willy Brandt schon seiner Frau Rut auferlegte, in ihren Memoiren Zeugnis abzulegen, wie sich das Kinderkriegen abspielt, ist es kaum noch verständlich von ihm, zu dulden, daß der ohnehin schon sehr hochgestochene »Personenkult« um ihn, auch noch mit dieser Nuance bereichert wird.

Wenn nun aber die Vergleiche zwischen Rut Brandt und Jackie Kennedy – forciert oder nicht forciert – aufgetaucht sind und zur Diskussion stehen, müssen sich beide auch sagen lassen, daß jedes Urteil – genau wie bei John F. Kennedy und Willy Brandt (»neben Kennedy, dem hager-harten Sportlertyp nimmt sich Brandt wie ein weicher Mime aus«) zu ungunsten Ruts und hart ausfällt.

Beide Frauen sehen ausgezeichnet aus und besitzen Charme. Die Herkunft Ruts und ihre mangelnde Ausbildung kann nicht als Argument gegenüber der Herkunft Jackie aus gutem und sehr wohlhabendem Haus, verbunden mit einem sehr fundierten Wissen, angewendet werden. Wohl aber die bei Rut aus diesen Gegebenheiten bestehende Gefahr, daß sie sich wahrscheinlich immer beeindrucken lassen wird, wenn sie einflußreichen und mächtigen Männern entgegentreten müßte. Sie kann niemals die souveräne Haltung einer Jackie Kennedy besitzen.

Das Entscheidende jedoch ist, daß die First Lady der SPD Ausländerin ist. Dabei kommt es nicht darauf an, ob sie die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat oder nicht. (In ihrer inneren Einstellung ist sie Norwegerin geblieben.)

Ausschlaggebend ist, daß eine Ausländerin mehr über die deutschen Staatsgeschäfte wissen soll, als so manche Regierungsstelle. Erschwerend in diesem Zusammenhang ist, daß Rut selbst bekennt: »Meine Einstellung zur Politik ist im Grunde noch die, die ich als junges Mädchen vertreten habe.« Und daß sie sich im Kreise ihrer norwegischen Freunde und ihrer Schwester Tulla – nach ihren eigenen Worten – am wohlsten fühlt!

Willy Brandt, zu diesem Zeitpunkt 48 Jahre alt, konnte schon damals trotz seiner »Jugend« auf ein sehr vielseitiges und abwechslungsreiches Leben zurückblicken.

In allen Krisenzeiten und schwierigen Lebenslagen besaß er – dank seines männlichen Erfolgs – eine Gefährtin, die ihm neben Liebe, Selbstlosigkeit und Hilfe schenkte!

»In vielen Stadien seines Lebens antwortete er mit Untreue und bewies zumindest in diesem Punkt keine Charakterfestigkeit.

Viele Menschen wurden von ihm im Laufe der Zeit verlassen – viele verließen ihn – getäuscht und enttäuscht! –«

BRANDTS SELBSTZEUGNISSE

Willy Brandts Leben von einst ist ohne einen Einblick in sein publizistisches Bemühen unzulänglich beleuchtet. Unter seinen Büchern befinden sich Titel, die in völligem Klartext die politische Geisteshaltung des Verfassers erkennen lassen und auch die Absicht, die mit seinen Publikationen verbunden ist, so unter anderem ›Guerilla-Krieg‹ und ›Verbrecher und andere Deutsche‹. Einige Auszüge aus diesen, seinen Schriften, als Extrakt dargeboten, lassen bereits die tatsächliche Einstellung Brandts zum politischen Leben im allgemeinen und zu dem deutschen Volk speziell erkennen.

Unter den Selbstzeugnissen finden wir ein Referat, das er in Paris vor dem erweiterten Vorstand seiner Sozialistischen Arbeiterpartei im Jahre 1937 unter dem Titel ›Ein Jahr Krieg und Revolution in Spanien‹ hielt. Es zeigt ihn als linkssozialistischen, Kommunisten- und Sowjet-freundlichen Klassenkämpfer. Wir zitieren aus einer Broschüre, in der die SAP damals seinen Vortrag veröffentlichte. Wörtlich heißt es darin:

»*Die Russen wollen wirklich Franco schlagen. Und ohne die russische Waffenhilfe wäre es dort unten schon längst aus gewesen. Das muß man ganz klar aussprechen. Aber an diesem Punkte zeigt sich wieder mit ganzer Schärfe das Ineinandergreifen des Fortschrittlichen und Rückschrittlichen. Mit dem aktiven Eingreifen der Russen im vorigen Oktober ist zweifellos ein Bruch in ihrer seit vielen Jahren verfolgten Außenpolitik erfolgt. Sie haben damit begonnen, wieder eine aktive, selbständige außenpolitische Linie zu verfolgen. Und an jenen Punkt deckten sich ihre Interessen mit denen der spanischen und internationalen Arbeiterklasse. Der Einsatz der Russen für die Vernichtung Francos war eine außerordentlich fortschrittliche Angelegenheit.*«

Mit gleicher Deutlichkeit wie in seinem Pariser Referat gab Brandt in einem Artikel der SAP-Zeitschrift ›Neue Front‹ seiner prosowjetischen Haltung Ausdruck. Er schrieb:

»*Seit dem Bestehen der Sowjetunion war es für alle Revolutionäre eindeutig klar, daß der Sowjetstaat sich mit allen Kräften verteidigen und dort, wo erforderlich, den revolutionären Krieg führen müsse. Für die Prole-*

tarier der kapitalistischen Welt ergab sich die unbedingte Pflicht zum Schutz des Sowjetstaates, im Kriegsfalle durch Lenkung ihres ganzen Kampfes gegen den Kriegsapparat der kapitalistischen Mächte.«

1942 bringt Brandt das Buch ›Guerillakrieg‹ heraus, einen Ratgeber für Heckenschützen, mit dem sich Brandt eindeutig gegen die Haager Landkriegsordnung mit ihrem Verbot des Heckenschützenkrieges stellt. Mit diesem Leitfaden des Meuchelmordes leistet Brandt einen Beitrag zur Niederreißung der Dämme, die die europäische Kulturgemeinschaft mit Haager und Genfer Konventionen gegen die Ausuferung hemmungsloser Brutalität im Kriege errichtet hatte.

Frahm-Brandt schreibt in seinem Buch ›Verbrecher und andere Deutsche‹:

»Ich habe mich nie zu einer Begeisterung für Todesurteile aufraffen können, aber so wie die Welt, in der wir leben, nun einmal ist, rechnete ich damit, daß es notwendig sein werde, eine ganz große Anzahl von wertlosen nazistischen Leben auszulöschen.« (S. 23)

Brandt ist nicht kleinlich, wenn er deutsche Verbrechen oder Kriegsmaßnahmen darstellt, die er als Verbrechen bezeichnet, aber er schildert Verbrechen gegen das deutsche Volk entweder gar nicht oder er verniedlicht sie oder entschuldigt sie verständnisvoll als Reaktionen. Er registriert ausführlich Erschießungen norwegischer Saboteure oder Heckenschützen. Er berichtet aus Frankreich:

»In Frankreich wurden im Laufe der Okkupationsjahre 29 000 Geiseln erschossen, 11 000 davon in Paris.« (S. 63)

Die richtigen Zahlen nennt Otto Abetz (›Das offene Problem‹, Köln 1951): ›In Wirklichkeit betrug die Zahl der vom Militärsbefehlshaber bis zum 1. Januar 1942 erschossenen Geiseln 498, während vom 1. Juni 1942 bis zur Räumung von Paris 1944 durch die höheren SS- und Polizeiführer 254 Sühnepersonen erschossen wurden‹. Von der Millionenzahl deutscher Todesopfer der Vertreibung weiß Brandt nichts. Er meinte, sie müsse noch durch ›eine ganz große Anzahl‹ weiterer Hinrichtungen erhöht werden, auch wenn den westlichen Bourgeois die Hände zittern würden. Aus Belgien seien Maschinen im Wert von 677 Millionen Mark geraubt worden, sagt Brandt anklagend. Aber ohne Anklage stellt er fest:

Willy Brandt besingt Norwegens Krieg gegen Deutschland

Willy Brandt auf Seiten der Richter über Deutschland

»Deutschland wird sicherlich nicht mehr als ein Drittel seiner Maschinen behalten dürfen . . . vielleicht wird es auch nur ein Viertel sein.« (S. 270)

Aber das hat doch sein Gutes, denn

»der Mangel an Maschinen kann indessen die Triebfeder sein, um neue Produktionsmethoden zu erfinden.« (S. 271)

Der Anschluß Österreichs, Erfüllung alten Traums aller Deutschen, war ein Verbrechen:

»Man wußte von Anfang an, daß der ›Anschluß‹ mit Betrug und Gewalt durchgesetzt worden war.« (S. 49)

Aber der Raub von einem Drittel alten deutschen Kulturbodens durch Polen ist eine Sache, die nicht zu kritisieren, sondern nüchtern zur Kenntnis zu nehmen ist:

»Die planmäßige Polonisierung, die schon stattgefunden hat und die weitergehen wird, bis die Friedenskonferenz sich versammelt, deutet indessen darauf hin, daß ›neue Tatsachen‹ von dauerhaftem Charakter geschaffen werden.« (S. 307)

Die russischen Verbrechen im Reichsgebiet lastete er uns an. Er schreibt hierzu:

»In Berlin kam es vor, daß deutsche Verbrecher in russischen Uniformen auftraten und plünderten und mordeten.« (S. 182)

Hier noch einige weitere einschlägige Zitate:

»Die Nazi-Organisationen und die Wehrmachtsführung waren willige Helfer bei Überfällen und bei Mordpolitik.« (S. 57) — »Goerdeler und der Großteil der militärischen Fraktion (des Widerstandes) waren keine Demokraten.« (S. 126) — »Papen wurde (in Nürnberg) als der gewissenlose Intrigant charakterisiert, der er war.« (S. 89) — »Rudenko übertrieb kaum, als er feststellte, daß das Wehrmachtsoberkommando das Auswärtige Amt und die Gestapo zu einer Einheit verbunden waren - eine teuflische Dreieinigkeit könnte man sagen.« (S. 76) — »Jackson betonte, daß der Nazismus an die Macht gekommen war mit der ›bösen Allianz‹ zwischen den extremsten Nazi-Verschwörern, den hemmungslosesten deutschen Reaktionären und den agressivsten deutschen Militaristen.«

An einer anderen Stelle seiner Rede bezeichnet er die Industriellen und die Monarchisten als die Bundesgenossen der nazistischen Banditen-Führer. (S. 41)

Es geht also um einen Klassenkampf eindeutig marxistischer Prägung. Frahm-Brandt ist sich klar darüber, daß die ›Reaktionäre‹ in den westlichen Besatzungsmächten bei der blutigen Durchführung dieses Klassenkampfes nicht mit voller Begeisterung dabei sein würden.

Wie Frahm-Brandt heute darüber denkt, hat er dem amerikanischen Nachrichten-Magazin ›US-News and World Report‹ (Ausgabe vom 29. Dezember 1969) anvertraut:

»Auch ich habe die Last der Vergangenheit zu tragen. Aber andererseits bin ich in einer etwas anderen Lage, weil ich als aktiver Anti-Nazi auf der Seite jener stand, die versuchten, die Lage zustande zu bringen, die 1945 folgte. Ich kann nicht mit der Nazi-Periode identifiziert werden.«

Niemand wird Frahm-Brandt mit der ›Nazi-Periode‹ identifizieren. Er hat nicht wie das ganze deutsche Volk in verzweifelter Anstrengung gegen das angekämpft, was 1945 über uns und die ganze Welt kam. Er hat auf der Seite jener gestanden, die dieses Ergebnis zustande brachten.

Am 8. Mai 1945 verkündeten die Besatzungsmächte in Deutschland:

»Das deutsche Volk hat begonnen, für die schrecklichen Verbrechen zu büßen, die unter der Führung derjenigen begangen worden sind, denen es in der Stunde ihres Erfolgs offen zugestimmt und blind gehorcht hat.«

Nach 1945 folgte der Mord an vier und einer halben Million Deutschen in Kriegsgefangenschaft und bei der Austreibung, der Massenmord an ungezählten Esten, Letten, Litauern, Polen, Bulgaren, Rumänen, Ukrainern, Russen, Kaukasiern und Tataren. In Frankreich gab es 105 000 Tote der Epuration, kommunistische Partisanen brachten zwischen 200 000 und 300 000 Italiener um. In China rechnet man mit 20 bis 30 Millionen ermordeter Klassenfeinde.

Es bleibt die Frage, die ein jeder aufgrund vorgelegter Brandtscher Selbstzeugnisse im Zusammenhang mit seiner heutigen hektischen Aktivität für sich beantworten oder offen lassen mag: Ist Frahm-Brandt, der die kommunistische Mentalität aus lebensnahem nächsten Umgang kennt, wirklich so naiv zu glauben, daß die Erfüllung sämtlicher Forderungen aus Moskau, Warschau, Pankow oder Prag zu etwas anderem führt als zu neuen Forderungen, zum weiteren Vorprellen von den neu

errichteten Fronten, oder strebt er mit kleinen und großen Schritten auf das alte Ziel zu, das er kurz vor dem Zweiten Weltkrieg in einem Brief an die ›werten Genossen‹ im ZK des kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands mit den Worten bestimmte:

»Als Schüler von Marx und Lenin wissen wir, daß es zum siegreichen Kampf der Arbeiterklasse einer zielbewußten und revolutionären Partei bedarf ... Das Ziel dieser Arbeit ist es, in Deutschland eine wahrhaft kommunistische Partei und in der Welt eine wahrhaft kommunistische Internationale zu schaffen.«

Der Fall Guillaume

Der Fall Guillaume mit seinen vielen Randerscheinungen ist in der deutschen Öffentlichkeit angesichts der politischen Dauerskandale, die bei uns an der Tagesordnung sind, schon nahezu vergessen, obwohl gerade dieser Fall jedem Staatsbürger in Erinnerung bleiben sollte, solange Willy Brandt eine politische Machtstellung innehat und sich um einen Ausbau derselben bemüht.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht nur die Tatsache interessant, daß der Spion Guillaume einst langfristig als persönlicher Referent von Bundeskanzler Willy Brandt tätig sein konnte, sondern auch die Frage, inwieweit Brandt Neigung hatte auf „süße Lockmittel" des Spions und Hauptmann der DDR Guillaume so einzugehen, daß in einem dokumentarischen Schriftsatz geschrieben werden kann . . .wer als Bundeskanzler in Frauen-Affären verwickelt wird und seinen Referenten als Kontaktperson verwendet, verstößt nicht nur gegen „Anstand und Sitte", sondern auch gegen die grundsätzlichen Sicherheitsbestimmungen des Staates, den er vertritt.

Die Affäre Guillaume veranlaßte im Jahr 1974 einen süddeutschen Verlag ein Buch unter dem Titel „Guillaume, sein Freund der Spion" anzukündigen und herauszugeben.

Gegen diesen Titel, und nicht gegen den Inhalt des Buches, setzte sich einst Willy Brandt mit einer einstweiligen Verfügung zur Wehr. Diese einstweilige Verfügung war Anlaß für die Zusammenstellung einer Dokumentation, die in ihrer Gesamtanlage in einem solchen Umfang die Hintergründe des Falles Guillaume/Brandt offenbarte, daß diese trotz der großen zeitlichen Spanne zu dem bisher in diesem Buch Gesagten eine Ergänzung zu diesem darstellt und im folgenden übermittelt wird.

Dokumentation

zur Streitsache des Parteivorsitzenden der SPD WILLY BRANDT gegen den Verlag Politisches Archiv

Die 7. Zivilkammer des Landgerichtes Bonn hat auf Antrag des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt vom 9. Oktober 1974 - Geschäftszahl 7 0 444/74 - im Wege der einstweiligen Verfügung angeordnet:

> »Der Antragsgegnerin wird im Wege der einstweiligen Verfügung, und zwar der Dringlichkeit ohne vorherige mündliche Verhandlung, bei Vermeidung der höchstzulässigen Geld- oder Haftstrafe für jeden Fall der Zuwiderhandlung aufgegeben, es zu unterlassen, auf dem Titelblatt (Einbanddeckel) des von der Antragsgegnerin angekündigten Buches »Guillaume - 'Sein Freund, der Spion'«, durch Abbildung des Antragstellers und oder beigefügten Text den Eindruck zu erwecken, zwischen diesem und Herrn Guillaume bestehe eine Freundschaft oder habe eine solche bestanden.«

Die Bestätigung dieses Beschlusses der 7. Kammer des Landgerichtes Bonn vom 30. Oktober 1974, vor allem aber auch die Begründung dieses Urteils, veranlaßte den Verlag Politisches Archiv GmbH als Herausgeber des Buches »Guillaume, 'Sein Freund, der Spion'« mit nachstehenden Ausführungen die Richtigkeit der Formulierung »Sein Freund, der Spion« zu begründen.

Im Mittelpunkt dieses für Herrn Willy Brandt strittigen Themas steht die Bewertung des Freundschaftsbegriffes, den jedoch der Antragsteller im Rahmen dieses Prozesses vermieden hat zu präzisieren.

In seiner zu dem Antrag auf einstweilige Verfügung eingereichten »Eidesstattlichen Versicherung« vom 10. Oktober 1974 wählte er folgenden Wortlaut:

Eidesstattliche Versicherung

Die Bedeutung einer eidesstattlichen Versicherung ist mir bekannt. Zur Vorlage bei Gericht erkläre ich, Willy Brandt, an Eides statt:

Von Ende 1972 bis zum April 1974 war Herr Günter Guillaume Referent im Kanzlerbüro mit der Zuständigkeit für Parteiangelegenheiten, Gewerkschaften und Verbände.
Von einer freundschaftlichen Beziehung oder einer Freundschaft zwischen Guillaume und mir kann und konnte niemals die Rede sein.

Bonn, den 10. Oktober 1974

.....

(Willy Brandt)

Der Begriff einer Freundschaft ist vielschichtig, nicht zuletzt bezogen auf die gesellschaftlich und ethisch zu wertende Persönlichkeit der Betroffenen und schon deshalb einer unterschiedlichen Auslegung unterworfen.

Die Beurteilung über die Wertung des privaten Verkehrs zwischen einer so hochgestellten Persönlichkeit, wie es ein Bundeskanzler ist, und der Person eines Referenten erfordert andere Wertmaßstäbe über »freundschaftliche Beziehungen«, als bei einem Personenkreis, welcher - ohne Amt und Würden - mit keinerlei Zwang zur Rücksichtnahme gegenüber der Öffentlichkeit behaftet ist.

Berücksichtigt ein hoher Würdenträger jedoch diese unterschiedlichen Wertmaßstäbe nicht nach »erforderlichem Anstand und gebotener Sitte«, so verwirkt er damit den Schutz seiner individuellen Persönlichkeitsrechte, die ihm das Gesetz sonst bieten würde.

Ein Freundschaftsverhältnis, das unverkennbar private Züge aufweist, mit einer »Parteifreundschaft« oder mit einer »dienstlichen Vertrautheit« zu motivieren, wie es der Schriftsatz des Antragstellers begründen will, widerspricht dem allgemein gültigen Abgrenzungskriterium »nach Anstand und Sitte«.

Der Betroffene, in diesem Fall Herr Willy Brandt, muß sich die Konfrontation mit der öffentlichen Meinung - also auch durch Presse- und Buchveröffentlichungen - gefallen lassen, ohne die Gerichte in Anspruch nehmen zu können, denn die Wertung seines privaten Verhaltens, wenn es gegen die gebotenen Sitten und die erforderliche Würde eines Bundeskanzlers verstößt, unterwirft ihn als »Person der Zeitgeschichte« der öffentlichen Kritik.

Solche Unterscheidungen werden von der Bevölkerung durchaus entsprechend verstanden. Diese Differenzierung erfordert nicht mehr die exakte Grenzziehung zwischen der rechtlich gebotenen Beweisführung einer Tatsachenbehauptung und einer glaubhaft gemachten Meinungsäußerung, die sich durch die unwiderlegten Veröffentlichungen in den Massenmedien ins Bewußtsein der Öffentlichkeit eingeprägt hat.

Die Behauptungen über das Verhalten des ehemaligen Bundeskanzlers wie auch über sein privates Verhältnis zu Guillaume müssen als wahr angenommen werden, da diese in über hundert Artikeln führender Presseagenturen, Zeitungen und Illustrierten unwidersprochen verbreitet worden sind.

Begibt sich ein Bundeskanzler in die zwielichtige Situation fragwürdiger Frauenaffären und bedient sich bei der Vermittlung derartiger »Lust-Affären« eines Referenten, wie dies im Auftrage Brandts durch Günter Guillaume geschehen ist, so kann ein solches »Diskret-Verhalten« zwischen SPD-Parteivorsitzendem und SPD-Parteimitglied - als »Parteifreundschaft« motiviert - nur als geschmacklos und entwürdigend gewertet werden.

Der Tradition der SPD gegenüber ist es aber wohl das Würdeloseste, daß der gegenwärtige SDP-Vorsitzende sein privates »Du« mit Guillaume aus prozessualen Gründen mit dem SPD-Traditions-Du motiviert wissen will.

Dabei ist aus der internen Umgebung des ehemaligen Bundes-

kanzlers wie auch des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt bestens bekannt, daß er weder im Parteihaus der SPD noch im Bundeskanzleramt ein Anhänger des in früheren Jahrzehnten gebräuchlichen »SPD-Du« war. Im übrigen hält sich auch die SPD-Führung an das »Genossen-Du« der Vergangenheit längst nicht mehr. Dazu kann besonders der derzeitige Vorsitzende der SPD, Willy Brandt, befragt werden. Auch Herr Bundesminister a.D. Alex Moeller, seit 1913 SPD-Funktionär, kann als Zeuge dazu Sachdienliches aussagen.

Diese private Verhaltensweise des Herrn Brandt als Bundeskanzler zu Günter Guillaume, den er noch dazu erst seit Ende 1972 in seiner Nähe hatte, kann also keinesfalls mit vertrauensgebundener SPD-Zugehörigkeit begründet werden.

Eine solche private Vertraulichkeit ist jedoch nicht einer rechtlichen Beweisführung als Tatsachenbehauptung unterworfen, sondern kann nur als Meinungsäußerung gewürdigt werden. In diesem Fall bestimmt der § 193 StGB (Wahrnehmung berechtigter Interessen) die Zulässigkeit der inkriminierten Äußerung.

Erhärtet wird die private Vertraulichkeit zwischen Herrn Brandt und seinem Referenten Guillaume noch durch die Tatsache, daß die Inanspruchnahme der intimen Hilfs- und Kuppeldienste des Referenten Guillaume trotz wochenlanger ausführlicher und unmißverständlicher Presseveröffentlichungen weder von Herrn Brandt noch der SPD als wahrheitswidrig zurückgewiesen wurden, obwohl die »freundschaftlichen Beziehungen« zwischen Brandt und Guillaume in ausländischen und bundesdeutschen Veröffentlichungen breitgetreten wurden.

Wie ernst die Abwertung des Ansehens von Willy Brandt aufgrund seiner Affären und seiner Verhaltensweise zu Guillaume genommen wurde, zeigt allein schon die Tatsache, daß sich an der Veröffentlichung der Skandalgeschichten über Bundeskanzler Willy Brandt nicht nur die Blätter aus dem gegnerischen Lager, sondern alle Massenmedien beteiligten.

Mit der folgenden Zusammenfassung wird ein kurzer Überblick über die Berichterstattung in der deutschen Presse - soweit das Thema dieses Prozesses berührt wird - vorgelegt.

Am 24. April 1974 wurde ein Referent des Bundeskanzlers, Günter Guillaume, verhaftet.

Am nächsten Tag wird Bonn und das Ausland mit den tollsten Gerüchten versorgt. Schon die ersten Schlagzeilen der Massenmedien zeigen unverkennbar das besondere Vertrauensverhältnis zwischen Guillaume und Brandt:

SKANDAL IN BONN

LODEN-FREY
Versandhaus KG, München am Dom, Maffeistraße 7-9
Das aktuelle Angebot
Lagere
Cord-Mode
für Damen, Herren und Kinder
aus den interessantesten europäischen Kollektionen – jetzt bei Loden-Frey in großer Auswahl

24.4.74

DDR-Spion war der Vertraute Brandts

Der Referent im Kanzleramt: „Ich tat es für mein Land"

Der Kanzler mußte sich verstellen

12 Bonn

Die Bundesrepublik wird von einem Spionage-Skandal erschüttert, dessen Ausmaß noch nicht zu übersehen ist: Ein enger Vertrauter von Bundeskanzler Willy Brandt hat den Geheimdienst der DDR monatelang mit geheimen Informationen aus dem Bundeskanzleramt beliefert. Der 47jährige Günter Guillaume, der jetzt als Ost-Agent verhaftet wurde, war seit Februar 1972 einer der drei persönlichen Referenten des Kanzlers.

Als Guillaume am Mitt- | de der Vater Guillaume, Guillaumes arbeitete zusammen mit dem Ehepaar in der ständigen Vertretung des Landes Hessen in Bonn. In der gutbürgerlichen Vier-Zimmer-Wohnung des Agentenpaares Guillaume in Bonn/Bad Godesberg stellten Spione beamte eine komplette Spionageausrüstung (Funkgerät, Mini-Kameras usw.) sicher.

Bei seiner gestrigen Vernehmung durch Beamte sammen mit seiner Frau und seinem Sohn Peter in die Bundesrepublik geflüchtet. 1957 trat er in Frankfurt der SPD bei und brachte es zum Geschäftsführer des Frankfurter SPD-Unterbezirks. Seit Januar 1970 war er im Palais Schaumburg tätig. Im Februar 1973 stieg er zum Kanzler-Referenten auf. Mit seinem Monatsgehalt von 8000 Mark gehörte der Ost-Agent zu den Spitzenverdienern unter den An-

Nach dem 2. Mai werden außer den üblichen spionageträchtigen Skandalgeschichten immer pikantere Affären über Günter Guillaume bekannt:

Liebesgrüße vom Geheimdienst: „Schwalben", Pornos, Mikrofone

Fall Guillaume: Das sind die Mittel, die der Osten zur Erpressung benutzt

w. s. Bonn, 6. Mai

Was immer in der Affäre um Günter Guillaume, | — und sie werden es immer wieder tun. Beispiele gibt es genug: | ches scharfe Bilder, die Frau oder Freundin kaum erkennen. | Wer sich auf Abenteuer im Ostblock einläßt, bekommt unausgesetzt | 1943 mit einer Doppel-Bett-Strategie sogar eine große

Frank Sommer, SPD-Mitglied, war einer der ersten und rührigsten Verbreiter der Affären:

München, 4./5. Mai 1974
Nr. 103/18 7. Jhg. ● DM 1,50 ● Lit. 200 B 1961 A

So toll trieb es der Kanzler-Spion!

Sexhungriger Agent war Bonns größter Casanova

Von FRANK SOMMER tz Bonn

Kanzler-Spion Günter Guillaume (47)

Bald darauf befaßt sich die Berichterstattung mit der »Intimsphäre« des Kanzler-Spions:

Bahrs Sekretärin Geliebte des Spions

Intime Briefe gefunden ● Sie sollte mit Gaus nach Ost-Berlin ● Gestern beurlaubt

Von der Bonner Redaktion

Bonn, 3. Mai

Der Fall des Kanzlerspions Guillaume hat sich gestern dramatisch zugespitzt.

So war die Sekretärin Minister Bahrs, die 28jährige Marie-Louise Müller, die

den Architekten der gegenwärtigen deutschen Ostpolitik. Die Geliebte des Spions arbeitete seit Mitte 1973 in einer neuen Schlüsselstellung. Sie wurde vom Staatssekretär Gaus beschäftigt, der

Marie-Louise Müller ist in einen nicht

Ihr war das SPD-Unterführen brachte er die Zonenagentin Ingeborg Schäfer zu Setzt hatte SPD-Hessen-Chef Hans Ulrich Kempski unter. Sie und ihr Mann Harry wurden 1961 von Spionage zu sechs bzw. 15 Monaten Freiheitsstrafe

die beiseite Akte über Guillaume aus dem Jahre 1956.

● Der Verfassungsschutz schickte seine Meldung, ob daß Banks allein für die Anstellung Guillaumes verantwortlich war.

Die Porno-Fotos des Kanzlerspions

Guillaume machte Nacktbilder und zeigte sie herum – die Spionage-Abwehr erfuhr nichts

ner. Frankfurt, 11. Mai

Der Kanzler-Spion Guillaume war nicht nur Hauptmann der „Volksarmee" und Spitzenmann des Zonenstaatssicherheitsdienstes. Er war auch Pornofotograf. Aber auch das blieb der deutschen Spionageabwehr verborgen — Guillaume konnte mit dieser Vergangenheit Referent des Kanzlers werden.

Der Angestellte Kurt Sch. (55) aus Frankfurt, der 1962 und 1963 mit Günter Guillaume befreundet war, hat jetzt die

Leidenschaft des späteren Kanzler-Referenten für Nacktfotos enthüllt.

Guillaume hatte damals in der Dreieichstraße 16 in Frankfurt eine Kellee-Stube. Kurt Sch. zeigte Reportern in einem Restaurant in Frankfurt-Sachsenhausen ein rot eingebundenes Fotoalbum, das er scherzhaft „Bundesmanuel-Tarif" nannt. Es enthält über 100 Fotos von nackten Frauen und Mädchen — 40 Pornofotos stammen von Günter Guillaume. Weiter auf Seite 3

Das nächste Opfer der Skandalberichte ist Willy Brandt selbst: Politische Intrigen und entsprechend lancierte Observationseinsätze hatten zu dieser pikanten Situation geführt.

Durch die Vernehmung des Begleitpersonals des Bundeskanzlers im Auftrage des Bundesinnenministeriums kamen jene peinlichen Details auf den Tisch, die nun der »Guillaume-Affäre« einen Stempel aufdrückten, der mit Spionage und dem Verhalten des Bundeskanzlers im Bereiche dieses Themas allein nichts mehr zu tun hatte.

Wer hat die Geheim-Akten auf den Tisch gelegt?

Krach um Brandt und die Frauen

AZ. 13.5.74

„Stern" behauptet: Wehner hat den Kanzler wegen der „Mädchengeschichten" zum Rücktritt getrieben ● SPD-Fraktionschef weist „Unterstellungen" zurück

Bonn (AZ) — Enthüllungen der Hamburger Illustrierten „Stern" über den Kanzler-Rücktritt haben zu einem neuen Krach in Bonn geführt. Der „Stern" behauptet, SPD-Fraktions-Chef Wehner habe Brandt zum Rücktritt getrieben, weil die Gefahr bestünde, daß Geschichten über Brandts Beziehungen zu Frauen an die Öffentlichkeit gebracht würden. Die „Mädchengeschichten" seien bei den Verhören des Spions Guillaume zur Sprache gekommen. Entsprechende Geheimakten seien — so behauptet der Stern — von Verfassungsschutz-Präsident Nollau an Wehner übergeben worden und von diesem dann auf den Tisch gelegt worden. Wehner wies gestern diesen Bericht als „Unterstellung" und „frei erfunden" zurück. Er kündigte an, er wolle notfalls mit gerichtlichen Schritten eine Gegendarstellung der Illustrierten erzwingen. Der „Stern" dagegen bleibt „voll bei seiner Darstellung". **(Bericht Seite 3.)**

Trotz allem: Rut Brandt lächelt

Erst die Aufdeckung der »Frauen-Affären« rückte über Nacht die Frage des sofortigen Rücktritts Willy Brandts in den Vordergrund, wobei dem Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion Herbert Wehner eine besondere Mission zufiel: er war am Rücktritt des Bundeskanzlers wesentlich beteiligt.
Als Zeuge: Herbert Wehner.

„ICH KENNE DIE HECKENSCHÜTZEN": Herbert Wehner und Willy Brandt.

Der große alte Mann der SPD, Herbert Wehner, hat den Kanzler-Rücktritt erzwungen, behauptet jetzt der „Stern". Angeblicher Grund: Angst vor dem Klatsch über Brandt und die Frauen. Doch der Fraktions-Chef streitet alles ab.

Trieb Wehner den Kanzler zum Verzicht?

Von Peter Wolf

Fast war es wie in seinen guten Berliner Zeiten. Willy Brandt im Palais am Funkturm: Musik, Fähnchen, Lachen, Zustimmung; vor ihm ein Saal mit gut 2000 SPD-Funktionären, die bereit sind, ihrem Willy zu zeigen, daß er ein Zuhause hat, wenn alle sich abgewendet haben. Fast war es der alte Willy Brandt, dessen Rede mit jeder verstreichenden Minute lockerer wird. Ein Mann, der wie ein Büßer gekommen war und plötzlich zum Kämpfer wird. „Det war'n juta Willy", murmelt ein alter Berliner. Was alle seine Zuhörer am Samstag noch nicht ahnten: Willy Brandt ist angeblich von seinem engsten Mitarbeiter zum Rücktritt getrieben worden — von Herbert Wehner.

Brandt ließ seine Zuhörer mit keinem Wort erahnen, was vor genau einer Woche wirklich geschehen ist. Noch glaubte er Auskunft geben zu müssen über jene Kampagne, die ihn mit diversen Damen in Verbindung bringt. Mit längst vergessenen wie Susanne Sievers sowie mit einer Handvoll Bonner Journalistinnen. „Ich bin gewiß kein Säulenheiliger", gestand er seinen Berlinern; „und ich habe auch nie behauptet, frei von menschlichen Schwächen zu sein. Aber ich werde mich durch die verwerflichen Methoden nicht unterkriegen lassen, mit denen mich jetzt gewisse Gegner fertigmachen möchten."

FREUDE IN BERLIN: Ex-Kanzler Willy Brandt bekommt von einer Verehrerin zum Empfang einen Rosen-Strauß überreicht. Rechts Klaus Schütz, Regierender Bürgermeister.

Folgenschwere Aussagen

Inzwischen hat der „Stern" den Rücktritts-Motiven ein neues angefügt. Genau eine Woche vor dieser Rede, nämlich am 4. Mai gegen 9 Uhr früh, sei überraschend Herbert Wehner in Willy Brandts Dienstvilla auf noch schwankenden Kanzler zum Verzicht. Dabei soll Wehner den Satz gesagt haben: „Das Geschwür muß ausgemerzt werden."

Wehner hatte angeblich in einem Aktenkoffer Vernehmungs-Protokolle mitgebracht, die ihm — als Vorsitzenden des Vertrauensmänner-Gremiums — von Günther Nollau, dem Chef des Bundesamtes für Verfassungsschutz, zugeleitet worden waren. Nicht der zehn Taxe zuvor festeführt. So steht es jetzt im „Stern".

„So geht es nicht weiter"

Noch am Sonntag dementierte Wehner. Er habe keine schriftlichen Unterlagen über Brandts Privatleben erhalten. Als „frei erfunden" wertete er die Be-

der Opposition samt ihren „publizistischen Hilfstruppen" bestehen. Die Mädchen-Geschichten würden mit Sicherheit bald durchsickern. Der „Stern" behauptet, Wehner habe Brandt gesagt: „Ich kenne die Heckenschützen, ich weiß, was sie anrichten."

Dann, so der „Stern", kam Wehner zur Sache. „Diese Akten sind der Beweis, so geht es nicht weiter. Ich fordere dich auf, Willy, die Konsequenzen zu ziehen."

zu sorglos
verdächtig
Trotz der
Wehner w
nicht versti
lem die eig
die Brandt
ten. Da wi
Wochen z
rung Wehr
kolportiert,

Kanzler-Killer Wehner?

„Stern": Er forderte Rücktritt wegen Mädchen-Geschichten

tz Bonn

Mit gnadenloser Härte gehen die Auseinandersetzungen um Willy Brandt und seinen Rücktritt als Bundeskanzler weiter. Am Wochenende geriet SPD-Fraktionschef Herbert Wehner in den Ruch des Kanzler-Killers. Wehner dementierte entschieden alle Beschuldigungen.

Das Hamburger Magazin „Stern" berichtet in seiner neuesten Ausgabe, Wehner habe von der als DDR-Spion entlarvte frühere Kanzler-Referent Guillaume habe seinem Chef auf Dienstreisen Mädchen zugeführt.

Laut „Stern" ging Wehner daraufhin zu Brandt und erklärte dem Kanzler: „Diese Akten sind der Beweis, es geht es nicht weiter. Ich fordere dich auf, Willy, die Konsequenzen bei den bekannten Querverbindungen zwischen CDU/CSU und den Geheimdiensten die Mädchengeschichten bald durchsickern würden. Wehner soll gesagt haben: „Das Geschwür muß weg."

Ähnlich stellt der „Spiegel" die Ereignisse vor Brandts Rücktritt dar. Auch die CSU erklärte, Wehner habe den Kanzler in den

wahrte sich am Wochenende gegen die „üble Verleumdungskampagne". Und Wehner erklärte entschieden, sämtliche Behauptungen des „Stern" seien frei erfunden. Der SPD-Fraktionschef will von dem Magazin eine Gegendarstellung verlangen und nötigenfalls gerichtlich erzwingen. Wehner sieht in dieser Kampagne den Versuch

Unterdessen wenden sich auch führende CDU/CSU-Politiker gegen das Herumwühlen in Brandts Privatleben. Die Geheimdienst-Chefs Günter Nollau (Verfassungsschutz) und Gerhart Wessel (Bundesnachrichtendienst) dementierten, daß sie jemals Brandt privat bespitzelt ließen. (Kom-

Mit der Rolle Herbert Wehners als »Kanzler-Killer« beschäftigten sich sehr viele seriöse Zeitungen. Doch im Rahmen dieses Verfahrens interessiert nur die Tatsache, ob Herbert Wehner über die Ermittlungsergebnisse im Fall »Willy Brandt und die Frauen« vor den sogenannten Rücktrittsgesprächen Bescheid wußte und ob er mittel- oder unmittelbar daran beteiligt war, den sofortigen Rücktritt Willy Brandts als Bundeskanzler aufgrund des oben erwähnten Ermittlungsstandes zu fordern.

Martin Bernstorf:

Jetzt auch eine Affäre Herbert Wehner?

SCHWÄBISCH ZEITUNG 17.5.74

Bonn nach der Affäre Guillaume: Eine „Fabrik" für Gerüchte, Vorwürfe und „Enthüllungen"

Der Chef der SPD-Fraktion, so will es der „stern" wissen, hat die Fallstricke für Brandt gelegt. Wahrheit oder organisierte Hetzkampagne?

Bonn, im Mai

Wenn Herbert Wehner über Willy Brandt spricht, fallen schwerwiegende Worte: „Liebe zur Persönlichkeit" des zurückgetretenen Bundeskanzlers beschwor er am Tage nach dem Rücktritt vor der Fraktion. Und letzten Sonntag, von ZDF-Reporter Reiche mit den Angriffen des „stern" gegen ihn konfrontiert, versicherte Wehner, Willy Brandt „uneingeschränkte Treue für jede denkbare Entwicklung" zugesichert zu haben; wer da behaupte, er habe dem Kanzler zum Rücktritt geraten, ja, diesen Rücktritt aktiv mit herbeigeführt, entfache eine infame Hetzkampagne.

Der „stern" indes läßt sich von dem, was Wehner eine Kampagne nennt, und was bis zu diesem Augenblick angeblich eine Kampagne der Opposition gewesen war, nicht abbringen. „stern"-Redakteur Peter Koch nennt „verschiedene Quellen aus Regierung, Verfassungsschutz und SPD", auf die sich der Wehner-Bericht des Magazins stütze.

Nach diesem Bericht hat Wehner am 4. Mai, zwei Tage vor Brandts Rücktritt, den Kanzler mit Dossiers aus dem Kölner Bundesamt für Verfassungsschutz traktiert. Die Dossiers hätten Aussagen von Brandt-Leibwächtern enthalten, wonach Guillaume, der DDR-Agent im Kanzlervorzimmer, auf Kanzlerreisen öfters jungen Damen Eingang zu Brandts Privatsalon verschafft habe.

Mit diesen Dossiers soll Wehner, der laut „stern" den Verfassungsschutz schon seit Monaten immer im voraus mit Brandts und Guillaumes bevorstehenden Reiseterminen versorgt hat, Brandt in jene seelische Notlage manövriert haben, aus der er dann keinen anderen Ausweg als den des Rücktritts mehr sah.

Doch Herbert Wehner bestreitet dies alles, kündigt eine Gegendarstellung im „stern" an und droht damit, diese „gerichtlich durchsetzen" zu lassen — eine pure Redensart, da eine Gegendarstellung nach Presserecht ohne Rücksicht auf ihren Wahrheitsgehalt ohnehin abgedruckt werden muß, sofern sie bestimmten Formvorschriften genügt. Von einer Widerrufsklage gegen den „stern" war von Herbert Wehner hingegen nichts zu hören.

Immerhin hat der Krach um Wehner ein bißchen Klarheit in den nebulösen Wust von Behauptungen und Gegenbehauptungen im Zusammenhang mit dem Rücktritt des ehemaligen Bundeskanzlers gebracht. Brandt selber hatte die Verwirrung eher noch vergrößert, als er zwei Tage nach seinem Rücktritt am Mittwoch vergangener Woche, Vor der Kamera des ARD-Fernsehens erklärte: Entscheidend für seinen Rücktritt sei seine geschwundene Unbefangenheit „für einen Teil der Ostpolitik" gewesen; es habe da aber auch „Anhaltspunkte" gegeben, „daß mein Privatleben in Spekulationen über den Spionagefall gezerrt werden sollte".

Bei dem Stichwort „Privatleben" entsannen sich Münchner „Quick"-Journalisten einer Brandt-Affäre aus den fünfziger Jahren, die nicht nur mit den heutigen Vorfällen nichts zu tun hat,

Wehner: Geht er vor Gericht?

sondern bereits im 1961er Wahlkampf von der damaligen Kapfinger-Presse breitgetreten worden war. Eine angebliche DDR-Agentin namens Susanne Sievers, heute 33, hatte seinerzeit eine Bekanntschaft mit Willy Brandt, wurde dann aber in Ost-Berlin wegen angeblicher Spionage für den Westen verurteilt, saß acht Jahre in Bautzen ein und erneuerte nach ihrer Entlassung und Übersiedlung in den Westen die alte Bekanntschaft mit dem nunmehrigen Regierenden Bürgermeister.

Durch Vermittlung eines Majors im Ministerbüro des damaligen Verteidigungsministers Strauß wurde sie als Agentin beim Bundesnachrichtendienst angeheuert, wo sie jedoch nicht recht reussierte. Nach dem Bonner „Machtwechsel" 1969 wurde Frau Sievers entlassen, konnte sich jedoch eine erhebliche Nachzahlung erstreiten, die nun von der Boulevard-Presse als „Schweigegeld" ausgegeben wird.

An den Fall Sievers dürfte Brandt kaum gedacht haben, als er von Spekulationen über sein Privatleben sprach. Der angebliche Zusammenhang mit dem Fall Guillaume besteht allein darin, daß dasselbe Vertrauensmännergremium des Bundestages, welches sich letzthin mit Guillaume zu beschäftigen hatte, am 4. Dezember vergangenen Jahres in einer Routinesitzung durch den Vertreter des BND über die Anbahnungspraxis dieses Geheimdienstes unterrichtet worden war, wobei die Rede auch auf die Zahlungen an Frau Sievers kam. Von dort nahm die vertrauliche BND-Information auf wundersame Weise ihren Weg in Redaktionsarchive, wo sie bei Auffrischen des Kanzler-Spions Guillaume prompt virulent wurde.

Die Affäre Wehner, wenn sie denn eine ist, hat den Blick wieder auf die jüngste Vergangenheit gelenkt, auf jene Phase der Zusammenarbeit zwischen Brandt und dem Spitzel Guillaume, nach dessen Enttarnung, die durch zweierlei gekennzeichnet ist:

Erstens hat Guillaume während dieser Zeit trotz des auf ihn gefallenen Verdachts weiter Zugang zu geheimsten Papieren erhalten, sogar zu solchen der höchsten NATO-Geheimhaltungsstufe „cosmic". Dies geschah während Brandt Norwegen-Urlaub, zu dem er Guillaume mitgenommen hatte. Guillaume hatte die Aufgabe, die von Experten entschlüsselten Telexe des Bonner Kanzleramts dem Regierungschef auszuhändigen.

Zweitens hat Brandt es gleichfalls noch während dieser Zeit, in der Guillaume unter Verdacht stand, offenbar zugelassen, daß dieser nicht nur von seinen privaten Neigungen erfuhr, sondern nachgerade als „Beschaffer" tätig wurde.

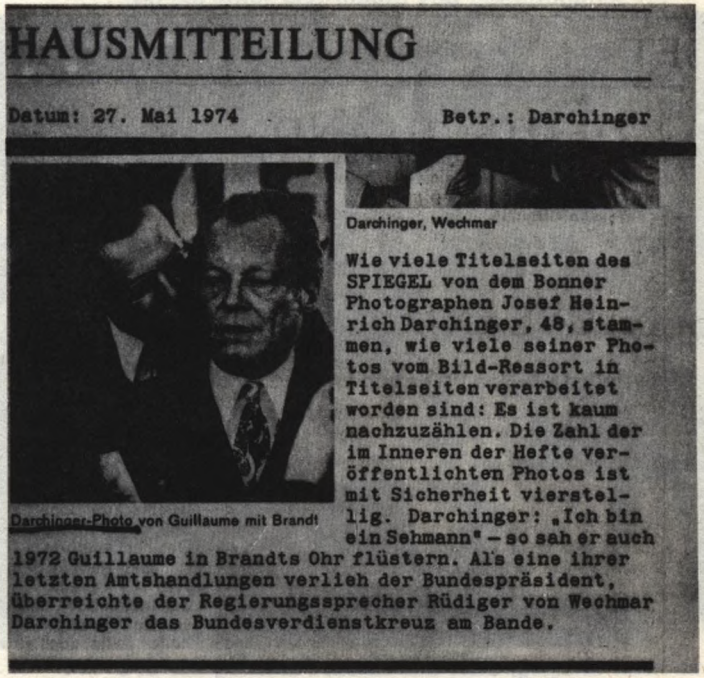
Soviel Fahrlässigkeit auf einmal kann ein Amt wie das des Bundeskanzlers nicht verkraften. Gewiß ehrt es Brandt, daß er unverzüglich die Konsequenzen zog, wie es ja auch in Bonn durch viele Jahre niemanden gestört hatte, daß der Kanzler ein Herz für hübsche Mädchen hatte — dieser Hang, der in der Hauptstadt offenes Geheimnis war, hätte ihn nie politisch den Hals gebrochen. Das Verhängnis nahte erst, als herauskam, wie sehr der Regierungschef sich in dieser Beziehung in die Hände eines „Mitarbeiters" gegeben hatte, von dem er wußte, daß er höchst wahrscheinlich ein Agent sei.

Die Theorie, Herbert Wehner habe dies alles behutsam seinen Gang gehen, den Kanzler sich im eigenen Netz fangen lassen, hat etwas für sich: Wehner sah, wie es mit der Partei unter Brandt bergab ging. Ein Wechsel an der Spitze konnte womöglich noch etwas retten. Doch wer ihm derlei Kabalen und am Ende erpresserischen Druck auf Brandt mit geheimen Dossiers vorwirft, wird das beweisen müssen, sofern Wehner solche Beweise verlangt. Dies kann er nur vor Gericht.

Da Brandts »Frauen-Affären« das private Verhältnis zwischen Bundeskanzler und Referenten am deutlichsten zeigen, ist die Feststellung, ob beim Rücktritt des Bundeskanzlers mit der »Frauen-Affäre« Zwang ausgeübt wurde, ein wesentlicher Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Brandt und Guillaume.
Zeuge: Herbert Wehner.

Der Charakter dieser privaten Beziehungen wurde auf Schritt und Tritt sichtbar. Überall, wo sich der Bundeskanzler aufhielt – Günter Guillaume war dabei.

Dieser private und intime Kontakt zwischen Brandt und Guillaume wurde denn auch von den Pressephotographen sehr bald erkannt. Der »Spiegel« weist in seiner Hausmitteilung vom 27. Mai 1974 treffend auf den ehemaligen Hofphotographen der SPD – Josef Heinrich Darchinger – hin, wie er als »Sehmann« den »ohrflüsternden« Guillaume einschätzt:



HAUSMITTEILUNG

Datum: 27. Mai 1974 Betr.: Darchinger

Darchinger, Wechmar

Darchinger-Photo von Guillaume mit Brandt

Wie viele Titelseiten des SPIEGEL von dem Bonner Photographen Josef Heinrich Darchinger, 48, stammen, wie viele seiner Photos vom Bild-Ressort in Titelseiten verarbeitet worden sind: Es ist kaum nachzuzählen. Die Zahl der im Inneren der Hefte veröffentlichten Photos ist mit Sicherheit vierstellig. Darchinger: „Ich bin ein Sehmann" – so sah er auch 1972 Guillaume in Brandts Ohr flüstern. Als eine ihrer letzten Amtshandlungen verlieh der Bundespräsident, überreichte der Regierungssprecher Rüdiger von Wechmar Darchinger das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Der Chefspion im Kanzleramt

Ostpolitischer Leichtsinn half Guillaumes Treiben

Was wollen Sie, ich bin ein Bürger
DDR" - mit diesem auf den Schutz
ner Auftraggeber spekulierenden
geständnis reagierte der kommuni-
che Chefagent im Kanzleramt Gün-
Guillaume alias Peter Lohse am
April auf seine Verhaftung.
klatante Bestürzung zeigte sich
s darauf beim Beginn der Abtrei-
gsdebatte auf den Mienen der be-
ffenen SPD-Politiker, die bislang

ten „neuen Ostpolitik" verwandelten sich die innenpolitischen Gegner dieser neuen Ostpolitik in „Feinde" der Regierung, während die Gegenspieler in Moskau und in Ost-Berlin als „Partner" entschärft wurden.

„Mehr Sicherheit durch die Ostverträge" - diese Kanzlerparole für den Wahlkampf 1972 lähmte auch schon vorher die erforderliche Wachsamkeit gegenüber Moskau und Ost-Berlin. Der Bundestag wird daher auf eine präzise Untersuchung darüber dringen müssen, wie Guillaumes Einzug und Aufstieg im Bundeskanzleramt entgegen dem Votum des Personalrats und den wiederholt vorgetragenen Bedenken der Sicherheitsorgane möglich wurde. Der ehemalige Kanzleramtsminister Horst Ehmke steht zu diesem Punkt vor allem im Antwortzwang.

Aber auch Bundeskanzler Brandt wird nach den Gründen seiner extremen Vertrauensseligkeit gefragt werden müssen, nachdem der ehemalige amerikanische Bonner Botschafter Rusk während der Verhandlungen über das Berliner Viermächteabkommen mehrfach darauf hingewiesen

Aus dem Inhalt:

olde Pietsch
undeswehr im Schuß-
ld S. 3
eter Hornung
syl für Chile-Terroristen S. 11
einz Beckmann
eter Handkes Unternehmer
lutt S. 16
einrich Rieker
ozialwahlen: Kampf um
e Angestellten S. 25

Er hatte des Kanzlers Ohr. Der wichtigste Spionagefall in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland wurde jetzt durch d Enttarnung des „DDR"-Agenten und Kanzlerreferenten Guillaume aufgedeckt. Über eine SPD-Parteibuch-Karriere gelang Guillaume, seine Position zu erreichen. Das Ausmaß des Schadens ist noch nicht zu übersehen. Angesichts der barbarisch „DDR"-Urteile gegen Fluchthelfer kann man nicht zuletzt auf Prozedur und Strafmaß gespannt sein. (Photo: J. H. Darchinge

Interview mit der Italienerin Oriana Fallaci, die ihn als „die einzig wichtige

Ob auf einer Sitzung, oder auf einem Parteitag der SPD ...

. . . ob bei einer Begrüßung von Funktionären . . .

. . . oder beim Besuch einer Ausstellung . . .

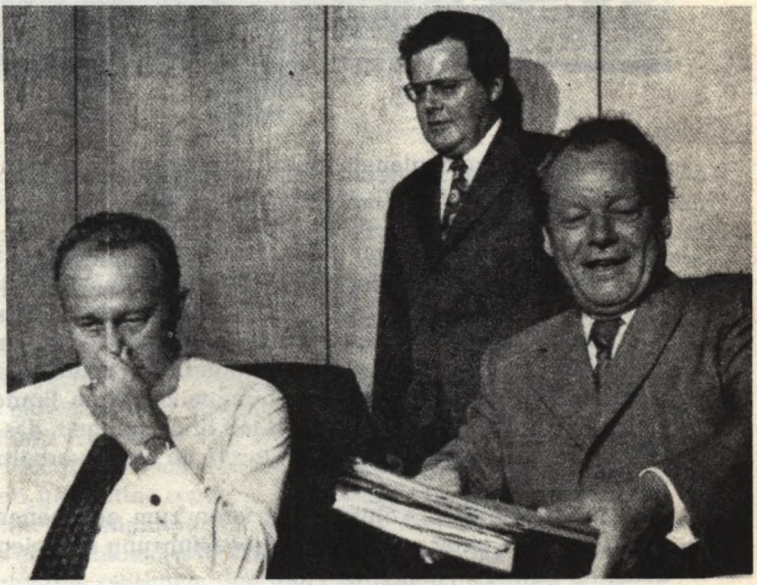
... Günter Guillaume stand immer an bevorzugter Stelle in unmittelbarer Nähe des Bundeskanzlers. Der Sicherheitsbeamte stand oft genug weit abseits von Willy Brandt, nicht aber Günter Guillaume.

Günter Guillaume fand man neben Ministern . . .

. . . oder in Massenversammlungen . . .

. . . er wich selbst in Helmstedt nicht von der Seite des Bundeskanzlers.

Selbst bei sehr internen Beratungen, wo einfach kein angewiesener Platz für einen Referenten, gleich in welcher Funktion, vorhanden sein sollte, duldete der Bundeskanzler seinen Guillaume.



Seit 1973 arbeitete DDR-Spion Günter Guilleaume (Pfeil) im Zentrum der Bonner Macht – als persönlicher Referent von Kanzler Willy Brandt. Gestern wurde er verhaftet.

Im Zug des Kanzlers zog er Haus-schuhe an

Von Wilfried Saliger

Das letzte Aktenstück, das Bundeskanzler Willy Brandts „Baracken-Referent" Günter Guilleaume (47) in einem Dachstübchen des Palais Schaumburg bearbeitete, war der Zeitplan für die gestrige Kanzlerreise zur Hannovermesse. Das war am Dienstagabend. Mit gewohnter Routine prüfte er den Minutenfahrplan, kalkulierte Extrazeiten für Unvorhergesehenes ein, zeichnete das Schriftstück ab und schickte es dem Kanzler auf den Schreibtisch. Dann fuhr er nach Hause nach Bad Godesberg, um einen kurzen Urlaub anzutreten. Bevor er aber abreisen konnte, läuteten am Mittwochmorgen drei höflich-kühle Herren an seiner Wohnungstür, wiesen sich als Kriminalbeamte aus und nahmen ihn fest. Einer der spektakulärsten Spionagefälle in der Geschichte der Bundesrepublik war ins Rollen gekommen.

Gestern morgen dann verbreitete sich die Nachricht von der Festnahme wie ein Lauffeuer durch die Korridore des Bundeskanzleramtes und das Parlament, das gerade über die Reform des Paragraphen 218 debattierte. Vor allem abends im Sonderzug des Kanzlers gern die Hausschuhe anzog. Zurückhaltend im Auftreten und immer gutgelaunt im Umgang mit Journalisten, umgab er seinen Kanzler mit gleichbleibender Fürsorge, mahnte ihn zu mitternächtlicher Stunde an die unerledigten Akten, hielt sonst Lästiges von

Günter Guillaume begleitete Brandt überallhin. Er nahm an Verhandlungen mit Ministern, mit führenden Gewerkschaftsfunktionären, mit Mitgliedern des SPD-Parteivorstandes teil.

Man könnte Hunderte von Fotos vorlegen, die geeignet wären, die freundschaftlichen Beziehungen des ehemaligen Bundeskanzlers zu Guillaume glaubhaft zu unterstreichen, jedoch genügt schon eine kleine Auswahl vor allem bereits in führenden Illustrierten veröffentlichter Abbildungen, um deutlich zu machen, daß die persönlichen Beziehungen zwischen Brandt und Guillaume weit über das übliche Maß hinausgingen, das durch Parteizusammengehörigkeit oder durch ein Dienstverhältnis gerechtfertigt wäre.

Eine Reihe weiterer Abbildungen kann zum gegebenen Zeitpunkt im Falle einer erweiterten Beweisführung vorgelegt werden.

In diesem Zusammenhang muß unterstrichen werden, daß es in der Geschichte Deutschlands keinen Reichs- oder Bundeskanzler gegeben hat, der ein derartig privat-intimes Verhältnis zu einem Referenten zur Schau trug. Hier genügt es, daß ähnliche Vorkommnisse z.B. bei den Bundeskanzlern Adenauer, Erhard oder Kiesinger undenkbar gewesen wären. Das hohe Ansehen, das die Stellung des Bundeskanzlers in der Öffentlichkeit genießt, verlangt auch von der Person, die dieses Amt übertragen bekommt, ein einwandfreies Verhalten. Wer als Bundeskanzler in Frauen-Affären verwickelt wird und einen seiner Referenten als Kuppler und Kontaktperson verwendet, verstößt nicht nur gegen »Anstand und Sitte« sondern auch gegen die grundsätzlichsten Sicherheitsbestimmungen des Staates, den er vertritt. Er muß es sich also gefallen lassen, daß öffentlich über das freundschaftliche Verhältnis zwischem ihm und Guillaume diskutiert wird.

Zur Erhärtung jener Meinung, die zum strittigen Buchtitel »Guillaume, 'Sein Freund, der Spion'« führte, mögen auch folgende Fotos dienen, die aus der privaten Umgebung von Willy Brandt und seiner Familie stammen:

Die abgebildete »familiäre Atmosphäre« kann selbst bei voreingenommener Betrachtungsweise nicht mehr ohne »freundschaftliche Beziehungen« charakterisiert werden, um so mehr als es sich beim gemeinsamen Norwegen-Urlaub nicht um einen Einzelfall handelt. In Hamar befanden sich im übrigen Christel, Pierre und Günter Guillaume, obwohl der Kanzler bereits über den Spionage-Verdacht gegen seinen Referenten informiert war. Das bereits im »Stern« veröffentlichte Foto (»Auf Schritt und Tritt marschierte der Hauptmann mit«) besagt grundsätzlich nichts anderes als die inkriminierte Zeile »Sein Freund, der Spion«, nämlich, Brandt stehe mit Guillaume auf einem freundschaftlichen,

sehr vertrauten Boden. Wenn dies nicht der Fall wäre, so hätte ein Referent in der abgebildeten privaten Atmosphäre nichts verloren. Daß Herr Brandt nach der Enttarnung des Spions jede private Beziehung zu Guillaume abstreiten will, ist zwar verständlich, keinesfalls aber glaubwürdig.
Zeuge: Willy Brandt.

Daß sich Frau Brandt dieser Schutzbehauptung ihres Mannes anzuschließen versucht, ist zwar menschlich ebenfalls begreiflich, doch ebenso leicht zu widerlegen. Frau Brandt gab dem »Stern« in Nr. 44/74 ein Interview: »Da habe ich gesagt, Krankheit und Tod sind schlimmer als das.« Und: »Ich hab' ihn gar nicht bemerkt.« Und: »Also, ich kann nicht sagen, daß ich den Guillaume gekannt habe.« Und: »Ich habe den Guillaume fast nicht gekannt.«

„Erst haben wir gedacht: Das ist nicht möglich. Aber es mußte doch etwas daran sein, sonst hätten sie seinen Namen bestimmt nicht erwähnt. Ich habe den Guillaume fast nicht gekannt. Später hörte ich, ich hätte ein Verhältnis mit ihm gehabt. (Lachen.) Ich habe ihn nie unter vier Augen gesprochen, nicht ein einziges Mal. ‚Guten Tag, wie geht es Ihnen?' — mehr hatten wir uns nicht zu sagen.

„Und beim Sommerurlaub 1973 in Norwegen — ich hatte so viel zu tun, ich hab' ihn gar nicht bemerkt. Als er ankam, hab' ich auch seine Frau zum erstenmal gesehen. Ich habe gedacht, die hat die Hosen an. Ich habe ihnen einen Drink angeboten, da saßen wir drei vielleicht 20 Minuten, sie waren begeistert von Südfrankreich, da waren sie oft. Also, ich kann nicht sagen, daß ich den Guillaume gekannt habe. Er hat auch nie versucht, ein Gespräch mit mir anzufangen, nie. Ich war wohl nicht sein Fall."

Nach Guillaumes Verhaftung vergewisserte sich Rut Brandt sofort, ob sich jemand um den 16jährigen Sohn Pierre („ein netter Junge") des Kanzler-Referenten kümmerte. Pierre war in Norwegen oft mit Matthias zum Schwimmen gegangen.

Zu dem, was nach Guillaume kam, zu den Gerüchten über Damenbesuche bei Willy Brandt, wenn er auf Wahlreisen war, hat der Ex-Kanzler gesagt, er habe nichts getan, was seine Frau ernsthaft habe irritieren können. War das so? Rut Brandt setzt ein halbes Lächeln auf, das Selbstschutz anzeigt und vielleicht einen Funken Verwunderung. „Natürlich habe ich die Zeitungen gelesen", sagt sie, und nach einem Zögern: „Es hat mir weh getan." Später erklärt sie: „Ich habe immer noch nicht gelernt, Dinge leichtzunehmen."

Bei der Bewertung der Aussagen Rut Brandts darf nicht vergessen werden, daß sie seit 1942 allzuoft zugunsten ihres früheren Lebensgefährten und späteren Ehemannes Schutzbehauptungen erdulden und auch selbst zu ihnen greifen mußte.
Zeuge: Rut Brandt

Der Kavalier war ein Verräter

Als Rut und Willy Brandt sich im Juli 1973 in ihrem Ferienhaus bei Hamar in Norwegen erholten, gehörte Kanzler-Referent Günter Guillaume zur Urlaubsmannschaft. Schon damals wußte der Regierungschef, daß sein Mitarbeiter in dem Verdacht stand, ein DDR-Spion zu sein

Die familiäre Atmosphäre, die auch das hier wiedergegebene Bild verdeutlicht, das nur ein Beispiel für viele ähnliche harmonische Situationen ist, steht im harten Widerspruch zum vorher zitierten Interview.
Frau Rut Brandt, als Zeugin aufgefordert, über das Thema »freundschaftliche Beziehungen« zwischen Brandt und Guillaume auszusagen, kann ohne Zweifel genügend Sachdienliches beitragen.

Erst aus der familiären Situation heraus können die gemeinsamen Urlaubstage verstanden und bewertet werden, denn Günter Guillaume war wirklich überall, wo sich Brandt, der Bundeskanzler, aufhielt.
Zeuge: Rut Brandt

So kam es zu jener gemeinsamen Urlaubsreise nach Norwegen, an der Christel, Günter und Pierre Guillaume teilnahmen, obwohl der Bundeskanzler bereits Kenntnis vom Spionageverdacht hatte.
Zeuge: Willy Brandt

SPION GUILLAUME, CHEF BEIM BADE-URLAUB OKTOBER 1973 AN DER RIVIERA

Doch der Norwegen-Urlaub war keineswegs der einzige gemeinsam mit Bundeskanzler Brandt verbrachte Urlaub. Guillaume war auch ohne Familie der ständige Begleiter des Bundeskanzlers. Zeuge: Willy Brandt

Nach den gemeinsamen Urlaubsfahrten folgte dann aufgrund der Observationseinsätze gegen Guillaume die peinliche Offenlegung der »Kanzler-Affären«. Der »Spiegel« berichtete ausführlich und zeigte Ergebnisse der Ermittlungen in Sachen Brandt-Intimsphäre auf und skizzierte die politischen Konsequenzen:

BKA-Chef Herold
Aussagegenehmigung erteilt

wie FDP-Innenminister Hans-Dietrich Genscher und Verfassungsschutz-Präsident Günther Nollau, denen Pannen bei der Enttarnung und Überwachung des Agenten anzulasten waren.

Mit Wehner sollte endlich die seit seinen Moskauer Attacken gegen Brandt noch offene Rechnung beglichen werden. Der Brandt-Alptraum hätte den Fraktionsvorsitz abgeben und sich mit einem Kabinettsposten begnügen müssen. Finanzminister Schmidt, der nach dem Hamburger Wahldebakel der SPD im Frühjahr 1974 den Kanzler öffentlich kritisiert hatte, sollte gegen Wehner ausgespielt und mit dem Fraktionsvorsitz — seinen eigenen Wünschen entsprechend — Brandt neu verpflichtet werden.

Weitere Punkte des Kabinettsstücks: Sonderminister Egon Bahr sollte den glücklosen Staatssekretär Horst Gräbert als Kanzleramtschef ablösen, Grabert statt Staatssekretär Günter Gaus als Bonner Bevollmächtigter nach Ost-Berlin gehen, Gaus zum Regierungssprecher ernannt werden.

Onkel Herbert: „Da muß ich wohl was unternehmen."

Doch bald schon wurde Brandt und den Seinen klar, daß nichts mehr ging. Welcher Kabinettsposten hätte Wehner angeboten werden können? Wer sollte neuer Finanzminister werden? Würde sich Schmidt, der dicht vor der Kanzlerschaft stand, überhaupt noch gegen Wehner ausspielen lassen?

Und vor allem: Ein Rausschmiß Genschers wäre das Ende der sozialliberalen Koalition gewesen. Denn Walter Scheel stand zum Abmarsch in das Bundespräsidentenamt bereit. Genscher war designierter Scheel-Nachfolger in Außenamt, Vizekanzlerschaft und FDP-Vorsitz. Weder hätte Scheel seine eigenen Pläne begraben mögen, noch hätte er Genscher fallenlassen können.

Mutlos gab Brandt die Revirements-pläne auf, jäh schlug seine Stimmung um.

Am folgenden Morgen, Samstag, dem 4. Mai, rief ein aufgeregter Nollau bei Wehners Stieftochter Greta Burmester an und bat dringlich um einen Termin mit dem Fraktionschef. Zwei Stunden später berichtete Nollau seinem Protektor, den er seit langem mit Geheimdienst-Nachrichten versorgt und dem er seinen Aufstieg zum Verfassungsschutz-Präsidenten verdankt, welche gefahrvollen Details die Vernehmung des Brandt-Bewachers Bauhaus ergeben hätten. Wehner, der sich die Enthüllungen schweigend angehört hatte, beschied Nollau: „Da muß ich wohl was unternehmen."

„Onkel Herbert" wurde aktiv. Er notierte auf einem Merkzettel die Alternativen: Brandt könne Regierungs- und Parteichef bleiben, die Kanzlerschaft abgeben oder beide Ämter niederlegen. In Münstereifel dann, wo die SPD-Spitze zu einer Konferenz mit Gewerkschaftsführern zusammengekommen war, machte der SPD-Veteran in dem abendlichen Einzelgespräch mit Brandt — wie der Exkanzler später Freunden anvertraute — unmißverständlich klar, für welche Alternative er sich entschieden hatte: Abschied Brandts vom Kanzleramt.

Die Unterredung begann gegen 19.30 Uhr und endete kurz vor 20.30 Uhr. Zu Anfang hatte der Kanzler noch gehofft, Wehner werde gegen die Demission votieren und mit ihm einen Ausweg aus der Krise suchen. Brandt sprach die Möglichkeit einer einschneidenden Kabinettsumbildung an. Doch Wehner wollte nicht mehr. „Als der dann auch noch hörte, daß sein Intimfeind Bahr Chef des Kanzleramtes werden sollte", so später ein SPD-Vorstandsmitglied, „war bei Onkel Herbert erst recht der Ofen aus."

Zwar forderte er Brandt nicht direkt auf, seinen Abschied als Kanzler zu nehmen, aber er riet auch nicht vom Rücktritt ab. Statt dessen kam er auf die schweren Belastungen für die SPD-Regierung zu sprechen, die sich aus Angriffen der Opposition im Zusammenhang mit der Guillaume-Affäre ergeben könnten. Es sei damit zu rechnen, daß die CDU/CSU bereits von den Ergebnissen der Leibwächter-Vernehmungen Kenntnis erhalten habe und in der bevorstehenden Haushaltsdebatte danach fragen werde.

Brandt war so angespannt und zugleich heiter.

Brandt und Wehner erinnern sich hier verschieden. Brandt meint, Wehner habe ihm unter anderem den Umgang mit zwei, übrigens respektablen, Damen vorgehalten, mit denen er, Brandt nie etwas gehabt habe. Wehner hingegen meint, er habe in Münstereifel gar keine Namen genannt, das sei auch nicht nötig gewesen, Brandt habe über die Vernehmungsprotokolle ja Bescheid gewußt. Allerdings habe er zwei Tage später beiläufig einen Namen erwähnt, nicht gegenüber Brandt, und später festgestellt, Brandt habe ihm die Nennung dieses Namens verübelt, weil da nichts gewesen sei.

Jedenfalls schieden die beiden am Abend von Münstereifel nicht als Freunde. Brandt wußte nun, daß es für ihn kein Zurück mehr gab. Tief deprimiert setzte er sich mit Börner und Ravens zusammen. Brandt in seinem Buch:

> Sie vermuten wohl, es seien die seit Anfang des Vorjahres sich häufenden Wid-

Helgoland-Besucher Brandt, Lauritzen: „Scheißleben, Scheißleben"

Noch unmißverständlicher als der »Spiegel« (s. oben) berichtete der »Stern« (s. nächstes Blatt) über den Stand dieser Affäre.

Kreise linker Liberaler, sich nicht länger an der Regierung mit der SPD zu beteiligen, sondern ein Minderheitenkabinett Schmidt zu tolerieren. Dahrendorf: „Ich könnte mir die FDP auch gut in der Opposition vorstellen."

Ein Minderheitenkabinett Schmidt wäre dabei nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt. Dank der desolaten Verfassung der CDU/CSU hätte eine solche Regierung sogar eine gewisse Überlebenschance. In der Opposition führt Franz Josef Strauß das Wort, weil es noch keinen Kanzlerkandidaten gibt. Der CSU-Chef nutzte die Guillaume-Bühne, um den Freunden von der CDU seinen Vorsprung zu demonstrieren.

Auf allen Geheimdokumenten die Paraphe des Spions

Am Dienstag letzter Woche überraschte er auf einer Pressekonferenz in Bonn mit einer Enthüllung: Nach den ihm vorliegenden „zuverlässigen Informationen" habe die Regierung Brandt den Bundestag falsch unterrichtet, als sie erklärte, Guillaume habe während Brandts Ferienaufenthalt in Norwegen im Sommer 1973 nichts mit Geheimmaterial zu tun gehabt. Strauß: „Sämtlicher Schriftverkehr, einschließlich der chiffrierten und der nicht chiffrierten Fernschreiben, die in Norwegen ankamen oder abgingen, tragen die Paraphe Guillaumes."

Fraktionschef Carstens, der mit zu der Pressekonferenz gekommen war, beklagte sich hinterher bei dem CSU-Chef: „Das hätten Sie mir auch vorher sagen können." Strauß behauptete darauf, die Information sei so frisch gewesen, daß er dazu keine Gelegenheit gehabt habe.

Die CDU-Spitze, der das offenkundige Zusammenspiel zwischen Strauß und den bundesdeutschen Geheimdienstorganisationen allmählich selber unheimlich wird, beschloß deshalb eine Abwarte-Taktik. Koalitionsangebote an SPD oder FDP soll es vorerst nicht geben, damit der Mainzer Ministerpräsident Kohl zunächst die Chance hat, seine Nominierung zum Kanzlerkandidaten erfolgreich zu betreiben. CDU-Generalsekretär Biedenkopf gab die Losung aus, man müsse das sozial-liberale Bündnis im eigenen Saft schmoren lassen: „Das ist ein klassischer Selbstläufer."

In der Tat: Der bisherige Affärenkalender gibt Biedenkopf recht. Am 29. April rief der Chef des Bundeskriminalamtes, Horst Herold, seinen Dienstvorgesetzten in Bonn, Bundesinnenminister Genscher, an. Der BKA-Chef weihte Genscher in hochbrisante Einzelheiten ein, die sich bei den Ermittlungen gegen Guillaume ergeben hatten.

Um Näheres über Guillaumes Agententätigkeit zu erfahren, hatten die Vernehmungsbeamten der Bonner Abteilung Staatsschutz des Bundeskriminalamts auch Kriminalbeamte einvernommen, die den Kanzler auf seinen Reisen begleitet hatten. Einer dieser Brandt-Beschützer, Kriminalkommissar Magen, der vor zwei Jahren vom Verfassungsschutz zum BKA wechselte, hatte „aus Gewissensgründen" zu Protokoll gegeben, er habe beobachtet, daß Guillaume den Kanzler des öfteren, zuletzt noch auf seiner Niedersachsen-Rundreise, mit Mädchen zusammengebracht habe.

Bestürzt bat Genscher den BKA-Chef um eine ausführliche schriftliche Schilderung. Der Brief Herolds erreichte den Innenminister bereits am nächsten Tag. Der Kripomann deutet darin an, es sei mit Sicherheit anzunehmen, daß Guillaume Zeuge gewesen sei, wenn Willy Brandt in seinem Salonwagen Damen nicht nur zum Zwecke des Interviews empfangen habe.

Der erste, der Bundeskanzler Brandt von dieser Entwicklung unterrichtete, war Justizminister Gerhard Jahn. Er hatte vom damaligen Generalbundesanwalt Martin, dem die Vernehmungsprotokolle gleichfalls zugeschickt worden waren, Nachricht über Guillaumes Liebesdienste erhalten. Am Abend des 30. April erreichte der Justizminister seinen Kanzler im Hamburger Nobelhotel „Atlantic".

Am nächsten Morgen wurde Brandt von Innenminister Genscher mit der gleichen Hiobsbotschaft geweckt. So als sei nichts geschehen, absolvierte Brandt an diesem 1. Mai sein Pflichtprogramm: eine Großkundgebung des DGB in Hamburg zum „Tag der Arbeit" und einen Abstecher auf die Nordseeinsel Helgoland.

Dort packte ihn zum erstenmal die Resignation. Nachdem Brandt zunächst noch auf einem Genossenabend zusammen mit dem Norddeutschen Lauritz Lauritzen Shanties gesungen und mit biederen Ehefrauen sozialdemokratischer Inselriesen geschunkelt hatte, brach es aus ihm heraus: „Scheißleben".

Zurück in Bonn, ließ sich Brandt noch einen Tag Zeit, ehe er am Freitag vorletzter Woche seine engsten Mitarbeiter zunächst nur andeutungsweise in seine Rücktrittsabsichten einweihte. In einem Gespräch mit den Amtsmännern Egon Bahr, Horst Grabert und Karl Ravens erklärte der Regierungschef, er halte sich im Spionagefall Guillaume für mitschuldig. Sibyllinisch sagte er, er wisse auch eine „rundum zufriedenstellende Lösung".

»Das ist der Beweis, Willy. Du mußt die Konsequenzen ziehen«

Deutlicher wurde Brandt am Abend dieses 3. Mai in einem Telefonat mit Bundespräsident Heinemann. Er konfrontierte das Staatsoberhaupt mit Rücktrittsgedanken. Heinemann riet Brandt dringend, seinen Entschluß am Wochenende noch einmal zu überdenken. Er fügte allerdings hinzu: „Es wäre gut, wenn in der Woche der Präsidentenwahl Klarheit besteht." Jetzt hatte der Kanzler nur noch zwei Tage Frist.

Doch schon am nächsten Morgen war Brandt nicht mehr Herr seiner Entschlüsse. Überraschend meldete sich Herbert Wehner für Samstagvormittag neun Uhr in der Brandtschen Dienstvilla auf dem Bonner Venusberg, Kiefernweg 12. Nach einer säuerlichen Begrüßung kam der Altgenosse zur Sache. Aus seiner abgewetzten Aktentasche zog er ein Bündel Papiere: Kopien der Vernehmungsprotokolle im Fall Guillaume, die ihm sein Freund, der Verfassungsschutz-Chef Günther Nollau, überlassen hatte. Wehner warnte Brandt, daß die Mädchen-Geschichten bei den bekannten Querverbindungen zwischen den Geheimdiensten und der Opposition samt ihren publizistischen Hilfstruppen alsbald durchsikkern würden: „Ich kenne die Heckenschützen. Ich weiß, was sie anrichten."

Der SPD-Stratege, der 1960 Brandts Wahl zum Kanzlerkandidaten betrieben und den neuen Spitzenmann der SPD in einem Brief unverbrüchliche Gefolgschaft geschworen hatte („Du kannst immer mit mir rechnen") forderte jetzt des Kanzlers Kopf: „Diese Akten sind der Beweis, so geht es nicht mehr weiter. Ich fordere dich auf, Willy, die Konsequenzen zu ziehen."

Trotz des Zusammenstoßes mit Wehner absolviert Brandt an diesem Samstag sein Pflichtprogramm als Kanzler und Parteivorsitzender. Gegen Mittag läßt er sich ins Gästehaus der Friedrich-Ebert-Stiftung nach Münstereifel nahe Bonn chauffieren. Dort sind eine Reihe Gewerkschaftsführer versammelt — unter ihnen DGB-Chef Vetter und die IG-Bosse Loderer (Metall), Hauenschild (Chemie) sowie Schmidt (Bergbau). Sie diskutieren mit Brandt Schritte zur Wiedergewinnung der Geldstabilität.

In Münstereifel weihte Brandt am selben Tag seinen Parteivize Helmut Schmidt in die Rücktrittspläne ein. Schmidt beschwor ihn zu bleiben: „Einmal habe ich ihn richtig angebrüllt." Als er aber dann merkte, daß Brandt sich entschieden hatte, sagte Schmidt: „Dann mußt du wenigstens Parteivorsitzender bleiben. Die Partei kannst nur du machen, das kann ich nicht."

Als Brandt am darauffolgenden Sonntag — es ist der 5. Mai — wieder zurück in seiner Bonner Dienstvilla ist, entwirft er mit einem schwarzen Filzstift den Rücktrittsbrief an Gustav Heinemann. Das Dokument bleibt vorerst noch undatiert. Am Abend hat der Kanzler Besuch vom nahebei wohnenden FDP-Vorsitzenden Scheel. Er zeigt ihm das Schreiben. Vehement versucht Scheel, Brandt den Rücktrittsentschluß auszureden. Doch das einzige, was er erreicht, ist das Zugeständnis, daß der Kanzler noch einmal mit Parteifreunden beraten werde. Scheel: „Ich möchte nicht der letzte sein, mit dem Sie darüber sprechen."

Brandt hält sein Versprechen. Am Montag um 9.30 Uhr treffen sich Scheel, Mischnick und Genscher von der FDP sowie Schmidt, Wehner und Börner von der SPD wieder bei Brandt. Walter Scheel versichert dem Kanzler, die FDP sei bereit, sich mit aller Macht vor ihn zu stellen, um die Affäre Guillaume „auch mit ihren persönlichen Aspekten" gemeinsam durchzustehen.

Das Engagement des FDP-Chefs ist allerdings nicht ganz uneigennützig. Zum einen wollen die Liberalen jeden Anschein vermeiden, Kanzler-Killer zu sein. Zum anderen sieht Scheel die eigenen Zukunftspläne mit der Villa Hammerschmidt gefährdet. Während des Gesprächs wird Brandt wankelmütig. Scheel: „Er war nicht mehr unbedingt von seiner Entscheidung überzeugt."

Doch der Eindruck täuschte. Bei einem zweiten Gespräch am Nachmittag teilte Brandt den FDP-Unterhändlern mit, er sei endgültig zum Rücktritt entschlos-

Weiter auf Seite 102

Mit diesen Veröffentlichungen waren nicht nur die Frauen-Affären des Herrn Bundeskanzlers publik geworden, sondern auch das zwielichtige Verhältnis des Bundeskanzlers zu seinem Referenten, den er dazu benutzte, seine Affären zu arrangieren.

Da die Affären des ehemaligen Bundeskanzlers von Presseagenturen und Massenmedien in Hunderten von Artikeln mit den bekannten Details verbreitet wurden und Herr Brandt weder gerichtlich dagegen vorging, noch wenigstens dementierte, kann der Inhalt dieser Veröffentlichungen als wahr angenommen werden, so daß die Beklagte, zunächst jedenfalls, die Anhörung betroffener Personen, soweit sie noch nicht öffentlich bekannt sind, nicht in Anspruch nehmen muß. Wenn möglich, soll in diesem Verfahren die Aufdeckung der skandalösen Details vermieden werden.

Als Beweis dieser Vorgänge, die nachdrücklich eine »freundschaftliche Beziehung« voraussetzen, sollen als Zeugen vernommen werden:

1. Horst Herold, Präsident des Bundeskriminalamtes;
2. Friedrich W. Fritsch, Chef der Sicherungsgruppe Bonn und
3. Herr H. Bauhaus, zu laden über 53 Bonn-Bad Godesberg, Friedrich-Ebertstr. 1, BKA-Sicherungsgruppe, seinerzeit als Begleitschutz für Herrn Brandt und das Bundeskanzleramt abgestellt.
4. Willy Brandt;
5. Rut Brandt;
6. Günter Guillaume.

Akteneinsicht in die Ermittlungsakten des BKA, des Bundesinnenministeriums und des Bundesamtes für Verfassungsschutz wird ebenfalls gefordert.

Inwieweit diese Skandalaffären im Salonwagen des Regierungszuges, in Hotelzimmern oder Gästeunterkünften stattfanden, soll Günter Guillaume als Zeuge aussagen.

Vor allem aber wird Günter Guillaume als Partner dieser Freundschaftsbeziehung Auskunft geben können.

Aufschluß darüber, wie Guillaume als Begleiter Brandts eingestuft wurde, geben manche Aussagen aus jener Zeit, als der Kanz-

Interessante junge Frauen zog es plötzlich nach Bonn, als Brandt Kanzler wurde: Die Journalistin Wibke Bruhns (links neben Willy und Rut Brandt) gehörte zu denen, die auf einmal einen ganz neuen Reiz in der Politik am Rhein entdeckten. Sie tauchte immer häufiger in Bonn und an Brandts Seite auf, was alle wußten und was kaum Grund zur Erpressung durch Guillaume sein könnte

lerreferent noch nicht als Spion enttarnt war. Wibke Bruhns hatte auch noch nach der Verhaftung Guillaumes den Mut, die »Korrektheit« des Bundeskanzlers zu unterstreichen, obwohl ihr durch enge Bekanntschaft mit Günter Guillaume und Willy Brandt die Beziehung dieser beiden aus eigener Anschauung bekannt war. Doch auch sie schloß selbst nach der Enttarnung des Spions die »freundschaftlichen Beziehungen« Brandts zu Guillaume nicht aus.

Ein Mensch, mit dem sich leben ließ

Wibke Bruhns über den DDR-Spion Günter Guillaume

Plötzlich reden alle von ihm in der Vergangenheit. Als sei der Mann, mit dem sie täglich umgingen, unversehens gestorben, suchen die Kollegen Erinnerung: Günter Guillaume war – ein Kumpel doch, nett auch, ein bißchen kleinkariert natürlich. Ein Mensch aber, mit dem es sich gut leben ließ. Dieser Günter Guillaume ist tot, so scheint es. Es bleibt der eiskalte Mann mit der Maske, der ausgebuffte Profi, der Kerl, an dem 18 Jahre lang alles Lüge war.

Wie denn muß einer beschaffen sein, dem wir zutrauen, was Günter Guillaume tat? Braucht unser Vorstellungsvermögen den Unmenschen, den Roboter des Bösen, eine Maschine, die funktioniert, wo andere fühlen?

Günter Guillaume ist nichts davon. Er ist ein Mensch mit zwei Identitäten, die eine so stimmig wie offenbar die andere. Nichts spricht dafür, daß er ohne seinen Auftrag anders bei uns gelebt, daß dieser Mann aus seiner Haut herausgekonnt hätte, die eben keine Maske war. Er wohnte mit seiner etwas zu lauten, scharfzüngigen Frau (warum nur machen die Zeitungen aus der ziemlich reizlosen Christel Guillaume gleich die attraktive Hexe, deren betörender Einfluß nichts als Böses zeitigt?) in einer farblosen Wohnung, wo hinein wie in alle solche Wohnungen irgendwann einmal Blattpflanzen geschenkt wurden. Nun stehen sie herum: niemand mag sie, aber niemand wirft sie weg.

Der Sohn heißt wirklich Pierre (Guillaume: „Wenn schon so ein Nachname, dann soll so was auch passen"), liebt Mädchen, Pop und den Vater, für dessen Bandgerät im alten Opel er Rundfunkkonzerte auf Kassetten mitschnitt. Wer in Guillaumes Wagen mitfuhr, hörte immer klassische Musik.

Günter Guillaume hatte Träume. Sie handelten von Sonne, weiten Stränden, freier Zeit, von dem anderen Leben, das jeder Mann Mitte Vierzig verpaßt hat. Sie handelten vom Neubeginn, den keiner schafft, auch dieser Mann nicht, und wäre die eine Hälfte des Günter Guillaume der ganze Mensch gewesen. Denn der ist, was man wohl einen Biedermann nennt, spielte ihn nicht, brauchte sich nicht anzupassen. 18 Jahre lang konnte Guillaume er selbst sein, ein Kleinbürger, der lebt, weil er dient.

Er diente zwei Herren, den einen verriet er. Doch während er das tat, beugte er sich der Autorität Willy Brandts, fügte sich in die Hierarchie der Partei, die ihm Halt gab, obwohl er sie ausspähte.

Günter Guillaumes Verhältnis zu Willy Brandt war auf eine strapaziöse Weise servil. Wer den Referenten über seinen Chef aushorchen wollte, erlebte den Hofhund, der um sich biß, wo gar nicht angegriffen wurde. „Den Alten bei Laune halten" war Guillaumes stetes Bemühen, er sammelte Zustimmung für seinen Herrn, wo immer er sie ihm besorgen konnte. Die Zustimmung Willy Brandts erhielt er nicht. Während des Urlaubs im norwegischen Hamar wohnte Guillaume mit Frau und Sohn außerhalb des Kanzlergrundstücks. Privat sahen sich die beiden Männer kaum. Brandt kannte, das weiß man heute, seit längerem, den Verdacht gegen seinen Referenten. Er ertrug ihn, aber er hielt ihn sich, soweit es ging, vom Leib. Ein Außenstehender mußte des Kanzlers Zurückhaltung für Brandts natürliche Distanz halten. Günter Guillaume über die gemeinsamen Spaziergänge mit seinem Dienstherrn: „Der Mann kann stundenlang durch den Wald laufen, ohne ein Wort zu sagen."

Aber nicht nur von Gesprächen schloß der Kanzler ihn aus. Er hinderte ihn auch an der Einsicht in wichtige Dokumente. Über die Fernschreib-Standleitung in die dem Kanzlerdomizil benachbarte Jugendherberge liefen fast nur die Berichte des Bundespresseamtes. Kabinettsvorgänge wurden an die Botschaft in Oslo geschickt und kamen von dort per Kurierwagen nach Hamar. Willy Brandt nahm sie persönlich in die Hand.

Was durch Günter Guillaumes Hände ging, war in Norwegen und danach vornehmlich Organisation. Der Teil des Mannes, der dem Kanzler diente, akzeptierte das. Er wußte, daß die Kollegen bei ihm politische Kreativität vermißten, litt an seiner intellektuellen Unzulänglichkeit, die ihn auch ohne das Netz der Abschirmung nicht hätte zum Partner werden lassen. Günter Guillaume hielt sich an die Partei. In der „Baracke", dem SPD-Hauptquartier, war er mit jedermann gut Freund, die Sekretärinnen schätzten seine rücksichtsvollen Umgangsformen, die Tatsache, daß er immer im richtigen Moment zur Verfügung stand. Guillaume verabscheute die Theoriediskussionen, ging auf die Linken los, die ihm das verunsicherten, was der altgediente Genosse für unerläßlich hielt. Die Autorität des Vorsitzenden, das hierarchische Gefüge des Apparates, das nun wiederum für beide Hälften des Günter Guillaume unverzichtbar sein mußte. Die Verblüffung über den „rechten Sozialdemokraten", der zugleich linientreuer Kommunist ist, verkennt, daß auch die SED in ihrer Struktur „rechts" ist: straff organisiert, auf Gefolgschaft mehr denn auf Gemeinschaft ausgerichtet.

Dabei brauchte Günter Guillaume Gemeinschaft. Er warb um Freunde, suchte Gelegenheiten, abends nicht in seine Wohnung in der Godesberger Ubierstraße 107 zu fahren, wo die andere Identität ihn erwartet haben mag. Mit dem untersetzten fröhlichen Mann in ein Restaurant zu gehen, war schon deshalb ein Vergnügen, weil er mit so viel Freude aß.

Die Flucht in den Alkohol hat er sich nie erlaubt. Niemand in Bonn sah ihn je unkontrolliert. In Guillaumes Büro unter dem Dach des Palais Schaumburg gab es häufig Pernod zu trinken. Aber auch nach einer Flasche Wein, selbst nach ein paar Whiskys war der Referent noch völlig nüchtern. Nicht einmal müde wurde er.

Müde war er statt dessen der dauernden Auseinandersetzung mit des Kanzlers Bürochef Reinhard Wilke, der ihm ständig Informationen vorenthielt. Guillaume zieh ihn der Eifersucht, unterstellte rüde Ränke, wo der von Brandt eingeweihte Wilke Vorsicht walten ließ.

Der Spion Günter Guillaume, der sich auch am Bürotelefon stets mit Vor- und Zunamen meldete, als gälte es, zwei Hälften beieinanderzuhalten, sah sich wohl an seiner Arbeit gehindert. Der Genosse und Gefolgsmann Guillaume fühlte seine Loyalität geschmäht.

Nun kann der Hauptmann der Nationalen Volksarmee sich an seiner, der anderen Loyalität festhalten. „Meine Ehre als Offizier verbietet mir zu fliehen", soll er gesagt haben, als man ihm Handschellen anlegte.

Günter Guillaume hat stets eines anderen Ehre für seine eigene gehalten.

Zum täglichen Verhör bei der Sicherungsgruppe Bonn: Christel Guillaume, Ehefrau des DDR-Spitzenagenten

Brandt vor SPD-Funktionären: Ich bin kein Säulenheiliger

dpa, **Berlin**

Der SPD-Vorsitzende und zurückgetretene Bundeskanzler Brandt wies am Wochenende in Berlin die „üble Verleumdungskampagne" zurück, die nach seinen Worten gegen ihn in Gang gesetzt worden sei.

Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten nach seinem Rücktritt sagte er auf einer SPD-Funktionärskonferenz: „Hier sind Kräfte am Werk, die mich moralisch vernichten und damit meine Politik und unsere Partei treffen wollen." Dies werde nicht gelingen. „Die Giftköche werden bald entlarvt sein, und jeder tut schon jetzt gut daran, sich nicht von ihnen bedienen zu lassen."

Er betonte: „Ich bin kein Säulenheiliger und habe nie behauptet, frei von menschlichen Schwächen zu sein. Aber ich werde mich durch die verwerflichen Methoden nicht unterkriegen lassen, mit denen gewisse Gegner mich jetzt fertigmachen möchten. Und ich weiß: Auf meiner Seite steht über die eigene Partei hinaus das anständige Deutschland."

Brandt, der sich, wie er sagte, auf beträchtliche Zustimmung stützt, Parteivorsitzender zu bleiben, kündigte an, er werde dies nicht nur „pro forma" sein. Er werde der sich nicht verändernden Aufgabe mit allen Kräften dienen. „Es gibt für mich keine Flucht aus der Pflicht." Er unterstrich, in der vergangenen Abschnitt seines Lebens zu Ende gegangen.

Zur Affäre Guillaume sagte er, ein Agent im Bundeskanzleramt dürfe weder für die Opposition noch für die „Scharfmacher in Ost-Berlin" Vorwand sein, Vereinbarungen nicht zu halten oder die Politik der Entspannung zu torpedieren. „Herr Honecker mag in der Lage sein, zum Rücktritt des Bundeskanzlers beizutragen, aber niemand sollte ihm gestatten, die Entspannung im Zentrum Europas zu unterlaufen."

Der SPD-Vorsitzende betonte, die augenblicklichen Schwierigkeiten seien kein Anlaß, „die Köpfe hängenzulassen". Die Partei habe schon größere Probleme gemeisert. Er versicherte, in der SPD gebe es immer Raum für Diskussionen. Wer aber das Godesberger Programm als Bündnis mit dem Großkapital bezeichne, wer die Arbeiterschaft gegen die eigene Partei mobilisieren wolle und wer Aktionsgemeinschaft mit den Kommunisten betreibe, habe in der SPD nichts zu suchen.

Nachdrücklich bekannte sich Brandt erneut zur Koalition mit den Freien Demokraten. „Unser Bündnis mit den Freien Demokraten hat festen Bestand bis 1976. Und ich hoffe, darüber hinaus", sagte er.

Nach seinem 24stündigen Besuch in Berlin kehrte Brandt am Sonntagvormittag nach Bonn zurück.

Böse Gerüchte in Bonn

Willy Brandt: Ich lasse mich nicht erpressen!

AZ 9.5.74

- **Angebliche Drohungen des Kanzleramts-Spions**
- **Spielte auch eine Frau beim Rücktritt eine Rolle?**

Sie versteckte sich vor zudringlichen Fragern: Rut Brandt

Bonn (AZ) – Mit Entschiedenheit hat der zurückgetretene Bundeskanzler Willy Brandt Gerüchte zurückgewiesen, er habe von der DDR erpreßt werden können. In einer gemeinsamen Sitzung des SPD-Führungsgremiums sagte der Partei-Chef: „Was immer noch über die Beweggründe meines Entschlusses geschrieben werden mag, so ist und bleibt es grotesk, einen Bundeskanzler für erpreßbar zu halten. Ich bin es jedenfalls nicht."

Brandt, der damit zum erstenmal auf Gerüchte über eine private Affäre einging, versicherte, er werde – losgelöst vom Amt des Bundeskanzlers – „durchstehen, was hier noch auf mich zukommen mag".

Die bösen Gerüchte, die auch von Zeitungen und Zeitschriften verbreitet worden sind, wollen wissen, der Kanzleramts-Spion Günter Guillaume habe versucht, seine sofortige Auslieferung durch eine Erpressung zu erzwingen. Der Spion soll gedroht haben, über ein angebliches Verhältnis Brandts zu einer Frau zu berichten.

Während Willy Brandt gestern seinen Geschäften als Parteivorsitzender nachging, hielt sich seine Frau Rut von der Öffentlichkeit fern: sie versteckte sich vor zudringlichen Fragern in der Kanzler-Villa auf dem Bonner Venusberg.

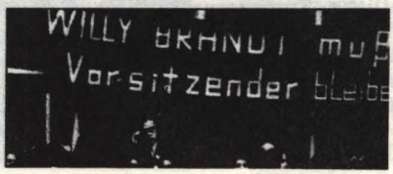
Lesen Sie dazu auch die Berichte und Kommentare auf den Seiten 2, 3 und 4.

Donnerstag, 9. Mai 1974

ZEITE

● Die Krise von Bonn ● Die Krise vor

Sexgerüchte und Hickhack



Nun ist es nicht erforderlich, die Masse der »freundlichen Musen« - einige Vernehmungsprotokolle sprechen von vierzig Fällen - in Einzelheiten aufzuzählen und damit zugleich menschliche und politische Affären aufzudecken. Es handelt sich lediglich darum, der freien Meinungsäußerung Geltung zu verschaffen, wobei es im konkreten Fall ausschließlich darum geht, ob zwischen Willy Brandt und Günter Guillaume ein über das normale Maß hinausgehender privater Kontakt bestanden hat, der dazu berechtigt, Günter Guillaume als Freund von Herrn Brandt zu bezeichnen.

Bezeichnend und demoralisierend ist die Reaktion des Vorsitzenden der SPD, wenn er am 12. Mai 1974 in Berlin vor SPD-Funktionären seine nicht zu qualifizierenden Frauenaffären mit dem Bekenntnis: »Ich bin kein Säulenheiliger« vom Tisch zu wischen versucht, zugleich aber damit in aller Öffentlichkeit die Richtigkeit der Presseveröffentlichungen bestätigt.

Der Abschluß der erfolglosen Moralrettung zeigt sich mit dem von der eigenen Partei erzwungenen Abgang. Doch wo bleibt jene Institution, die die Existenz des Staates und die politische Ethik innerhalb des parlamentarischen Lebens und der politischen Parteien zumindest zu sichern versucht?

Die Presse hat auch und vor allem die Aufgabe, Mißstände im öffentlichen Leben aufzuzeigen, politische Skandale und menschliche Unbotmäßigkeiten politischer Mandatsträger, gleich welcher Partei sie angehören, öffentlich und kritisch zur Diskussion zu stellen.

Mit der Herausgabe des Buches »Guillaume, 'Sein Freund, der Spion'« ist der Verlag Politisches Archiv in diesem Sinne seiner publizistischen Pflicht nachgekommen.

Es ist bemerkenswert, daß Herr Brandt, obwohl die Fahnen dieses Buches sich in den Händen von Mitgliedern des SPD-Parteivorstandes und seiner Rechtsanwaltskanzlei befanden, also Kenntnis vom Inhalt des Buches mindestens drei Wochen vor seinem Erscheinen hatte, nichts anderes unternahm, als lediglich eine »Einstweilige Verfügung« gegen den Titel, nicht jedoch gegen Teile des Inhaltes zu erwirken.

Zeugen: 1. Holger Börner;
2. Rechtsanwalt Dr. Schumann und
3. Willy Brandt.

Brandt beabsichtigte offensichtlich nur, die Herausgabe des zum Zeitpunkt der e.V. erscheinenden Buches zu verhindern, wobei ihm klar sein mußte, daß der gewählte Zeitpunkt dem Verlag den größtmöglichen Schaden zufügen würde.

Wäre es sein ehrliches Bemühen gewesen, aus ehrenrührigen Gründen gegen das Erscheinen dieses längst angekündigten und in seinem Besitz befindlichen Buches einzuschreiten, so hätte er in Kenntnis des Inhaltes gegen den Inhalt sèlbst vorgehen müssen.

Als die „unbewältigte Vergangenheit" Willy Brandt zu stark bedrückte und über ihn hereinzubrechen drohte, entschloß er sich, mit Hilfe der Feder Leo Lanias seine Memoiren zu veröffentlichen.
Sein Buch „Mein Weg nach Berlin" will kundtun, wie sich in Wahrheit sein Leben in der Vergangenheit abgespielt hat. Leo Lania hat es vortrefflich verstanden, in dem Buch wirksame Pointen herauszumeistern. Sie halten jedoch einer genauen Prüfung nicht stand. Seine eigenen Erinnerungen genügten Willy Brandt scheinbar nicht, um offenstehende Fragen zum Schweigen zu bringen. Seine jetzige Frau Rut mußte sich mit Hilfe von Ursula Monsen und Eva Stolze in deutscher und norwegischer Sprache unter dem Titel „Rut Brandt erzählt ihr Leben" ebenfalls der Öffentlichkeit offenbaren.
Beide Lebensskizzen sind in der Auslegung von Ereignissen, Begegnungen und Ansichten sehr gegensätzlich abgefaßt und werden deshalb nachfolgend zum wiederholten Mal zitiert, weil sie eine Fundgrube für jeden sind, der Freude am „Nachblättern in der Vergangenheit" hat. Frauen haben in dem Leben von Willy Brandt immer eine große Rolle gespielt. Seine eigenen jedoch unvollständigen Memoiren weisen deutlich darauf hin.
Vielleicht ist es deshalb auch nur einer Frau möglich, das Zwiegesichtige seines Wesens aufzuzeichnen.